Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1900
bd.11

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

verwendet Stets

Dr. OETKERS Backpulver . . . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Vanillinzucker . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Puddingpulver à 10—30 Pfg.

Die millionenfach bewährten Rezepte gratis von den besten Geschäften der Kolonialwaarenbranche!

Dr. A. OETKER * BIELEFELD.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Reiselektüre empfohlen!

Fedor von Zobeltitz:

Die Armutsprobe.

Roman.

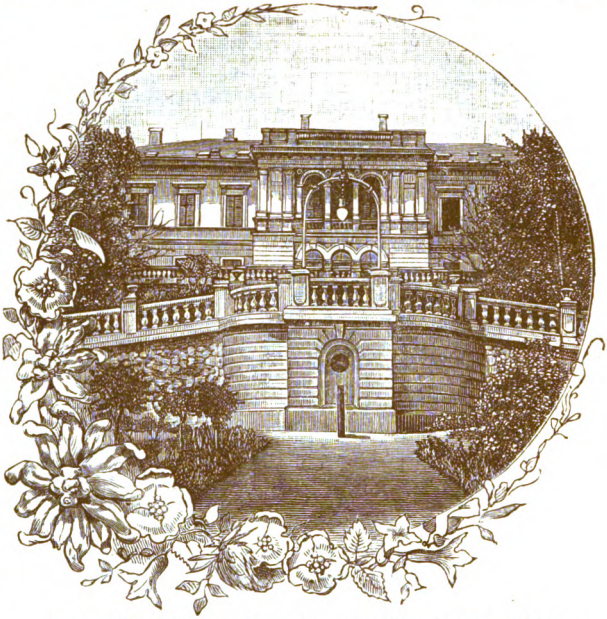
Zwei Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.



Uebertrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekannteren natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen-** und **Harnleiden, gichtischen Ablagerungen,** Erkrankung der **Respirationsorgane** und **Lunge,** unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als prophylaktisches Mittel gegen alle das **Verdauungssystem,** die **Nieren-, Galle-, Harn-,** und **Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet

In Flaschen à 7/8 u. 3/8 Liter vorräthig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☞ Auf den »Korkbrand« (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne** Brand enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn

mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

☞ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☜ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Alarm in Blankenstein“ von Alwin Römer. (S. 81)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

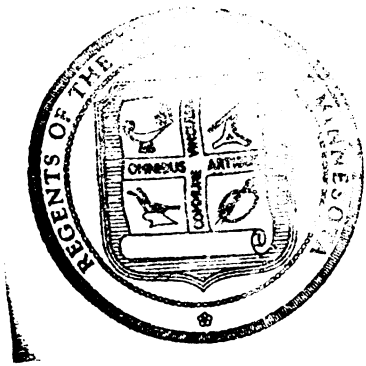
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Elfter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Digitized by Google

Twin Cities Co



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

WLS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Der eiserne Ring. Roman von Lore Hollweg (Fortsetzung) 7

Alarm in Blankenstein. Eine lustige Geschichte von Alwin Römer 60
Mit Illustrationen von Adolf Wald.

Das Wachstum der Städte. Ein zeitgemässer Rückblick von Professor E. Koller 85
Mit 16 Illustrationen.

Die Stenographin. Novelle von Fritz Döring 109

Wandertage in der fränkischen Schweiz. Reiseerinnerungen von Gustav Merkel 170
Mit 11 Illustrationen.

Magerkeit. Aerztliche Winke von Dr. med. Kreusner . 189

Aus dem Burenkriege. Kriegerische Bilder von Fred Carpenter 197
Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein glückbringender Schnitt 214

Neue Erfindungen:

I. Rettungsturm an Gebäuden für den Fall eines Brandes 216
Mit Illustration.

II. Neues Thermokauter 217
Mit Illustration.

Digitized by Google

Seite

Die schwedischen Briefe 219
Die ersten Inserate 222
Eine neue Schwindelmethode 224
Der General mit dem kürzesten Namen 225
Die hygieinische Wichtigkeit des Atemholens durch die Nase 226
Mit Illustration.
Artistinnen 228
Ein Autograph Napoleons 231
Rindermelonen in Südafrika 233
Mit Illustration.
König Georg III. 235
Nützlichkeit der Schwalben 236
Ehemalige Aerztetracht 239
Von der Koralle 239
Das letzte Wort 240
Doppelsinnig 240

Digitized by Google

Der eiserne Ring.

Roman von Lore Hollweg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Elis zitterte. Ein angstvolles Flehen, das aus tiefster Seele kam, lag in ihren Augen. Sir Newton machte mit der Hand eine leichte Bewegung, die sie zum Sitzen einlud, und sie gehorchte stumm, die Augen thränenglänzend, ängstlich erschreckt auf ihn gerichtet. Sir Newton hatte sie noch nie so gesehen, und doch war das ihr eigentliches Wesen. Hilflosigkeit und als natürliche Folge derselben Furcht vor dem Schicksal sprachen aus jeder ihrer Mienen. Sie empfand sogar die ruhige, höfliche Form Sir Newtons jetzt als Spott und Ironie, und während ihr dieser schonend und freundlich erzählte, was er von John Funham über den Fall des Hauses J. & W. Funham wußte, dämmerte ihr plötzlich wie eine neue Morgenröte das Bewußtsein ihres thörichten und kindischen Betragens auf, das sie von jeher und noch bis zur letzten Minute gegenüber Sir Newton eingehalten hatte. Der Ernst der Welt gähnte ihr plötzlich wie ein Abgrund vor den Augen, und doch war das, was ihr drohte, nichts als die nüchterne Notwendigkeit des Lebens, die harte

Digitized by Google

und bisweilen grausame Lehrmeisterin. Es drohte ihr nicht mehr und nicht weniger, als was Hunderten und Tausenden auch droht, nur war sie verwöhnt und mußte nun in Tagen und Wochen nachholen, was andere in langen Jahren gelernt hatten.

Wie ihre Mutter, so war auch Ellis sofort nach den ersten Andeutungen von der ganzen Größe ihres Unglücks überzeugt. Es war alles verloren, der goldene Quell, aus dem sie gedankenlos und rücksichtslos ihr ganzes Leben lang geschöpft, war versiegt. Unwillkürlich kamen die Selbstvorwürfe, diese sicheren Boten des richtigen Erkennens. Aber noch während Sir Newton sprach, kam ihr noch eine andere Erkenntnis. Sie war die Frau eines reichen Mannes geworden, der sie nicht um ihrer selbst willen geheiratet hatte, sondern, wie ihr ja Sir Newton haarscharf auseinandersetzte, auf Grund eines Vertrages, den nun weder ihr Vater noch sie selbst einhalten konnte. Der Gemahl war — sie konnte nicht anders sagen — klugerweise davongegangen, war nach England abgereist, vermutlich um erst abzuwarten, was nun werden würde. Und ihr Schwiegervater stand in seiner ruhigen Höflichkeit vor ihr, um ihr das beizubringen. Jede arme Arbeiterfrau, die in der Mühsal des Lebens steht, konnte stolz und freudig vor Ellis hintreten und sagen: „Mich hat mein Mann nur um meiner selbst willen gewählt," und solches Bewußtsein war eine Befriedigung fürs ganze, noch so wechselvolle Leben. Rang und Reichtum, Adel und Stellung einer Frau, so hoch sie auch die kalte Klugheit der Welt stellt, sind für eine Frau doch nicht das, was dem Bewußtsein, von dem Manne ihrer Liebe um ihrer selbst willen gewählt zu sein, gleichkommt. Rang und Reichtum erhöhen eine Frau nicht, wie die Welt allgemein glaubt, sondern sie erniedrigen sie, es ist eine Art Bestechung oder eine Täuschung dabei.

Digitized by Google

„Sie werden selbst begreifen, liebes Kind," fuhr Sir Newton in seiner Auseinandersetzung fort, „daß dieses plötzliche Versiegen und Versagen des einen Teiles der Kontrahenten gewisse Erwägungen hervorruft, wie dieser Ungleichheit wohl abzuhelfen sei. Glauben Sie mir, daß mir nichts fataler ist als die so entstandene Sachlage, aber ich habe es gleichwohl für meine Pflicht gehalten, Gordon zur Abreise zu bewegen, um dadurch zunächst Zeit zum Ueberlegen und Nachdenken zu gewinnen. Sie haben natürlich als rechtlich angetraute Ehefrau meines Sohnes Anspruch auf standesgemäßen Unterhalt —"

„Sir Newton," unterbrach Ellis ihn zum erstenmal wieder nach seiner langen Rede, „Sie thun mir weh."

„Nein, liebe Ellis, ich setze den Fall auseinander, wie er rechtlich liegt."

„Bitte, thun Sie das nicht. Mister Gordon ist von mir fortgegangen, hat mich wenige Stunden nach der Trauung verlassen. Nun — er wird wohl wissen, warum, und mir bleibt nichts übrig, als mich darein zu fügen. Es ist eine Beschämung, ein Schimpf für mich als Frau. Wenn mich Gordon geliebt hätte, würde das nie geschehen sein. Aber ich will es ertragen, Sir Newton, ohne mit den Wimpern zu zucken. Ich will es als eine Strafe dessen hinnehmen, was ich selbst verschuldet. Weiter dürfen Sie aber meine Demütigung nicht treiben."

„Aber ich will ja im Gegenteil —"

„Nein, Sir Newton. Es ist eine weitere Erniedrigung, mir zuzumuten, Ansprüche an einen Gatten zu erheben, der von mir am Hochzeitstage fortläuft," erwiderte Ellis aufstehend. „Bis jetzt mag man unsere Heirat als eine Täuschung ansehen, die menschlich und also auch erklärlich ist. Wir haben uns ineinander getäuscht, täuschen uns vielleicht jetzt noch, weil wir uns nicht kennen, wie sich Frau und Mann kennen müssen. Wenn ich aber

Digitized by Google

jetzt einen — wie Sie sagen, rechtlichen Anspruch auf Unterhalt an Gordon erheben wollte, so würde aus der Täuschung ein Betrug. Man würde sagen, ich hätte Gordon absichtlich getäuscht, um einen persönlichen Vorteil für mich zu erschleichen. Ich muß Sie also bestimmt ersuchen, Sir Newton, mit mir nicht von solchen Ansprüchen an Mister Gordon zu reden. Sie verletzen mich dadurch. Ich kenne keine solchen Ansprüche, und will keine kennen."

„Hm," machte Sir Newton nachdenklich, „Sie haben am Ende recht. Kehren Sie zu Ihrem Vater zurück, das würde ich Ihnen anraten. Das weitere wird sich ja dann später schon finden, wenn die Angelegenheit sich mehr geklärt hat. Das wäre es, was ich Ihnen bis auf weiteres mitzuteilen hatte. Und da das nun geschehen ist, will ich Sie nicht weiter belästigen."

Er machte eine höfliche Verbeugung und war eben im Begriff, sich zu entfernen, als Ellis, ihre Einsamkeit und Hilflosigkeit vorausseheud, in heftiges Weinen ausbrach. Sie konnte nicht einmal adieu sagen, so sehr übermannte sie die Bestürzung, die Angst über die fürchterliche Wendung, die ihr Schicksal so plötzlich genommen hatte.

Nachdenklich blieb Sir Newton wieder stehen und sah sie einen Augenblick an. „Hm," sagte er tröstend, „Sie sind noch jung, Ellis, wozu verzweifeln? Ich gebe gern zu, daß Sie der Schlag ebenso hart wie überraschend und unschuldig trifft. Aber Sie sind noch jung. Junges Holz biegt sich, wenn der Sturm kommt, nur altes bricht. Und dann — das geht vorüber. Warten Sie es doch wenigstens ab, ob alles wirklich so schlimm ist, wie es aussieht. Ihr Onkel sprach von einem Arrangement. Wer weiß, ob es Ihrem Vater nicht trotzdem gelingt, seinen Kahn wieder flott zu machen. Mit einem Wort: hoffen Sie. Das ist Ihr Recht und Ihre Pflicht. Dabei wird man alt. Was sollen wir alte Leute denn im Unglück thun,

Digitized by Google

wenn schon die Jugend die Flinte ins Korn wirft? Hoffen Sie! Und wenn wirklich einmal Not am Mann ist, Ellis, dann erinnern Sie sich, daß wir beide trotz alledem noch gute Freunde sind."

Schluchzend, das Taschentuch vor den Augen, hörte Ellis nicht einmal, wie Sir Newton endlich fortging. Sie wußte schon, was die schönen Redensarten und die guten Freunde im Unglück wert sind. Niemals würde sie sich an Sir Newton wenden. Die Vorgänge überzeugten sie mit einer grausamen Schärfe und Deutlichkeit, was dieser samt seinem Sohn für Leute waren. Was blieb denn nun von ihrer Ehe übrig, als ein kalter, kluger Kontrakt? Nichts weiter! Herz und Seele gingen leer aus. Gewiß war sie daran mit schuld, sie war sogar eine der Hauptschuldigen, aber trotzdem fühlte Ellis wohl, daß sie doch mehr zu bedauern, als zu verdammen war.

Lange hatte sie so in dumpfem Brüten dagesessen. Furcht, Reue, Scham bestürmten ihre Seele. Was nun? Was nun? fragte sie sich immer wieder und kam doch zu keiner Antwort. Sollte sie zu ihrer Familie zurück? Welche Demütigung, welche Schande! Sie wurde wieder nach Hause geschickt, weil kein Geld da war! Und das mußte ihr, der so stolzen, übermütigen, vornehmen Ellis Funham passieren. Wenn sie nun wieder nach London kam und dort ihren früheren Freunden und Freundinnen begegnete, wie beschämt und gedemütigt stand sie vor denen da! Sie war ja nun arm, mußte vielleicht einen Erwerb als Näherin oder Ladenmamsell suchen. War das möglich? Konnte sie das? — Niemals! schrie es in ihr auf.

Hierbleiben konnte sie aber noch viel weniger. Was also? — Sterben!

Ja, das war ihr Wunsch. Tot und begraben sein, nichts mehr hören und sehen von dieser Welt. Wenn es hätte sein können, ohne ihr Zuthun, ohne Schmerzen,

Digitized by Google

wäre Ellis in diesem Augenblick mit tausend Freuden gestorben — und sie war erst neunzehn Jahre!

Der Strand war seicht, das wußte sie. Zehn oder zwanzig Schritte ins Meer — und alles war vorbei, fort die Demütigungen, die Schande, die Sorge um die Zukunft.

Wild schluchzend sprang sie auf und wollte fort. Da stand plötzlich Leonore vor ihr. Ellis sah das weiche, liebevolle, bescheidene Gesicht ihrer früheren Gesellschafterin, die besorgten Augen, den wehmütigen Ausdruck ihres Gesichtes.

„Miß Lore — o, Miß Lore!" schrie sie schmerzgequält auf und fiel dem jungen Mädchen in die Arme.

Leonore sagte zunächst nichts, sondern sah Ellis prüfend und aufmerksam ins Gesicht, erst als sich diese gar nicht wieder beruhigen wollte und immerfort zum Herzbrechen schluchzte, redete sie ihr zu.

„Ich habe gedacht," sagte sie, „daß es Ihnen hier zu einsam sein würde, und deshalb Ihrer Mutter den Vorschlag gemacht, Sie wieder nach dem Palazzo Gonzaga einzuladen. Ich bin deshalb hier; Ihre Frau Mutter erwartet Sie."

„O, Sie wissen nicht, was geschehen ist, Miß Lore. Ich kann — — ich kann nicht zu meiner Familie zurück."

„Ich weiß sehr wohl, was geschehen ist, und wüßte in aller Welt keinen passenderen Platz für Sie, als an der Seite Ihrer Mutter. Missis Funham will in diesen Tagen nach London zurückfahren, je eher, desto besser, und rechnet bestimmt darauf, daß Sie sie begleiten."

„Als eine im Stich gelassene, verschmähte Frau? O nie, nie kann ich das, Miß Lore!"

Und wieder schluchzte Ellis in den Armen Leonores auf, als ob ihr dieser erste Schmerz des Lebens das Herz brechen müßte.

Digitized by Google

„Man kann alles, was die Not gebeut," redete ihr Leonore zu. „Wissen Sie nicht, was Ihr großer Dichter Shakespeare meint, wenn er sagt:

„Not ist der Prüfstein der Gemüter.
Wo still die See, da schwimmt ein jedes Boot.
Jedoch auch harte Schicksalsschläge ruhig dulden,
Das zeugt von wahrer Kunst des Lebens."

Und Sie sollten sich nicht einmal beklagen, daß die Not Sie getroffen hat, denn Not lehrt nicht nur beten, sondern außerdem eine Menge Dinge, ohne die unser Leben schal und öde wäre. Not lehrt Sie die Abgründe des Lebens kennen, ebenso wie den Flitter und Tand, macht Ihr Auge scharf und Ihren Verstand klug. Was ist unser Leben ohne die Lehren der bitteren Notwendigkeit? Ein Schatten, ein Scheinleben, das seine beste Kraft, seinen schönsten Inhalt nicht kennt. Jener Mensch ist der wahre Verfluchte, den nie die Not des Lebens trifft. Er gleicht dem ungejäteten Acker, wo das Unkraut wuchert. Das wahre Glück des Menschen wächst aus dem Boden der Not. Der eiserne Ring der Notwendigkeit bildet die Grenze unseres Glückes."

Mit einer heftigen Bewegung riß sich Ellis plötzlich los und starrte Leonore einige Sekunden ins Gesicht. Irgend eine Idee hatte sie erfaßt, irgend eine tiefverborgene Saite ihres Gemüts war von den Worten des jungen Mädchens berührt und zitterte nun in leisen Schwingungen, kaum vernehmbar und undeutlich in ihrer Seele.

„Der eiserne Ring!" stammelte sie wie träumend.

„Was ist Ihnen?" fragte Leonore erstaunt. „Was haben Sie denn?"

Langsam fuhr sich Ellis mit der flachen Hand über Stirn und Schläfe, die Haare ordnend und wie sich besinnend auf eine alte längst vergessene Geschichte. Wie war das nur? Sie sah einen jugendlich-gutmütigen Blond-

Digitized by Google

kopf vor sich mit zwei leuchtenden zutraulichen Augen, schüchtern bot er ihr einen kleinen schwarzen Ring aus Eisen mit einer Inschrift. Wie war doch die Inschrift? Und was hatte es denn mit dem Ringe für eine wunderliche Bewandtnis? Vor allem aber: wo war der Ring hingeraten? Und wo war sein Geber?

Unwillkürlich strich sie mit einer Hand über die andere. Da waren mehrere Ringe, goldene, mit teuren blitzenden Steinen, aber kein eiserner. Ein bitteres Gefühl der Reue kam über sie, ein Gefühl wie von einem verlorenen Leben. Eine unruhige Hast erfüllte sie plötzlich, als müsse sie irgend etwas thun und unternehmen.

„Sie sagen, Mama wolle nach London zurück?" fragte sie rasch.

„Ja, sobald wie möglich."

Jedenfalls, so sagte sich Ellis, war der eiserne Ring irgendwo in ihrer Londoner Wohnung. Wenn er überhaupt noch aufgefunden werden konnte, so mußte er dort gesucht werden.

„Kommen Sie, Miß Lore, wir wollen gehen," fuhr Ellis noch immer in geheimnisvoller Unruhe fort. „Ich will mit Mama nach London."

Dann, als sie schon durch die dunkle Allee nach der Gondelstation schritten, fuhr sie wieder in ihrer träumerischen Art fort: „Miß Lore, Sie sind ein kluges Mädchen. Sagen Sie mir eines. Wenn mein Vater bankerott ist, gehört ihm dann gar nichts mehr?"

„Aber lassen Sie das doch jetzt —"

„Nein, nein, Miß Lore. Ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir nur das eine."

„Je nun, das kommt noch darauf an, je nachdem der Konkurs ausgeht. Jedenfalls werden Sie gut daran thun, sich für die Zukunft auf eine bescheidenere Einrichtung gefaßt zu machen."

Digitized by Google

„Nein, nein, das meine ich nicht. Unsere Wohnung in Oxford Street —"

„Die kommt sicher mit in die Konkursmasse, soweit nicht Missis Funham etwa Eigentumsrechte nachweisen kann."

„Ja, ja, aber beispielsweise meine Schmucksachen."

„Soweit sie Geschenke Ihres Vaters sind, werden sie vermutlich auch zur Konkursmasse gerechnet. Ich weiß das nicht so genau."

„Aber die Geschenke von anderen?"

„Was Ihnen gehört, bleibt natürlich auch Ihnen."

„Andenken ohne Wert, ein Ring etwa?"

„Ach, natürlich. So genau wird man das wohl nicht nehmen."

„Ich kann ihn mir ohne weiteres aneignen, wenn ich ihn finde?"

„Selbstverständlich."

Ohne weiter ein Wort zu wechseln, bestiegen sie die Gondel, mit welcher Leonore herausgefahren war und die sie sich zur Heimfahrt gesichert hatte. Schweigend fuhren sie über die dunkle Lagune der Stadt zu.

Als sie im Palazzo Gonzaga ankamen und die Treppe hinaufgingen, lagen hier noch die halbverwelkten oder zertretenen weißen Rosen herum. Ein sonderbarer Duft von Magnolienblättern und Guirlanden lag in der Luft, auf Treppen und Gängen hingen noch die kleinen, bunt herausstaffierten Wappen mit seidenen Bändern, die Wimpel und Fähnchen.

Ellis schluchzte laut auf und fiel weinend ihrer Mutter in die Arme.

Achtes Kapitel.

John Funham war am anderen Morgen sehr erschrocken, als er hörte, wie wenig Ellis bei ihren Verhandlungen

Digitized by Google

mit Sir Newton seinen Erwartungen entsprochen hatte. Sie war ganz das Gegenteil von dem gewesen, was er eine kluge Frau nannte, hatte der Gegenpartei ihren Rückzug durch die Noblesse erleichtert, mit der sie ihre Ansprüche aufgegeben, und war dem feinen, höflichen Intriguenspiel des Sir Newton leicht zum Opfer gefallen, dem es natürlich nur darauf ankam, sich ohne Verlust aus der Sache zu ziehen. Sehr zufrieden mit diesem Erfolg würde sich, wie John annahm, Sir Newton nun ebenfalls auf die Eisenbahn setzen, um nach London zurückzukehren, und J. & W. Funham zunächst ihrem Schicksal überlassen.

Was das für ihn persönlich zu bedeuten hatte, darüber konnte John nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Er war selbst Engländer vom Scheitel bis zur Sohle und sah in den Maßnahmen Sir Newtons sofort jene nüchterne, verständige Herzlosigkeit, die von glatten, höflichen Redensarten und Versprechungen überfließt und von der Londoner City mit selbstgefälligem, spöttischem Lächeln großgezogen wird.

Wenn die neugeknüpften Familienbande nicht die Erwartungen Johns erfüllten, so durfte er noch weniger oder überhaupt gar nicht darauf rechnen, daß es in London gelingen würde, ein Arrangement der Firma mit ihren Gläubigern zu erzielen. —

Frau Funham traf ihn, als er sich zum Ausgehen fertig gemacht hatte, auf dem Korridor.

„Adieu, Martha!“ sagte er eintönig, gleichgültig zu ihr.

„Wohin willst du, John?“ fragte sie ängstlich.

„Zu Reedholm. Ich will noch einen letzten Versuch machen und muß mich beeilen, denn sonst treffe ich ihn nicht mehr an. Ist er erst wieder in London, ist alles vorbei.“

„Und du hast noch einige Hoffnung?“

„Ellis hat kein Recht, auf ihre Ansprüche zu ver-

Digitized by Google

zichten und darf es auch nicht thun. Das werde ich Reedholm sagen. Ich denke, er wird sich besinnen."

In Wahrheit hatte auch John keine Hoffnung mehr, aber er redete es sich wenigstens ein. Sein letzter Versuch war der Strohhalm des Ertrinkenden. Eine stumpfe Müdigkeit, Ueberdruß und Gleichgültigkeit war über ihn gekommen. Nicht sich, sondern seinen Kindern, seiner Familie glaubte er den letzten Versuch schuldig zu sein. Er wollte ihn unternehmen, aber — Hoffnung hatte er nicht mehr. Es sprach sich, als er die Treppe des Palazzo Gonzaga hinunterging, eine sonderbare Ruhe und Entschlossenheit in seinem Wesen aus, wie bei einem Manne, der mit sich selbst fertig ist. Im Grunde genommen war John Funham ein verlebter, verweichlichter und energieloser Mann, der weit entfernt, den Schwierigkeiten die Stirn zu bieten, vielmehr bestrebt war, sich ihnen auf irgend eine Weise zu entziehen. Noch während er die große breite Marmortreppe hinunterstieg, dachte er daran, daß es vielleicht das letzte Mal sei, und daß er das Haus nicht mehr sehen würde, wenn nicht Reedholm sich noch in letzter Stunde besann. Kalt und ruhig dachte er an sein Ende wie an eine notwendige Folge. Er war heruntergestürzt aus seiner Höhe, ohne die Kraft zu haben, sich wieder zu erheben. Ein Leben ohne Geld war für ihn eine Unmöglichkeit, und so war sein pekuniäres Ende auch sein körperliches.

Unten im Treppenhaus spielten seine zwei Töchter und die Bonne mit Orangen. Die kleinen zierlichen Mädchen, die in hocheleganten weißen Kindertoiletten mit seidenen Schärpen, gestickten andalusischen Strümpfen und Saffianschuhen herausgeputzt waren, hatten sich erhitzt und rannten mit fröhlichem Lachen hinter den am Boden kollernden goldgelben Früchten her. Eine der Orangen kollerte die Treppe nach dem Kanal hinunter und fiel ins Wasser.

Digitized by Google

„Papa," rief ihm die jüngste zu, „hole sie, hole sie!"

Es war ein herziges Kind, die kleine Maud. Was würde nun wohl aus der verwöhnten, kleinen Puppe werden?

Er hob sie auf den Arm und küßte sie. Die Kleine machte in ihrer Lebhaftigkeit verzweifelte Anstrengungen, um wieder los zu kommen und hinter ihren Orangen herrennen zu können, die sie natürlich mehr interessierten als die Zärtlichkeiten ihres Vaters.

„Hast du mich nicht lieb, Maud?" flüsterte er ihr leise ins Ohr. Es klang fast wie ein Vorwurf.

„Doch, doch, Papa, aber du mußt noch viel mehr Orangen mitbringen, hörst du? Wir brauchen noch viel, viel mehr Orangen," schwatzte die Kleine ernsthaft.

Er schien gerührt und zwinkerte mit den Augen, als ob ihm die Thränen den Blick getrübt hätten. Dann setzte er das Kind wieder auf den Boden und ging nach der Gondel. Eine sonderbare Idee kam ihm dabei. Vor einigen Tagen war er zufällig Zeuge einer herzzerreißenden Scene geworden. Ein Kind war aus dem Fenster eines Hauses ins Wasser gefallen, und die junge Mutter im ersten natürlichsten Gefühl war ihm nachgesprungen. Beide waren ertrunken. Der leidenschaftliche Schrei der Mutter gellte noch in seinen Ohren. Das war Liebe, das war Zusammengehörigkeitsgefühl, das war Natur! Hingegen bei ihm war das alles so ganz anders, so kühl und nüchtern, so verständig spekulierend, so ungemein vernünftig; selbst sein Kind, so verstandesunreif und unbedacht es war, machte seine Zuneigung von den Orangen abhängig, die er ihm mitbringen sollte. Eine Redensart, gewiß, nichts anderes, denn das Kind dachte sich ja nichts dabei, aber das war es ja gerade, was ihn nachdenklich machte. Jene Mutter, die hinter ihrem Kind hersprang, dachte sich auch nichts dabei, es war der Instinkt der

Digitized by Google

Natur und doch so himmelweit verschieden. War er nun der entwickeltere bessere Mensch, oder jene Frau? Die erhöhte Kulturstufe, auf der er stand oder zu stehen vorgab, erschien ihm doch recht wurmstichig, hohl und unglücklich. Sein Leben war nur Schein, nicht mehr das naturwahre, urwüchsige, gesunde jener Frau aus dem Volke, er hatte Kinder und hatte auch keine, er liebte sie und liebte sie auch nicht. Wie hätte ihm sonst eine so barbarische Idee kommen können, seine Kinder, seine Familie zu verlassen? Aber die Idee war vernünftig, wie er sich sagte, während sie doch nur die Ohnmacht, die Schwäche, die sittliche Verkommenheit war.

Am Hotel Sir Newtons angekommen, sagte man ihm, daß dieser bereits abgereist sei. Das konnte wahr sein, möglicherweise war es aber auch nur eine Ausflucht. Beides kam aber für ihn auf dasselbe hinaus — es war vorbei. Das Ende war da.

Als er wieder hinaustrat, und der Gondoliere ihn fragend ansah, um zu wissen, wohin er ihn fahren solle, starrte er ihn eine Weile wie geistesabwesend an. Was nun? mochte er sich fragen. Wohin nun? Es war nun so weit!

„Nach der Piazzetta," befahl er dann kurz, und die Barke fuhr in der angegebenen Richtung davon.

— — — — — — — — — — — —

Es war kurz vor Mittag gewesen, als John ausgefahren war, um Reedholm aufzusuchen, und seine Schwägerin erwartete sehnsüchtig seine Rückkehr, um aus der quälenden Unruhe und Unsicherheit herauszukommen. Reedholm war jetzt ihre einzige Hilfe und Rettung, und sie wußte durchaus nicht, was werden sollte, wenn sich diese letzte Hoffnung ebenfalls als trügerisch erwies. Sie hatte nur noch sehr wenig bares Geld zu ihrer Verfügung. Ein Check von hundert Pfund, den sie in den Vormittags-

Digitized by Google

stunden beim Bankier präsentieren ließ, wurde von diesem zurückgewiesen mit der etwas höhnischen Bemerkung, sie hätte damit vierundzwanzig Stunden früher kommen müssen. Sie hatte davon weder Ellis noch ihrem Schwager etwas gesagt, weil sie sich schämte, daß ihr so etwas passiert war. Einen weiteren Versuch, sich mit ihrem Checkbuch Geld zu verschaffen, unternahm sie aber nicht, aus Furcht, man könne das für einen Betrugsversuch ansehen, der es ja doch schließlich auch war. Sie wußte, daß J. & W. Funham im Konkurs waren, und daraus Vorteil zu ziehen, daß etwa ein anderer es noch nicht wußte, war eben Betrug. Die Checkformulare, die Ellis sonst so außerordentlich bequem fand, waren plötzlich nur noch Papier wie jedes andere auch, es gab niemand auch nur einen Pfennig dafür.

Andererseits hatte Frau Funham durch die Hochzeitsfeier eine Menge Verbindlichkeiten. Alle Augenblicke wurden ihr Rechnungen von den verschiedensten Lieferanten präsentiert, die im guten Glauben an die fremden Herrschaften, über deren Reichtum in Venedig die fabelhaftesten Gerüchte umliefen, geliefert hatten, nun aber bezahlt sein wollten. Es kam zu peinlichen Scenen — kurz, Frau Funham hatte Ursache genug, der Rückkehr ihres Schwagers mit Sehnsucht entgegenzusehen.

Aber John kam nicht. Es verging Stunde auf Stunde, es wurde Abend, aber ihr Schwager kehrte nicht zurück und ließ auch nichts von sich hören. Frau Funham war in Verzweiflung. Ihr brannte der Boden unter den Füßen, jede Minute im Palazzo Gonzaga war ihr eine Qual, denn wenn es ihr auch gelang, einen oder den anderen der Lieferanten zu beruhigen und zu vertrösten, so kamen doch immer wieder andere, die hartnäckiger waren und Geld sehen wollten. Es kam ihr die Idee, ihre Juwelen zu versetzen, um Geld zu schaffen, aber sie hatte

Digitized by Google

niemand, dem sie die Sache anvertrauen konnte. Auf Ellis war in dieser Beziehung gar nicht zu rechnen. Diese saß in ihrem Zimmer und hatte sich eingeschlossen. Ihr Schwager war nicht da — was in aller Welt sollte sie denn thun?

Es war schon dunkel, und Frau Funham saß ohne Licht in einem hohen, fast gespenstischen Balkonzimmer des Palazzo Gonzaga, als ihr Diener bei ihr eintrat. Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Was konnte der Mann ihr sonst bringen, wenn nicht eine neue Hiobspost?

„Was giebt's, William?" fragte sie ihn zitternd.

„Es ist ein Herr draußen, der mit Ihnen reden will."

„Was für ein Herr?"

„Ein Herr von der Polizei."

„Allmächtiger Gott!" schrie die arme Frau gequält auf. Die düstersten Ahnungen mochten sofort ihre Seele erfüllen. „Was — was habe ich mit der Polizei zu thun?" fuhr sie nach einer Pause fort. „Was will der Mann von der Polizei?"

„Ich weiß es nicht, er sagte, daß er es Ihnen persönlich sagen müsse."

„Nun gut, William, so führen Sie ihn her," erklärte Frau Funham endlich. Es blieb ihr nichts anderes übrig, denn sie hatte die dunkle Idee, daß sich Leute von der Polizei doch nicht abweisen lassen, selbst wenn man das wollte.

Gleich darauf stand ein Herr im langen, dunklen, zugeknöpften Gehrock vor ihr, den Cylinder in der Hand, freundlich, höflich, fast mitleidig.

„Habe ich die Ehre, mit Frau Funham aus London zu sprechen?" begann der Beamte.

„So heiße ich. Was wünschen Sie von mir?"

„Signora," sagte der Herr zögernd, als ob er möglichst schonend vorzugehen wünsche, „ich komme von Ihrem Herrn Schwager John Funham."

Digitized by Google

Sofort sprang Frau Funham von ihrem Sitze auf und preßte die Hand auf das Herz. Sie verstand den Mann schlecht, weil er italienisch sprach, und hätte ihn wohl überhaupt nicht verstanden, wenn nicht die Namen ihrem Verständnis zu Hilfe gekommen wären. Trotzdem wußte sie sofort, daß ein neues Unglück geschehen, und daß der Mann abgesandt sei, ihr dasselbe möglichst schonend mitzuteilen.

„Tot?" fragte sie keuchend und kurz. Sie wußte offenbar nur sehr wenig italienische Worte und sprach diese auch noch schlecht aus.

„Es ist ein Unfall geschehen, Signora," sagte der Beamte noch immer zögernd und vorsichtig.

Gleichwohl verstand ihn Frau Funham offenbar nicht, denn sie wiederholte: „Tot? Ja oder nein!"

Der Mann zog bedauernd die Schultern hoch und murmelte etwas, das Frau Funham nicht verstand. Gleichwohl wußte sie, daß John tot sei. Sie wußte, daß seine Hoffnungen sich nicht realisiert, und John infolgedessen ein Ende gemacht hatte. Noch vor zwei Tagen wäre ein solcher Gedankengang für Frau Funham eine Unmöglichkeit gewesen, aber das Unglück macht gelehrig. Heute schien das der armen Frau nur natürlich und folgerichtig, was ihr früher unmöglich erschienen wäre. Sie verstand gar nicht, was der Beamte ihr noch freundlich in längerer Rede auseinandersetzte, aber sie ahnte den Thatbestand.

Da es sich indessen doch als notwendig erwies, auch über die näheren Umstände des Vorganges unterrichtet zu sein, und Frau Funham sich nicht genügend mit dem Beamten verständigen konnte, so rief sie Lore herbei, damit diese als Dolmetscherin fungiere. Auf diesem Wege erfuhr sie dann, daß ihr Schwager in der Zelle einer Badeanstalt tot aufgefunden worden sei. Er habe sich allem Anschein nach erschossen. Man hatte natürlich von

Digitized by Google

dem Vorgange zunächst die Polizei verständigt, die dann aus Briefen und Depeschen, die bei dem Toten gefunden wurden, dessen Identität festgestellt hatte und nun bei den Verwandten anfragen ließ, wie es mit dem Begräbnis gehalten werden solle.

„Es wird sich nicht anders machen lassen," bemerkte der Beamte, „als daß man die Leiche hierher überführt, denn Sie werden nicht wollen, daß sie in Polizeigewahrsam genommen werden soll."

Lore zögerte etwas mit der Antwort. In diesem Augenblick betrat Ellis das Zimmer. Sie sah bleich und schmerzlich bewegt aus, schien ihrer inneren Erregung aber doch Herr zu sein.

Sie begrüßte den Beamten mit einer ruhigen und gemessenen Verbeugung und sagte zu ihrer Mutter: „Was ist vorgefallen, Mama?"

„Mein liebes Kind — — —" entgegnete diese stockend und schluchzend.

„Ich hörte draußen, daß ihr hier versammelt seid. Darf ich nicht wissen, um was es sich handelt?"

„Doch, doch, Ellis. Nur würde ich wünschen, daß du dich noch geduldest, bis alles geordnet ist. Du mußt nicht vergessen, daß ein Unglück nie allein zu kommen pflegt. Aber wie sehr die Prüfungen des Himmels auch auf uns niederfallen, verliere den Mut nicht, mein Kind! Ebenso sicher wie auf frohe Tage trübe folgen, werden auch für uns auf trübe wieder bessere Zeiten folgen. Ausdauer ist alles. Laß dich nicht niederwerfen, Ellis, was du auch siehst und hörst."

Frau Funham hatte nicht den Mut, ihrer Tochter zu sagen, was geschehen war. Sie bat Lore, alles übrige nach Gutdünken abzumachen, und führte dann Ellis wieder fort, hinauf in den zweiten Stock des Hauses, wo Ellis schon vor ihrer Verheiratung ihr Zimmer gehabt hatte.

Digitized by Google

In dem Zimmer herrschte ziemliche Unordnung. Im Schein einiger unruhig brennenden Kerzen standen halb gepackte Koffer herum, auf Stühlen und Tischen lagen zusammengerollte Reiseeffekten.

„Du hast schon angefangen zu packen, liebes Kind?“ fragte Frau Funham wehmütig.

„Ja, Mama,“ antwortete Ellis. Dann nach einer kleinen Pause, während der sie ihre Mutter etwas ängstlich angesehen, fuhr sie bestürzt fort: „Reisen wir nicht morgen?“

„Hm, ich weiß nicht, ich glaube, es wird sich nicht machen lassen.“

„Weshalb nicht?“

Wieder fiel ein besorgter Blick aus Ellis Augen auf ihre Mutter, die ziemlich verlegen erwiderte: „Du wirst es später erfahren, Ellis.“

Eine neue, peinliche Pause folgte. Ellis wußte, daß ihre Mutter vergeblich nach Geld gesandt hatte. Auch Onkel John war bemüht, Geld zu beschaffen, und da ihre Mutter in Bezug auf ihn geäußert hatte, daß ein Unglück nie allein zu kommen pflege, so konnte Ellis mit Sicherheit annehmen, daß auch diesem die Geldbeschaffung nicht gelungen war.

Mit einer resoluten Bestimmtheit nahm sie von einer Kommode eine rehbraune Lederhandtasche, die sie ihrer Mutter übergab. „Mama,“ sagte sie kurz und entschlossen, „hier sind meine Schmucksachen. Es ist alles darin, was ich zur Hand hatte. Nichts von nur einigem Wert habe ich zurückbehalten. Verkaufe sie!“

„Aber liebes Kind —“

„Mache damit, was du willst, aber ich beschwöre dich, thu dein möglichstes, damit wir morgen abreisen können und sobald wie möglich nach London kommen.“

Diese energische Art ihrer Tochter fiel Frau Funham

Digitized by Google

auf, aber sie empfand sie in ihrer unglücklichen Verlassenheit mehr wie einen Vorwurf als wie eine Hilfe. Sie brach in lautes heftiges Weinen aus und schluchzte mit vielen Unterbrechungen: „Du kannst dich darauf verlassen, Ellis, daß alles geschieht, was möglich ist, damit wir nach Hause kommen. Aber es ist eben nicht alles möglich."

„Rede mit Lore, Mama. Sie ist ein braves Mädchen, das uns in der Not nicht verlassen wird. Sie kennt das Leben und wird dir helfen."

„Ja, ja, mein Kind. Was wären wir, wenn wir sie jetzt nicht zur Seite hätten. Aber ich hoffe, wir werden deine Schmucksachen nicht brauchen. Behalte sie, bis — —"

„Nimm!" unterbrach sie Ellis. „Mir wird wohler sein, wenn ich sie nicht mehr sehe. Bezahle damit, was wir schuldig sind, und laß uns nach Hause, sobald wie möglich." Dann leiser, aber aufgeregter und eindringlicher sprechend, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort: „Du weißt nicht, wie entsetzlich mir jede Stunde ist, die ich noch in diesem Hause zubringen muß. Diese alte, halbverfallene Herrlichkeit, diese Hallen, diese Säulen und Balkone — alles wirkt gespensterhaft auf mich ein und droht mich wahnsinnig zu machen. Fort, nur fort nach Hause, Mama! Hörst du? Thue dein möglichstes. Ich will nach London."

Das wollte ja Frau Funham auch. Wenn der Sturm kommt, ist man gern zu Hause, und wenn das Unglück eine Familie heimsucht, sieht man sich unwillkürlich nach denen um, mit denen man leidet. Deshalb wollte auch Frau Funham nach Hause zu ihrem Mann. Aber gleichwohl ließ sich das unter solchen Umständen nicht so rasch machen. Einige Tage würden wohl noch vergehen, jedenfalls mußte doch John erst beerdigt werden, aber Frau Funham wagte es nicht, ihrer Tochter davon zu sprechen.

Digitized by Google

Sie nahm die Tasche mit den Juwelen und ging endlich wieder fort, um sie Lore zu übergeben. Es waren teure Sachen dabei, viele der Hochzeitsgeschenke, die Ellis erhalten, und denen wohl niemand eine solche Verwendung prophezeit hatte. Es konnten wohl einige hundert Pfund daraus gelöst werden, mit dem, was Frau Funham zur Verfügung hatte, mehr als genug, um ihre Verbindlichkeiten in Venedig und ihre Reise nach London zu bezahlen. Immerhin blieb aber die unglückliche Lage, in welche die Familie durch den Sturz von J. & W. Funham so plötzlich geraten, elend und erbarmenswert genug. Je gedankenloser und übermütiger sie bisher gelebt, um so drohender und fürchterlicher trat ihnen jetzt die Zukunft entgegen.

Als Ellis wieder allein war, löschte sie die Kerzen aus, setzte sich in einen Stuhl und weinte. An Schlaf war für sie in jener Nacht nicht zu denken, nur manchmal, ohne daß sie es wollte, befiel sie ein Zustand wie ein wacher Traum. Sie sah vor sich den jungen George Lowell in seiner bescheidenen Liebenswürdigkeit und gutmütigen Herzlichkeit, hörte seine leise, vor Erregung zitternde Stimme, mit der er sagte: „O, Miß Funham, Sie würden mich sehr stolz machen, wenn Sie diesen armen Reif zum Andenken an mich tragen wollten." Und dann sah sie wieder in seine Augen, die in Thränen glänzten, und bei der bangen und bittenden Stimme befiel sie wieder dieselbe Rührung wie damals, sie fühlte den Ring in ihren Fingern, trotzdem sie wohl wußte, daß er in London in irgend einem Winkel oder vergessenen Kasten ihrer Wohnung lag, und las die verwischten und verwaschenen Buchstaben der Inschrift. Wie lautete nur diese Inschrift? Ellis kam nicht darauf, so sehr sie auch sann. Aber sie hörte immer seine Stimme, wie er ihr von der Geschichte und Bedeutung des Ringes erzählte,

Digitized by Google

von der Zauberkraft, die in ihm wohnte, und die schon die ersten Christen vor den Verfolgungen ihrer Feinde beschützt hatte.

Und sie hatte an all das nicht geglaubt!

Warum nicht? Die Leute von heutzutage lachen freilich, wenn man ihnen ernsthaft sagt: Der Glaube macht selig, aber Ellis wußte jetzt, daß sie selig gewesen wäre, wenn sie damals geglaubt hätte, wenn sie nicht blind und einfältig so weit von ihrem wahren Ziel in das Elend gerannt wäre. In ihrem wachen Traum im alten Palazzo Gonzaga in Venedig verquickte sich unwillkürlich der eiserne Ring des jungen George Lowell mit dem eisernen Ring Leonores, und Ellis fand, daß das, was bei jenem Sage und Aberglauben war, bei diesem wirklich und wahrhaftig war. Dieser eiserne Ring der Notwendigkeit, von dem Lore immer sprach, schützte vor Uebermut und Leichtfertigkeit, vor Herz- und Gemütlosigkeit und all den Schrecken der modernen Zeit, und die heute Lebenden brauchten wahrhaftig diesen Schutz nicht weniger notwendig als die ersten Christen den ihren. Dieser eiserne Ring der Notwendigkeit öffnete Ellis die Augen und schärfte ihren Verstand, so daß sie jetzt einsah, wie weit sie abgeirrt war von dem Weg, der sie zu ihrem Glück und Heil führte.

Bei diesem wachen Traum versiegten endlich ihre Thränen. Sie sah die Bilder ihres Lebens an sich vorüberziehen, sie sah sich selbst als einfältigen Backfisch, der vor lauter Dünkel und Unwissenheit nicht ahnte, wie die Welt war, sie sah die verrückte Romiroff, die, von einer Aufregung und Tollheit zur anderen eilend, sich so schrecklich langweilte und selbst das Heiligste und Beste der Menschen mit Füßen trat. Sie sah wieder ihr Zickzackbild im See der Isola Bella, Gordon tauchte vor ihr auf, auch Hooling, der arme, eingetrocknete Mensch, der schließlich die Ursache der Katastrophe von J. & W. Funham

Digitized by Google

wurde. „Allmächtiger Gott!“ stöhnte Ellis. War denn das, was da so schemen- und gespensterhaft vor ihr auftauchte, ein Bild des Lebens? War denn das Leben nicht ein hehres, schönes, von der göttlichen Vorsehung geleitetes Bild? Unzweifelhaft. Ellis war davon überzeugt, wie von sich selbst. Aber wie mußte das, was da vor ihr auftauchte, sich fügen und schicken, damit es ein wahres Bild des Lebens würde? Wie mußte sich das alles ergänzen und gestalten, damit auch dem menschlichen Auge der Stempel des Ewigen erkennbar würde?

Und Ellis konnte sich noch immer nicht auf die Inschrift des Ringes besinnen. Diese Inschrift machte ihr den Eindruck eines Talismans, eines Zaubers, unter dem sich alles, was ihr jetzt noch rätselhaft und häßlich erschien, lösen und fügen mußte. Aber sie kam lange nicht darauf. Endlich starrte sie eine Sekunde lang nachdenklich vor sich hin, dann sprang sie heftig auf und rief halblaut, aber tiefinnerlich, wie betend: „Kyrie eleison — Herr, erbarme dich!“

Das war die Inschrift des eisernen Ringes. Jetzt wußte sie es plötzlich so genau, als ob sie die Buchstaben mit Flammenzügen vor sich gesehen hätte. Das war der Sammelruf der ersten Christen, der durch all die Jahrhunderte wie ein uraltes und doch ewig neues Evangelium bedrängter Herzen zu ihr drang. Das waren die Worte, an denen sich Unterdrückung und Elend der Welt schon einmal emporgerankt zu jener weltbeherrschenden Macht des Christenglaubens, die durch ihre Zauberkraft die Menschheit schon einmal erlöst hatten von Barbarei und Knechtschaft. War der Zauber jetzt erloschen? Die Kraft des Ringes gebrochen?

O nein! In jener Nacht des Unglücks und des Zusammenbruchs ihres Hauses fühlte Ellis zum erstenmal das geheimnisvolle Wehen und Weben jenes Zaubers, der

Digitized by Google

in der Zuflucht zu Gott liegt, jenen Troſt und allmächtigen Schutz gegen die Schläge des Schickſals, der das ſchrecklichſte Unglück zu Prüfungen des Himmels verwandelt, aus denen das Gemüt des Menſchen geſtählt und geläutert hervorgeht. Wie die Buchſtaben auf dem Ringe verwaſchen, faſt unleſerlich, wie ein geiſterhaftes Echo aus fernen Jahrtauſenden zu ihr drangen, ſo keimte ſtill und unvermutet ihre ungeheure Kraft des Widerſtandes gegen das Unglück in ihrer Seele. —

Es mochte kurz vor Mitternacht ſein, als Ellis in ihrer wachen Träumerei durch leiſe Ruderſchläge und Flüſterſtimmen aufgeſtört wurde, die durch das offene Balkonfenſter vom großen Kanal herauf durch die Stille der Nacht zu ihr klangen. Raſch trat ſie hinaus auf den Balkon und ſah in einer ungewiſſen, flackernden Fackelbeleuchtung eine Gondel an der großen Treppe des Palazzo Gonzaga anlegen. Seufzend preßte Ellis die Hände aufs Herz. Sie ahnte ſofort, was dieſer ſpäte Beſuch zu bedeuten hatte, ſah aber doch aufmerkſam zu, was ſich da unten in verſchwiegener Nacht zutrug.

Ein Mann in Uniform ſtieg aus der Gondel und hielt eine Pechfackel über den Kopf, als wolle er den Nachfolgenden damit leuchten.

„Wohin?“ fragte jemand leiſe.

„In den zweiten Stock rechts,“ antwortete ein anderer. Es machte den Eindruck, als ob es ſich um ein Verbrechen handle, und die Leute ſich fürchteten, durch ihr Vorhaben die Aufmerkſamkeit von irgend jemand zu erregen.

Im erſten Augenblick wollte Ellis, die nur halb von der ſteinernen Baluſtrade des Balkons verborgen war, zurücktreten von ihrem Lauſcherpoſten, dann aber kam ihr der Gedanke, daß es doch nichts nütze, ſich vor dem Unglück zu verbergen. Einmal mußte ſie ja doch wiſſen, was ſich zugetragen hatte. So blieb ſie ſtehen und ſah,

Digitized by Google

wie vier Leute eine schwere Last, die wie eine menschliche Gestalt aussah und mit einem großen schwarzen Tuch verhüllt war, aus der Gondel heraushoben und die Treppe hinauf in den Palazzo Gonzaga trugen.

„O mein Gott!“ stöhnte Ellis unwillkürlich und trat wieder in ihr Zimmer zurück. Was konnte das anderes sein, als die Leiche ihres Onkels John? Diese Geheimnisthuerei, die Reden ihrer Mutter, die Polizei von heute abend im Palazzo Gonzaga — alles deutete darauf hin, daß ein neues Unglück geschehen war.

Gleichwohl lauschte Ellis noch hinaus auf den Gang, wo alsbald die Tritte der Träger hörbar wurden. Sie setzten ihre Last, wie Ellis ganz genau vernahm, im Zimmer ihres Onkels John nieder. Alles ging still und verschwiegen vor sich. Einmal hörte Ellis die Stimme Leonores; von ihrer Mutter, die doch gewiß alles wußte, und auch nicht schlafen konnte, vernahm Ellis nichts. Es war alles so schrecklich und so schaurig, daß sie immer von neuem wieder in Thränen ausbrach. Ein Selbstmord in der Familie! Niemand durfte das wissen, niemand davon sprechen, jeder mußte lügen oder doch verschweigen, was er davon wußte, wenn zufällig einmal die Rede darauf kam.

Ellis fühlte das in jener Nacht alles so deutlich, so übertrieben empfindlich und mühte sich förmlich ab, alle Eindrücke so unvermittelt, so schroff und traurig wie möglich zu empfangen, als ob sie darin eine gewisse Sühne erblickt hätte oder doch eine Lehre, auf der sie das Gebäude ihrer Zukunft hätte aufführen können.

Als alles im Hause wieder still geworden, und die Gondel längst wieder im Canal Grande verschwunden war, litt es Ellis in ihrem Zimmer nicht mehr. Sie mußte sich überzeugen, ob ihre Befürchtungen mit den Thatsachen übereinstimmten. Lautlos und vorsichtig huschte sie, eine

Digitized by Google

brennende Kerze in der Hand, durch die Gänge des alten Palastes. Der Mond war inzwischen aufgegangen und warf sein Licht durch die formenreich ausgezackten dreiteiligen Fenster auf Wände und Fußböden. Auf Schritt und Tritt dachte Ellis, es müsse ihr in dem schaurigen, altertümlichen Hause irgend etwas Schreckliches passieren. Alles alte Gerümpel, alte Bilder, alte Waffen, wurmstichige Möbel, die sie vorher nie gesehen oder doch nie beachtet hatte, erhielten jetzt etwas Bedrohliches und Fratzenhaftes für sie, als ob irgend welche Gespenster, Seufzer und Klagen aus ihnen hervorkommen müßten. Ellis fragte sich erstaunt, wie man nur darauf kommen könne, in einem solchen Hause eine Hochzeit zu feiern, aber sie selbst hatte vorher nicht das mindeste dagegen einzuwenden gehabt, und es sogar sehr schön, sehr stimmungsvoll gefunden. Oder war es die eigene Stimmung, in der sie sich momentan befand, die die Gegenstände um sie her so verwandelte?

Endlich stand sie atemlos lauschend und mit klopfendem Herzen vor dem Zimmer ihres Onkels. Es war alles still, sowohl drinnen als auch um sie herum. Sollte sie es wagen, aufzumachen? Und wenn sie es that, fragte sie sich zitternd, was würde sie sehen?

Dann trat sie leise ein. Ein eigentümlich kalter Wind wehte sie plötzlich an, und sie hielt die Hand vor das Licht, damit es nicht verlöschen sollte. Dann sah sie sich bang im Zimmer um und bemerkte in einem Bett, aus dem alle Kissen und Decken entfernt worden waren, einen mit einem schwarzen Tuch bedeckten Körper. Unwillkürlich zuckte sie zusammen und schrie leicht auf, dann aber trat sie beherzt näher und entfernte das nasse Leintuch, mit dem man das Gesicht des Toten überdeckt hatte.

Lange starrte sie in das Totengesicht ihres Onkels John. Die kalte, eisige Majestät des Todes war über

Digitized by Google

die bleichen Züge der Leiche ausgebreitet. Unter diesen Marmorzügen rieselte kein Blut mehr, da war nichts mehr von der zitternden und zuckenden Aufregung warm pulsierenden Lebens, kein Schmerz, keine Freude, keine Trauer, keine Lust leuchtete mehr aus den erloschenen und geschlossenen Augen.

War nicht der wildeste Schmerz und die tiefste Trauer immer noch besser als das? fragte sich Ellis. „Junges Holz biegt sich im Sturm, altes bricht," hallte ihr die Stimme Sir Newtons ins Ohr.

Endlich sank sie an der Leiche nieder, und von ihren Lippen klang es seufzend: „Herr, erbarme dich!"

Neuntes Kapitel.

In London haben die Leute wenig Zeit, wie das wohl mehr oder weniger in jeder Großstadt der Fall ist. In einer Stadt, wo mehr als fünf Millionen Menschen zusammenleben, wo mehr als hundert Theater und Singspielhallen allabendlich für das Amusement der Leute sorgen, wo Tausende von Zufälligkeiten, wie sie eben nur eine solche Riesenstadt bietet, das Publikum in Anspruch nehmen, hat der einzelne wenig Zeit, sich um Sachen zu kümmern, die nicht ihn persönlich betreffen.

Wenn in einer kleinen Stadt oder in einem Dorf ein Fremder über die Straße geht, so fahren die Köpfe ans Fenster, und man fragt sich: „Wer ist das? Was will er hier? Ist er verheiratet? Wo wohnt er? Hat er Geld?" und was etwa noch die Neugier der Leute erregt, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen. Von all dem weiß der Londoner Bürger nichts. Er hat eben keine Zeit dazu, sich um Sachen zu kümmern, die ihn nichts angehen. Er ist der Mann, der das Wort als Richtschnur gewählt hat: „Zeit ist Geld," also für ihn

Digitized by Google

das Höchste, was es auf der Welt giebt. So kann es zum Beispiel passieren, daß ein Kaufmann in der City sehr wohl auf den Diamantfeldern von Kimberley oder auf dem Baumwollenmarkt von New Orleans orientiert ist und doch nicht weiß, wer neben ihm oder über ihm wohnt. Er hat mit den Leuten nichts zu thun, es kümmert ihn also nicht, und infolgedessen weiß er es nicht.

So war es erklärlich, daß in der ganzen Gegend, wo die Surrey Street in den Strand einmündet, kein Mensch wußte, wer „der Herr, der auf den Omnibus wartet", eigentlich war. Der Herr, der auf den Omnibus wartet, stand jeden Morgen Punkt neun Uhr an der Ecke der Surrey Street, wo diese in den Strand einmündet, und wartete auf den nächsten Omnibus, der in die City hineinfuhr. Wenn der Omnibus so pünktlich gewesen wäre wie der Herr, der auf ihn wartete, so wäre das Warten vielleicht fortgefallen. Das war er aber nicht immer, und so mußte der Herr jeden Morgen eine oder zwei oder auch drei Minuten auf den Omnibus warten. Wenn schlechtes Wetter war — und es ist in London recht häufig schlecht —, so trat der Herr unter die Thür der kleinen Stehbierhalle oder des „Bar", wie man in London sagt, die sich an der Ecke befand, und rief der dicken, gemütlichen Frau Slingwood, die drinnen ihre Gäste bediente, zu: „Sie erlauben doch, Ma'm? Ich warte nur auf den Omnibus."

Natürlich erlaubte Frau Slingwood das. Der Herr, der auf den Omnibus wartet, war sozusagen ein altes Erbstück, das sie mit von ihrem Vorgänger übernommen hatte. Frau Slingwood war damals, als sie das Geschäft von ihrem Vorgänger kaufte, noch eine junge hübsche Frau, aber der Herr, der auf den Omnibus wartet, war damals auch schon dagewesen und hatte merkwürdigerweise damals auch fast genau so ausgesehen, wie er heute noch aussah.

Digitized by Google

Schon damals hatte er unter dem etwas abgetragenen Cylinder eine große glänzende Glatze, einen dicken roten Bart und trug auch schon damals eine altmodische blaue Brille, die mit schwarzem Zwirn an den Seiten umwickelt war, damit sie keine Furchen in der Haut machen sollte.

Das war nun schon fast fünfzehn Jahre her; nur Sonntags, wo die große Maschinerie in der City stockt, war der Herr, der auf den Omnibus wartet, nicht da, natürlich aus dem einfachen Grunde, weil die Bureaus in der City Sonntags geschlossen waren, und er nicht nötig hatte, dahin zu fahren.

Alle Morgengäste der Frau Slingwood kannten den Herrn, alle Dienstmänner in der Gegend, alle Omnibuskutscher, deren Linie dort vorbeiführte, alle Bäckerjungen und Bierfahrer, kurz alle Welt, die mit der Surrey Street in Verbindung stand, kannte ihn, selbstverständlich nur von Ansehen, und ohne daß auch nur ein einziger gewußt hätte oder überhaupt hätte wissen wollen, wer er war.

Nun wird man sich eine Vorstellung machen können, welches Aufsehen entstand, als „der Herr, der auf den Omnibus wartet", eines Morgens nicht erschien. Die Gäste der Frau Slingwood irrten sich und glaubten, es sei noch nicht neun Uhr, weil der Herr nicht da war, und Frau Slingwood selbst schwor noch um halb zehn Uhr, als die Paulskirche schon zweimal geviertelt hatte, Stein und Bein, daß es noch nicht neun Uhr sein könne. Schließlich ging die Weltgeschichte aber auch in der Surrey Street wieder vorwärts. Man konnte nicht ewig auf den Herrn, der auf den Omnibus wartet, warten, als er aber auch am folgenden Tage und am dritten nicht erschien, mußte man sich wohl oder übel in die neue Weltordnung finden und bequemte sich der Thatsache an, daß der Herr eben nicht mehr wartete, also jedenfalls gestorben war.

Zum großen Erstaunen der Frau Slingwood erwies

Digitized by Google

sich diese selbstverständliche Folgerung aber als ein Trugschluß. Der Herr, der auf den Omnibus wartet, war keineswegs tot, sondern im Gegenteil lebendiger wie je. Etwa vier Tage nach seinem Verschwinden trat nämlich ein Geheimpolizist in die Stehbierhalle, wo er sich zunächst legitimierte und sagte, daß er von Amts wegen käme und die Inhaberin verpflichtet sei, ihn nach bestem Wissen und Können zu unterstützen.

Frau Slingwood war zum Tode erschrocken. Trotzdem plagte sie aber auch die Neugierde. „Um was handelt es sich denn, Sir?" fragte sie eifrig.

„Sie kennen wohl Mister Allan Hooling, Madam?" entgegnete der Polizist ruhig und geschäftsmäßig.

„Hooling? Nein, den kenne ich nicht."

„Machen Sie keine Ausflüchte," riet der Beamte ernst und drohend, „ich warne Sie! Machen Sie sich nicht verdächtig und sagen Sie mir unverzüglich alles, was Sie von Mister Hooling wissen."

„Aber mein bester Herr," versicherte Frau Slingwood treuherzig, „wenn ich Ihnen sage, daß ich einen Mann Namens Hooling nicht kenne —"

„Wie, Sie sollten einen Mann nicht kennen, der notorisch seit nahezu zwanzig Jahren tagtäglich vor Ihrer Thür auf den Omnibus gewartet hat?"

Frau Slingwood stieß einen kleinen Ueberraschungsschrei aus und hielt sich vor Schreck an einigen Bierflaschen fest, die gerade vor ihr auf dem Schenktisch standen. „Der Herr, der auf den Omnibus wartet!" stieß sie ahnungsvoll hervor.

„Der war Mister Allan Hooling, Kassierer bei J. & W. Funham — ein Spitzbube, Ma'm," ergänzte der Detektive. „Er hat die Firma um viel Geld betrogen. Was wissen Sie von ihm?"

„Je nun, Sir," erwiderte Frau Slingwood, „was soll

Digitized by Google

ich von ihm wissen? Daß er dort unter der Thür immer auf den Omnibus wartete seit Menschengedenken, aber seit Dienstag früh nicht mehr gesehen worden ist, wenigstens hier nicht — das weiß ich von ihm. Sonst nichts."

„Nichts, Ma'm? Hören Sie, ich warne Sie! Machen Sie sich nicht verdächtig!"

„Bei meiner armen Seele, Sir, nicht so viel," beteuerte die gute Frau und blies über die flache Hand weg. „Glauben Sie, ich würde einem Spitzbuben die Stange halten, Sir? Ich bin eine ehrliche Frau, fragen Sie, wen Sie wollen, und will nichts zu thun haben mit dergleichen Gelichter. Wenn ich gewußt hätte, daß der Herr — — Nein, so was! Nicht eine Sekunde hätte ich geduldet, daß er unter meiner Thür auf den Omnibus wartete."

„Und Sie haben seit Dienstag früh nichts wieder von ihm gehört?"

„Wenn ich Ihnen sage, Sir —"

„Und wissen auch nicht, ob irgend ein anderer Ihrer Gäste oder sonst jemand von ihm gehört hat?"

„Ich will nicht gesund vor Ihnen stehen, Sir, wenn ich auch nur ein Sterbenswörtchen gehört hätte, weder direkt noch durch irgend einen anderen. Alle Welt in der Surrey Street hat sich gewundert, daß der Herr, der auf den Omnibus wartet, nicht mehr da war, und alle sagten, er sei tot."

„Ei was, es fällt ihm gar nicht ein, tot zu sein," erwiderte der Detektive, ärgerlich über seinen Mißerfolg. „Durchgegangen ist er und hat über zehntausend Pfund mitgenommen; tausend Pfund Belohnung sind ausgeschrieben für den, der ihn zur Stelle schafft."

„Herr du meine Güte!"

„Und nun hören Sie zu, was ich Ihnen sage, Ma'm. Wenn sich der Hooling wieder hier blicken läßt, so haben

Digitized by Google

Sie ihn sofort entweder selbst festzunehmen oder dem ersten besten Polizisten zu übergeben."

„Ach, mein Gott!"

„Sollte sich das aber aus irgend einem Grunde nicht machen lassen, so haben Sie alles, was Sie selbst unmittelbar oder durch einen anderen über ihn oder seinen jetzigen Aufenthalt in Erfahrung bringen, sofort an Inspektor Dearling von der Geheimpolizei oder, wenn Ihnen das zu weit oder zu umständlich sein sollte, an irgend ein Polizeibureau zu melden. — Haben Sie verstanden, Ma'm?"

„Es ist nicht zu glauben, Herr Inspektor!" rief Frau Slingwood, noch immer außerordentlich erregt, aus, „ein Mann, der seit Menschengedenken unter meiner Thür auf den Omnibus gewartet hat, wird nun plötzlich von der Polizei in ganz London gesucht und ist ein großer Verbrecher. Tag für Tag, solange ich mein Geschäft habe, sehe ich ihn dort stehen, und nun auf einmal ist er fort, und niemand weiß, wohin. Ist das möglich? Mir ist, als ob er jeden Augenblick wieder kommen und sagen müßte: „Sie erlauben doch, Ma'm? Ich warte nur auf den Omnibus." Und ich lasse mir's nicht nehmen, eines Tages wird und muß er wiederkommen, und wenn es im Traum oder im Rausch geschieht, und er wird wieder sagen: „Sie erlauben doch Ma'm? Ich warte nur auf den Omnibus." Er ist zu lange Jahre gekommen, als daß er nicht mehr kommen könnte. Es ist ihm zur zweiten Natur geworden, und wenn er nicht tot ist, so muß er wieder hierher kommen und muß wieder auf den Omnibus warten. Das ist meine Ueberzeugung in der Sache, Sir."

Inspektor Dearling schien dieser Meinung nicht zu sein und vielmehr zu glauben, daß Frau Slingwood wohl ihrerseits lange warten könne, ehe sich Hooling hier wieder sehen ließ. Nach seiner Meinung hatte man es mit einem

Digitized by Google

ungewöhnlichen Fall, mit einem ganz abgefeimten Gauner zu thun, der seinen Plan seit Jahren und in beharrlichster Weise vorbereitet habe. Gleichwohl durfte er nichts außer acht lassen, was nur einen Schatten von Erfolg versprach. Seit drei Tagen wandelte Inspektor Dearling auf den Spuren Hoolings. Er hatte ihm in seiner früheren Wohnung, im Restaurant, in dem er zu Abend zu essen pflegte, an den verschiedensten Stellen der Straßen, die er seit Jahren regelmäßig passierte, Fallen gestellt und wollte das nun auch hier thun. Hooling mußte, wenn man der Ueberwachungspolizei in den Bahnhöfen, auf den Vorortstraßen und im Hafen glauben konnte, zur Stunde noch in London sein. Auch darin erkannte Inspektor Dearling eine Schlauheit Hoolings. Er hatte sich von den leicht zu überwachenden Oertlichkeiten der Bahnhöfe und des Hafens fern gehalten und die Gefahr, die dort auch für ihn lauerte, gemerkt. In dem Strudel von mehr als fünf Millionen Menschen, den man London nennt, konnte er sich mit viel mehr Aussicht auf Erfolg sehr lange Zeit verbergen.

„Sie werden ihn doch wiedererkennen, Ma'm, wenn Sie ihn zufällig noch einmal sehen sollten?" fragte der Inspektor nach einer kleinen Pause.

Frau Slingwood war über diese Frage sehr aufgebracht. „Ihn nicht wiedererkennen?" fragte sie fast beleidigt. „Aber Herr Inspektor, es giebt in ganz London keinen Menschen, der so aussieht wie der Herr, der auf den Omnibus wartet. Die ganze Surrey Street kennt ihn, der Strand kennt ihn, und die City kennt ihn, und ich sollte ihn nicht wiedererkennen?"

„Sie müssen begreifen, meine liebe Frau, daß der Mann sich natürlich nicht wieder so zeigt wie bisher. Ich nehme sogar an, daß die blaue Brille, der rote Bart, das ganze absonderliche Erscheinen des Mannes nur eine

Digitized by Google

Art Falle war, um sich später leichter unkenntlich machen zu können. Er hat sozusagen die Leute an seine auffallende Aeußerlichkeit gewöhnt, um später nicht wiedererkannt und unter seiner Verkleidung nicht vermutet zu werden. Er erscheint Ihnen vielleicht als ein Stutzer wieder, statt der Brille ein Monocle, statt des roten dickhaarigen Bartes ein feines, aufwärtsgedrehtes Schnurrbärtchen und statt der Glatze eine üppige Haartour, wie er sie in jedem Barbierladen für ein oder zwei Pfund bekommen kann. Oder er erscheint Ihnen als Gutspächter vom Lande mit Kanonenstiefeln oder —"

„Ach, du grundgütiger Himmel!" warf Frau Slingwood außer sich ein. „Und ich soll —"

„Ihn festnehmen, natürlich! Wir müssen seinen Kunstgriff mit einem anderen Kunstgriff wettmachen, oder wir müssen auf den Herrn, der auf den Omnibus wartet, selber warten, bis wir schwarz werden. Wir müssen auf alle Leute achten, die falsche Haare tragen oder sonst in ihrem Aeußeren etwas an sich haben, das nicht ganz genau zu ihrem eigentlichen Wesen paßt. Wie auch der Mann wieder zum Vorschein kommen mag, er wird in jedem Falle etwas Falsches an sich haben, und darauf müssen wir achten. So machen wir seinen Kunstgriff wieder zu einer Falle für ihn. Haben Sie mich verstanden, Ma'm? Es handelt sich um tausend Pfund Belohnung. Ich sollte also meinen, die Sache wäre leicht verständlich."

Tausend Pfund! Das war für die meisten Leute ein Vermögen, und eine solche Summe war schon geeignet, die Sache leicht verständlich zu machen. Alle, mit denen Inspektor Dearling bisher über die Angelegenheit verhandelt hatte, und es waren nicht wenige, denn Dearling war ein schlauer, umsichtiger Beamter, hatten sie leicht verständlich gefunden, und so kam auch schließlich Frau

Digitized by Google

Slingwood dahinter, auf was es ankam. Wehe diesem Hooling, wenn er sich ohne genügende Vorsichtsmaßregeln je wieder in der Surrey Street oder am Strand oder in der City sehen ließ!

Unauffällig, wie Dearling gekommen war, verließ er auch die Schenke der Frau Slingwood wieder und strich die Surrey Street hinauf. Er suchte. In jedes Cab, in jeden Omnibus, der vorbeifuhr, in jede Nebenstraße, hinter jedem einzelnen Passanten her drangen seine Späherblicke. Oft stand er still oder schien ein Schaufenster zu besehen, um Zeit zu finden, irgend jemand, der ihn interessierte, genauer aufs Korn zu nehmen. Unermüdlich, unverdrossen, trotz tage- und wochenlanger Mißerfolge mit stets sich gleich bleibender Geduld ging Dearling seinem schwierigen Gewerbe nach. Er wußte sehr wohl, daß er vor einer schweren Aufgabe stand. Er war kein Neuling in seinem Fach, aber in den Fällen, die ihm bisher anvertraut gewesen, hatte er immer irgend einen Anhalt gehabt. Der Verfolgte hatte entweder Verwandte, Vater, Mutter, Kinder, eine Braut, oder er war ein Spieler, ein Säufer, hatte irgend welche Liebhaberei, an der sein Herz hing, schrieb also infolgedessen Briefe oder machte heimliche Besuche, die auf seine Spur leiteten. Bei Hooling war nichts dergleichen wahrzunehmen. Nicht einmal einen Hund besaß er. Jemand festzunehmen, der sich bei irgend einer Gelegenheit die Taschen füllt und seinen Raub dann wieder in möglichst thörichter Weise verprasst — das war kein Kunststück. Zu solchen Dingen brauchte man Inspektor Dearling nicht. Man veranstaltete einfach eine Razzia in den unsauberen Lokalen der Hauptstadt und fing solch stümperhaftes Gelichter zu Dutzenden ein. Aber einen Hooling festzunehmen, das war trotz der bewilligten tausend Pfund eine schwierige Sache. Der Mann war nirgends zu fassen, hatte keine Liebhaberei, keine Ver-

Digitized by Google

wandte, keinen Anhang, nichts, was seine Spur andeuten konnte, und thatsächlich war Hooling auch seit der Stunde, in der er die Kasse von J. & W. Funham ausgeräumt, wie vom Erdboden verschwunden.

Inspektor Dearling seufzte leicht auf. Daß es Hooling gelungen sein könnte, das Weite zu gewinnen, glaubte er aus verschiedenen Gründen nicht. Zunächst war jener kein Reisender. Er war nie aus London hinausgekommen, sprach keine fremde Sprache und wußte nicht Bescheid außerhalb Londons. Wie konnte er sich als Neuling auf der Reise durch all die tausend kleinen und vom harmlosen Reisenden gar nicht bemerkbaren polizeilichen Fangarme hindurchwinden, die an jeder Grenze, auf jeder Station seiner harrten. Er war bis in die kleinsten Ortschaften signalisiert. Wohin er kam — man erwartete ihn schon. Dann aber glaubte Inspektor Dearling von einem so schlau und vorsichtig angelegten Kopf wie Hooling nicht annehmen zu dürfen, daß er sich aus dem Menschenozean, den London darstellte, hinaus in die kleinen, leicht kontrollierbaren Kanäle und Straßen wage. Ein Hooling mußte wissen, daß er thatsächlich in London am allersichersten war.

Eine einzige Hoffnung hatte Dearling, und es hatte ihn gefreut, daß Frau Slingwood ihn darin unbewußt bestärkt und diese Hoffnung ebenfalls geteilt hatte. Dearling war der Ansicht, daß ein Mensch, der seit mehr als zwanzig Jahren Tag für Tag dieselben Gewohnheiten hat, dieselben Beschäftigungen und Hantierungen erfüllt, unmöglich mit einemmal alle diese Gewohnheiten und Beschäftigungen aufgeben kann, ohne früher oder später sich der oder jener wieder zu nähern. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, sagen die Leute und „die Gewohnheit nennt er seine Amme", sagt der Dichter. Ebensowenig wie ein Mensch aus seiner eigenen Haut heraus kann,

Digitized by Google

meinte Inspektor Dearling, kann er seine Lebensweise so plötzlich und so gründlich für immer ändern. Wenn er leben will, wird er zu der oder jener Gewohnheit zurückkehren, er mag wollen oder nicht.

Aber solche Theorien und Regeln, sie mögen falsch oder richtig sein, haben auch Ausnahmen und bieten schon deshalb für die Praxis keine Gewähr. Auch gab sich Inspektor Dearling bezüglich seiner Hoffnung gar keinen Illusionen hin. Er wußte, daß sie sehr schwach war und handelte auch danach.

An einer Straßenkreuzung blieb der Inspektor verwundert vor einem Hause stehen, an dem ihm irgend eine Veränderung auffiel. Er kam nicht gleich darauf, was es war, und ging deshalb zwei- oder dreimal sinnend vor dem Hause hin und her. Es war die Ecke der Surrey Street und einer kleinen Straße, die nach dem Hafen hinunterführte. Das Parterre des Hauses lag, wie bei vielen alten Häusern, etwas tiefer als das Straßenniveau und enthielt einen Schusterladen, in dem sich ein Flickschuster etabliert hatte, der nebenbei mit alten Stiefeln handelte. Die Fenster des Ladens waren infolge der tiefen Lage des Hauses ebenfalls sehr tief, als ob sich die Leute hinter den Fenstern speziell für die Stiefel der Passanten interessiert hätten. Drei Steinstufen führten von der Straße in den Laden hinunter, der also mehr einen kellerartigen Eindruck machte.

Plötzlich wußte Inspektor Dearling, was ihm an dem Hause aufgefallen war. An dem vorderen Fenster des Schusterladens zunächst dem Eingang hatte der Inspektor seit Jahren ein kleines Plakat gesehen, auf dem mit ziemlich unbeholfener Handschrift geschrieben stand, daß im dritten Stock des Hinterhauses ein möbliertes Zimmer zu vermieten sei. Dieses Plakat war fort, und seine Abwesenheit fiel dem Inspektor auf. Das Zimmer hatte also doch

Digitized by Google

wieder einen Mieter gefunden, dachte Dearling. Wer war es?

Er hätte das natürlich leicht feststellen können, entweder indem er die Frau des Schusters, die gleichzeitig in dem Hause die Hausmannsdienste versah, fragte, oder wenn er einfach auf dem polizeilichen Meldebureau Erkundigungen einzog. Beides diente aber dem Inspektor nicht, denn es kam ihm gar nicht darauf an, zu wissen, ob sich die Vermieterin oder der Mieter so oder so nannte, sondern er wollte vielmehr die Person sehen. Nur das, was man sieht, weiß man, dachte Dearling und trat ohne weiteres in den Schusterladen ein, indem er eine möglichst harmlose Miene machte.

„Sie haben ein Zimmer zu vermieten?" fragte er die Frau, die ihn etwas oberflächlich begrüßte.

„Ein Zimmer? O nein, mein teuerster Sir, wir hatten freilich ein Zimmer zu vermieten, aber, Gott sei Dank, es ist vermietet und auch nicht schlecht. Sieben Schillinge die Woche, was will man mehr? Im dritten Stock hinten hinaus. Wir haben es ausgeboten wie saures Bier, kein Mensch hat angebissen, und heute kommen nun plötzlich zwei."

„Ich möchte gern ein Zimmer in dieser Gegend haben. Ist das Ihre für lange Zeit vermietet?"

„Wochenweise."

„Hm, kann man mit dem neuen Mieter einmal reden? Ist er zu Hause?"

„Nein, Sir, er ist ausgegangen und noch nicht wiedergekommen."

„Aelterer Herr?"

„O, er kann wohl vierzig oder fünfzig Jahre alt sein, Sir. Wer kann das genau wissen?"

„Heißt?"

„Humprey, Sir, Humprey aus Portsmouth."

Digitized by Google

„Was der Tausend, Mister Humprey aus Portsmouth?“ sagte Inspektor Dearling plötzlich sehr überrascht. „William Humprey, nicht, Ma'm?“

„Nein, Sir, er heißt Adolf Humprey. Er ist hier in London, um seine Tante zu besuchen, die seit zwei Wochen im Houndsditchspital liegt.“

„Na, natürlich, der alte Humprey! Kenne ihn ja. Wann kann ich ihn sprechen?“

„Will ihn fragen, Sir.“

„Nein, nein, sagen Sie ihm nichts! Es soll eine Ueberraschung sein. — Verstanden? Ich komme schon wieder. Er wird das Zimmer wohl nicht lange behalten, und dann nehme ich es, wenn es mir gefällt. Also nichts sagen. Ich komme schon wieder.“

Ein Mann, der immer mit Handschellen in der Rocktasche herumläuft, unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Menschen in mancher Hinsicht. Ein guter Polizeibeamter, wie Dearling ohne Zweifel einer war, sieht in jedem Menschen so lange einen Spitzbuben, als er nicht überzeugt ist, daß er keiner ist. Das bringt die Beschäftigung so mit sich. Es war also nicht zu verwundern, daß Dearling auch den sogenannten Humprey im Verdacht hatte, und es ihm sofort, als er den Namen hörte, auffiel, daß Adolf Humprey und Allan Hooling die gleichen Anfangsbuchstaben hatten, beide Personen — wenn es zwei waren — also an ihren Wäschezeichen nicht unterschieden werden konnten. Dearling besann sich auf eine Geschichte, die ihm vor einer Reihe von Jahren passiert war. Da hatte ein Dienstmädchen in Gemeinschaft mit ihrem Schatz eine alte Dame, die am Holbornviadukt wohnte, bestohlen. Das Dienstmädchen hieß eigentlich Fanny Marblehead, nannte sich aber den Wäschezeichen in der gestohlenen Wäsche zuliebe Elisabeth Marblehead, da die Bestohlene Ellen Meed hieß.

Digitized by Google

Polizeibeamte haben nun einmal weiter nichts im Kopfe als lauter solche Geschichten, und so dachte Dearling, daß der Name Adolf Humprey möglicherweise dem Umstand seine Entstehung zu danken habe, daß das Wäschezeichen A. H. in den Effekten des Allan Hooling keinen Verdacht erregen sollte. Natürlich hatte er daraufhin noch mehr Sehnsucht, seinen alten Freund Humprey aus Portsmouth wiederzusehen, und der Inspektor wäre am liebsten gar nicht wieder von dem Hause fortgegangen, um ihn ja nicht zu verfehlen, wenn er nicht guten Grund gehabt hätte, seiner Sehnsucht Zügel anzulegen, um keinen Verdacht zu erregen.

So ging er denn direkt nach dem nächsten Polizeibureau, wo er die sorgfältige Ueberwachung des Hauses in der Surrey Street zwei Beamten übertrug, auf die er sich verlassen konnte. Er gab ihnen die genauesten und ausführlichsten Instruktionen und fuhr dann in einem Cab nach dem Houndsditchspital, um Erkundigungen über die alte Tante des Mister Humprey aus Portsmouth einzuziehen, die schon seit vierzehn Tagen dort sein sollte. Diese gute Tante stellte sich denn auch als ein Fabelwesen heraus, wie das Inspektor Dearling vorausgesehen hatte.

Schon am anderen Morgen um sechs Uhr, es war noch nicht einmal hell, begab sich Dearling mit zwei ganz neuen soliden Handschellen wieder nach der Surrey Street — leider vergebens. Mister Humprey war noch immer nicht zu Hause.

Inspektor Dearling fluchte leise vor sich hin. Hatte dieser Humprey Wind bekommen? Oder hatten sich seine Leute übertölpeln lassen? Oder handelte es sich hier schließlich nur um ein Depositum alter kompromittierender Kleider und Gegenstände, die der Inhaber los sein wollte?

Um der Sache auf den Grund zu kommen, verlangte Dearling ohne weiteres von Amts wegen die Oeffnung des

Digitized by Google

Zimmers und durchsuchte es. Es fand sich ein kleiner Handkoffer aus braunem Segeltuch vor, den Dearling öffnen ließ. Er enthielt einen ziemlich abgetragenen schwarzen Gehrock und ebensolche Hosen, verschiedene Wäschestücke, die mit A. H. gezeichnet waren, eine alte blaue Brille, deren Stäbe mit schwarzem Zwirn umwickelt waren, und einen zusammengedrückten Cylinder.

Das war alles, was von Mister Hooling übrig geblieben war! Von den mitgenommenen zehntausend Pfund auch nicht ein roter Penny. Inspektor Dearling schäumte vor Wut. War das nicht der reine Hohn? Wie eine Schlange, die sich häutet, war Hooling in ein solches Loch gekrochen, hatte die schäbigen Ueberreste zurückgelassen und flatterte nun Gott weiß wo und unter welchem Namen weiter.

Zehntes Kapitel.

Den ersten Tag nach den Unglücksfällen, die J. & W. Funham betroffen, und unter denen Ellis besonders zu leiden hatte, war diese geistig und körperlich wie gelähmt. Stundenlang saß sie still brütend und vor sich hin starrend in ihrem Zimmer, einsam, ratlos und ziellos, wie wenn eine Krankheit sie darniedergeworfen hätte. Aber vom Tode ihres Onkels an, von dem Augenblick an, wo sie in schweigender Nacht vor dessen Leiche gestanden und die ganze furchtbare Majestät des Todes schaudernd gespürt, wie einen Hauch des Ewigen, da war es, als ob die frische Jugendkraft in ihr sich wieder zu regen beginne. Ihr Blick wurde hell und klar, ihr geistiges Urteil reger und lebendiger wie je zuvor. Sie sah, wie ihre Mutter und ihre Tante, Onkel Johns Witwe, von der Last des Unglücks niedergebeugt und niedergeschmettert, in stumpfe Gleichgültigkeit zu versinken drohten, gerade zu einer Zeit, wo mehr als je Thatkraft und Entschlossenheit vonnöten war.

Digitized by Google

Die Not rüttelte Ellis aus ihrer Versunkenheit auf. Sie ging ihrer Mutter zur Hand bei der Regelung der hundertfachen Geschäfte, die sie noch in Venedig festhielten, nahm sich besonders ihrer kleinen Nichten, Ellis und Maud, an, kleidete sie in Schwarz und tröstete die Kinder so gut sie konnte. Besonders die jüngste schien ihr ans Herz gewachsen zu sein. Das Kind war ein zutrauliches, herziges und hübsches Mädchen, gutmütig und trotz vernachlässigter Erziehung gut. Mancherlei Ideen gingen ihr dabei durch den Kopf, und jedenfalls war sie schon damals fest entschlossen, nach Kräften dafür zu sorgen, daß es der kleinen Ellis nicht so gehen sollte wie der großen, die im Uebermut und gedankenloser Jagd nach Nichtigkeiten des Lebens am Unglück gestrandet war. Wenn sie auch den vaterlosen Kindern nicht zurückgeben konnte, was verloren war, so wollte sie ihnen doch jenen größten Schmerz des Lebens, die Reue über eine verlorene Jugend und ein verfehltes Leben, ersparen.

Bei diesen ersten Versuchen, sich im Leben zu bethätigen, lehnte sich Ellis noch an Leonore an, zunächst schon, weil sie bei Abwickelung der Geschäfte einer sprachkundigen Hilfe bedurfte; aber das Verhältnis zwischen den beiden Damen verschob sich sozusagen auf einen Ruck. Da war nichts mehr von Herrin und Gesellschafterin zu merken. Ellis fühlte instinktiv, daß Leonore zu nobel, zu ehrlich und zu brav sei, um die Familie in der Not zu verlassen, und Ellis dankte ihr diese Gesinnung, dieses Ausharren durch eine aufrichtige Zuneigung und Freundschaft. Ellis wußte nichts von den Thränen, die Leonore auf der Isola Bella vergossen hatte, aber sie ahnte die geistige und seelische Ueberlegenheit der jungen Deutschen, welche die strenge Schule des Lebens durchgemacht hatte und geläutert aus ihr hervorgegangen war. Es war der Charakter, diese in sich selbst abgeschlossene Festigkeit Leo-

Digitized by Google

nores, die Ellis imponierte, ohne daß sie freilich ahnte, wieviel Thränen und Leid daran hingen.

Am Tage des Begräbnisses ihres Onkels erhielt Ellis einen Brief von Gordon, der bereits in Paris angekommen war. Er schrieb ihr, daß es ihm sehr leid gethan habe, sich auf den Wunsch seines Vaters von ihr trennen zu müssen, indessen habe sich das in Hinsicht auf die Schwierigkeiten, auf welche die Erfüllung des Ehekontraktes gestoßen sei, nicht anders machen lassen, und sie selbst — nämlich Ellis — werde unter solchen Umständen diese Lösung willkommen heißen. Er sähe mit großem Interesse ihren Mitteilungen hierüber entgegen und wünsche von ganzem Herzen, daß sich die unglückliche Lage, in der sich J. & W. Funham zur Zeit befänden, recht bald zur Befriedigung aller Beteiligten bessere.

Ellis zeigte diesen Brief zunächst ihrer Mutter. Diese weinte und klagte, Gordon sei ein erbärmlicher Wicht, der seine ihm angetraute Frau in der ärgsten Not des Lebens im Stich lasse. Das sei nicht eines Mannes würdig, das sei nicht einmal anständig oder ehrlich.

Ellis sagte nichts. Sie war sich in dieser Beziehung offenbar noch nicht klar, aber sie war geneigt, Gordon zu entschuldigen, wenn er sich nicht als ihr Mann fühlte. Er war kein Mann für sie, und sie keine Frau für ihn. Diese Heirat war das Produkt einer gewissen Konvenienz und fiel in demselben Augenblick in sich zusammen, in dem diese Konvenienz aufhörte. Sie war nur scheinbar geschlossen worden. Alle die Festlichkeiten und kostspieligen Vergnügungen, die der Palazzo Gonzaga bei dieser Gelegenheit gesehen, waren nur Nebensachen, während die Hauptsache in London vermittelst eines gerichtlichen Kontraktes gemacht worden war. Es war also gar nicht zu verwundern, daß die ganze Geschichte wieder wie ein Kartenhaus zusammenfiel, da der Kontrakt von der einen

Digitized by Google

Seite unerfüllt blieb. Aber Ellis war in diesen Tagen doch noch zu eingenommen, in allen Nerven zu erschüttert und durch die harten Schicksalsschläge zu zerschmettert, als daß sie mit voller Klarheit über diese Sachlage hätte urteilen können. Sie hatte das Bedürfnis, sich offen mit jemand auszusprechen, der sie kannte und im stande war, sie zu verstehen und ihr zu raten.

Am nächsten Tag saßen sie im Eisenbahnwagen dritter Klasse und in einem gewöhnlichen Personenzug, aus Sparsamkeitsrücksichten. Das Wetter war trübe und regnerisch, die Fahrt langweilig und ermüdend durch das ewige Anhalten. Leonore saß mit den Kindern und Ellis allein in einer Abteilung.

„Mister Gordon hat mir geschrieben, Lore," begann Ellis plötzlich.

Leonore sah sie etwas überrascht an. „Mir auch," sagte sie dann.

Es ging Ellis wie ein Stich durchs Herz, und momentan hatte sie das Gefühl, als ob sie doch nicht zu Lore davon hätte sprechen sollen. Zu jedem, aber nicht zu Lore! Dann aber sah sie flüchtig und schüchtern in die ehrlichen, guten Augen Lores und schöpfte wieder Mut.

Sie reichte ihr den Brief hin. „Wollen Sie es lesen, Lore?" sagte sie leise.

Diese protestierte zunächst, nahm aber endlich das Schreiben und las es aufmerksam durch.

„Das klingt ganz anders," sagte sie dann leise, gab den Brief zurück und sah zum Fenster hinaus.

„Wie meinen Sie, Lore?" fragte Ellis, und als sie nicht gleich eine Antwort bekam, fuhr sie fort: „Ich wollte mit Ihnen von der Sache reden, weil Sie mir vielleicht einen Rat geben können, was ich thun soll."

„O, ich bitte um Entschuldigung," antwortete Leonore rasch und etwas verlegen, „wenn ich einen Augenblick von

Digitized by Google

meinen Gedanken in Anspruch genommen wurde, aber — ich glaube nicht, daß es ratsam für Sie ist, auf den Brief eine Antwort zu geben."

„Nicht?" fragte Ellis verwundert.

„Ich habe die Idee, ich möchte fast sagen, die Ueberzeugung, daß nicht Mister Gordon, sondern Sir Newton den Brief verfaßt hat. Mister Gordon hat ihn nur entweder nach dem Diktat oder doch nach genauer Angabe seines Vaters geschrieben, der meines Erachtens von Ihnen erwartet, daß Sie nun im ersten Unmut die Scheidung einleiten."

„Das wollte ich eigentlich auch, Lore."

„Sie sehen, wie richtig Sie von Sir Newton beurteilt werden."

„Und Sie meinen nicht, daß es das beste sei?"

„Nein. Nach meiner Meinung verheiratet man sich nicht, um sich zu scheiden, sondern —"

„Wenn ich aber Mister Gordon doch nicht liebe, und er mich nicht —"

„Warum haben Sie ihn dann geheiratet?"

Es entstand eine Pause. In dieser kurzen Frage lag alles Strafbare, alles Unglückliche, Leichtfertige und Unverzeihliche, dessen sich Ellis schuldig wußte. Warum hatte sie es gethan? Warum hatte sie sich das Folgenschwere, das Unwiderrufliche dieses Schrittes nicht vergegenwärtigt? War sie denn ganz und gar geblendet gewesen vom Uebermut, vom flatterhaften Leichtsinn?

„Sie wissen es ja, Lore," antwortete sie endlich und senkte den Blick.

„Und wenn ich es weiß, so wird dadurch die Sache doch nicht anders."

„Lore, gestehen Sie mir offen und ehrlich, ob Sie mir wegen der Heirat mit Gordon zürnen oder nicht. Ich fürchte, daß ich Ihrem Herzen dadurch wehe gethan habe."

Digitized by Google

„Wenn Sie dadurch unrecht gethan haben, so haben Sie es in erster Linie sich selbst gethan. Haben Sie aber richtig gehandelt, so hat niemand das Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen. In beiden Fällen wäre für mich kein Grund, Ihnen zu zürnen."

Das war richtig. Es ließ sich dagegen nichts sagen. Auch sprach Leonore die Worte so ruhig und gleichmäßig, als ob es sich um eine Sache gehandelt hätte, die sie gar nichts anging. Und doch hatte Ellis das Gefühl, als ob Lore mehr beteiligt wäre, als sie sich merken lassen mochte. Daß Gordon Lore gern hatte, das wußte sie; nur war sie im Zweifel darüber, ob auch Lore den jungen Mann liebe oder nicht.

„Was hat Mister Gordon Ihnen geschrieben, Miß Lore?" fragte Ellis nach einer langen Pause.

„Wenn Sie den Brief zu sehen wünschen, so steht er Ihnen natürlich zur Verfügung," erwiderte Leonore nachdenklich, „Sie haben ein Recht darauf. Aber ich glaube, es wäre besser, wenn Sie auf dieses Recht verzichteten."

„O, ich will nichts wissen," entgegnete Ellis rasch, „behalten Sie ihn immerhin für sich."

„Ich hätte Ihnen selbstverständlich den Brief längst aus eigenem Antrieb ausgehändigt, wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen damit Kummer zu bereiten. Offenbar ist der Brief, den mir Ihr Herr Gemahl gesandt hat, nicht von seinem Vater inspiriert."

„Er — — — er hat Ihnen Dummheiten geschrieben, Miß Lore?" fragte Ellis etwas zögernd.

„Missis Reedholm, Ihr Herr Gemahl hat in seinem Leben noch nicht viel Gelegenheit gehabt, selbständig zu handeln," entgegnete Leonore ruhig. „Er ist in jeder Beziehung in vollständiger Abhängigkeit von seinem Vater, und wo er dieser einmal entschlüpft, bemüht er sich mit einer beklagenswerten Ausdauer — ich will es gelinde

Digitized by Google

ausdrücken — Unbesonnenheiten zu machen. Ich weiß nicht, ob Sie von seinen Streichen in Paris — vor seiner Hochzeit — erfahren haben?"

„Natürlich. Sein Vater hat mir ja selbst davon erzählt. Eben deshalb lag ja Sir Newton so viel daran, seinen Sohn verheiratet zu wissen. Er hat eine Unmenge Schulden für ihn bezahlen müssen — —"

„Abgesehen davon hatte aber sein Vater auch eine gewisse Verpflichtung hinsichtlich des Charakters und der Lebensauffassung seines Sohnes, und diese Verpflichtung geht auch auf die Frau über. Die Ehe trägt diese Verpflichtung in sich."

Unwillkürlich hatte Leonore etwas erregter und bestimmter gesprochen, als ob sie vermutet hätte, irgend einen Widerspruch besiegen zu müssen.

Ellis sah sie verwundert an. Offenbar war ihr noch nicht klar, wo hinaus eigentlich Leonore wollte.

„Am Glück und Unglück der Ehe sind beide Gatten in gleicher Weise beteiligt," fuhr Leonore fort, „und das geht auch aus der praktischen Anschauung des Sir Newton hervor, der seinen Sohn verheiratet hat, damit er — vernünftig werde. Darin liegt die Bestätigung meiner Ansicht. Sir Newton hat unwillkürlich angenommen, daß die Gemahlin seines Sohnes — wenn nötig — in sein Amt eintrete. Selbstverständlich hat auch der Mann diese Verpflichtung gegenüber der Frau. In Ihrem Fall aber legt Ihnen Ihre Ehe diese Verpflichtung auf. Sie sind verantwortlich nicht nur für Ihr eigenes Wohlergehen, sondern auch für das Ihres Mannes."

„Aber wenn er von mir fortgeht, wie soll ich denn das machen?"

„Das ist Ihre Sache." Dann nach einer kleinen Pause fuhr Leonore etwas ruhiger fort: „Ich weiß sehr wohl, daß Ihre Anschauung von der Ehe überhaupt und von

Digitized by Google

Ihrer Ehe im besonderen von der meinigen abweicht. Eben deshalb sage ich Ihnen meine Ansicht, damit Sie vergleichen und über die Sache nachdenken. Dann werden Sie finden, daß meine Ansicht mehr Gewähr für das Glück der Ehe giebt als die Ihre."

Ellis war schon jetzt davon überzeugt, nur kam diese bessere Einsicht zu spät. Sie hatte sich unter ihrer Ehe mit Gordon etwas ganz anderes vorgestellt und gemeint, das wäre eine Sache, die ganz von selbst gehen müsse. An Verpflichtungen, an Unglück und Leid hatte sie dabei gar nicht gedacht und hatte nicht daran denken können, weil sie nichts davon gewußt. Nun pochte das Unglück an ihre Thür, und sie stand ihm hilflos wie ein Kind gegenüber.

„Was soll ich denn thun, Lore?" fragte sie kleinlaut. „Oder was würden Sie an meiner Stelle thun?"

„Reden Sie mit Gordon."

„Wie kann ich das?"

„Hören Sie mir zu, Missis Reedholm. Wir werden morgen nacht kurz nach zwei Uhr Paris passieren. Teilen Sie das Gordon telegraphisch mit. Er mag sich auf dem Bahnhof einfinden. Er ist ganz gewiß nicht so schlecht, daß er auf Ihre Vorstellungen schweigt."

„Ich soll ihn wohl bitten, mich aufzunehmen?" fuhr Ellis erbittert auf.

Lore sah sie prüfend an. „Sie haben mich falsch verstanden und noch nicht herausgefunden, worauf es ankommt," erwiderte sie ruhig. „Sie wissen ja wohl, daß das Glück der Ehe keine Spezialität der reichen Leute ist. Arme Leute sind auch glücklich, ich möchte fast sagen mehr und eher, eben weil sie arm sind. Die Ehe hat mit Aeußerlichkeiten irgend welcher Art nichts zu thun und ist über all dem weit erhaben. Sie ist das Heiligtum, das Paradies der Intimität. Wie Sie das Mister Gordon beibringen, das —"

Digitized by Google

Es war, als wenn ihr die Thränen in die Augen getreten wären. Sie schluchzte, ohne daß sie es hindern konnte, auf. Ellis sah sie überrascht an.

„— — — das werden Sie, wie ich glaube, wohl besser wissen, Missis Reedholm, als ich Ihnen das sagen kann," fuhr Leonore dann mit ruhiger Resignation fort. „Bestehen Sie auf Ihrem Recht, wie Sie an Ihrer Verpflichtung festhalten, so wird Ihre Ehe dem entsprechen, was sie sein soll."

„Und Sie werden Gordon natürlich nicht antworten auf den Brief, den er Ihnen geschrieben?" fragte Ellis zögernd.

„Warum sollte ich das nicht thun? Wenn Sie mir es gestatten, Missis Reedholm —"

„Ich kann Ihnen doch nichts gestatten, was ich Ihnen nicht verwehren kann. Schreiben Sie ihm immerhin."

„Natürlich nicht, ohne daß Sie den Brief vorher sehen."

„O, es genügt mir vollständig, wenn Sie mir sagen, wovon Sie Mister Gordon zu unterhalten gedenken."

„Von der Ehe, wie ich sie mir vorstelle," erwiderte Leonore ernst.

Ellis sah sie verstohlen an. Wenn sie auch wenig Erfahrung in der Welt hatte, so war sie doch feinfühlig genug, um zu merken, daß Lore nur mit großer innerer Ueberwindung sprach, vielleicht lediglich aus Pflichtgefühl. Ellis war überzeugt, daß Lore eher gestorben wäre, als etwas gegen das zu thun, was sie ihre Pflicht nannte. Aber sie sah auch, wie schwer ihr das in diesem Falle wurde, wie sie seufzte, die Farbe wechselte, starr zum Fenster hinaussah, während sie von Gordon sprach. Ellis hätte keine Frau sein müssen, wenn sie nicht zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß Lore Gordon doch trotz alledem liebe und alle ihre Kraft aufbot, um dieser Liebe Herr zu werden.

Digitized by Google

An der nächsten größeren Halteſtelle wurde das Telegramm an Miſter Gordon Reedholm in Paris aufgegeben, das Ellis und Lore gemeinſam aufgeſetzt hatten. Es war ausführlich abgefaßt, um jedem Irrtum vorzubeugen. Man ſollte ſich Punkt zwei Uhr fünfzehn Minuten im Wartezimmer zweiter Klaſſe auf dem Pariſer Oſtbahnhof treffen. Zeit genug blieb ihnen, da der Zug faſt eine halbe Stunde ſpäter erſt wieder weiterging.

Dann fuhr der Zug weiter, durch die Lombardei der franzöſiſchen Grenze zu. Die Nacht, die erſte ihrer Fahrt, brach an, rauh, regneriſch und unwirtlich im höchſten Grade. Die Kinder machten den beiden jungen Damen viel zu ſchaffen; bald wollten ſie das, bald jenes, weinten, machten ſich unbequem und ſchliefen ſchließlich ſchwer wie die Mehlſäcke auf den Armen von Ellis und Lore ein. Für erſtere war an Schlaf nicht zu denken. Sie war nicht gewohnt, auf einer harten Holzbank zu ſchlafen. Dazu der Dunſt in dem überfüllten Wagen, die nervöſe Ueberreizung der letzten Zeit und die Ausſicht, dieſe Qual noch faſt zwei Tage ertragen zu müſſen — das war für Ellis eine Prüfung, eine Ernüchterung aus ihrem bisherigen gedankenloſen Luxusleben, wie ſie ihr wirkſamer und draſtiſcher nicht zu wünſchen war.

Die Gedanken kamen unter ſolchen Umſtänden ganz von ſelbſt, und wenn ſie in dieſer Nacht aus dem ſchwach erleuchteten, rauchigen Wagen hinaus in die troſtloſe Finſternis ſah, fielen ihr eine Menge Dinge ein, von denen ſie früher keine Ahnung hatte. Eine arbeitsreiche, ſorgenſchwere Zukunft ſtand ihr bevor, und ſtatt wie früher, wo es ihre einzige Sorge geweſen war, ob auch die Farben ihrer Toilette zu ihrer jeweiligen Umgebung paßten und ſich ſtilvoll abhoben, wo ſie Menſchen und Dinge dieſer Welt als Spielzeug und Kurzweil betrachtet, dachte ſie jetzt darüber nach, wie ſie den bevorſtehenden Lebenskampf

Digitized by Google

bestehen, wie sie einen Erwerb finden könne. War sie überhaupt fähig zu einem solchen? Sie hoffte es, denn es blieb ihr nichts anderes übrig. Wenn sie nur erst wieder fort aus diesen fremden Ländern war, wo sie mit niemand reden konnte! Wenn sie erst wieder in London, bei ihrem Vater war, zu Hause, dann würde sich ja wohl etwas finden. „Wen das Schicksal liebt, den sieht es drohend an." Dieser Ausspruch des Dichters fiel ihr zur rechten Zeit ein und war ihr ein Trost. Mußten nicht Tausende und Millionen von Menschen in London auch um ihr tägliches Brot arbeiten? Warum sollte sie nicht können, was so viele andere thun?

Gegen Morgen — es war noch vollständig finster — kamen sie in dem kleinen Grenzstädtchen Modane an. Hier war die Zollvisitation. Sie mußten aus dem Wagen heraus mit den beiden älteren Damen, mit Kisten und Kasten, Koffern und Bündeln — eine entsetzliche Wirtschaft auf dem kalten, zugigen Bahnhof. Es standen noch andere Züge auf den Geleisen, offenbar Eilzüge mit Schlafwagen und allem Komfort der Neuzeit, wie ihn Ellis aus ihrer früheren Zeit her kannte. Sie war ja durch dieselbe Station gefahren, als sie ihre „große Tour" angetreten, aber sie wußte nichts mehr davon, denn sie hatte im Schlafwagen gelegen und geschlafen. Das war jetzt anders. Alle Unannehmlichkeiten der Reise machten sich bemerkbar.

Sie mußten warten, bis die anderen Züge abgefertigt waren. Die ganze Gesellschaft, Ellis, ihre Mutter und ihre Tante, deren beide Töchter und Leonore, standen in Trauerkleidern und in einer Verfassung, wie sie nur eine solche Reisenacht erklärlich macht, auf dem Bahnsteig, mit Sack und Pack wie arme Auswanderer — ein jämmerlicher Anblick!

Eine Menge Reisende liefen hin und her und schrieen

Digitized by Google

durcheinander, Gepäckkarren, Lohndiener, Packträger, Leute aus aller Herren Länder, pustende Lokomotiven, buntfarbige Laternen und dicke Rauchwolken — alles vermischte sich vor ihren müden Augen zu einem schrecklichen Chaos.

Da sah Ellis plötzlich vor sich einen Mann im dicken Reisepelz und schwarzer Pelzmütze, mit blassem, kränklichem Gesicht, auf der etwas gebogenen Nase einen goldenen Klemmer, und mit einem dunklen, sorgfältig gedrehten Schnurrbart. Auch der Mann sah sie, ein fahler Schein flog über das blasse, kränkliche Gesicht, ein tödlicher Schreck sprach aus seinen Augen, aber alles das zog wie ein Blitz an ihr vorüber. Schon im nächsten Augenblick wandte sich der Mann wieder ab, rief einem Gepäckträger etwas zu und war sofort im Gedränge verschwunden.

Wer war der Mann? fragte sich Ellis. Auch die Stimme kam ihr bekannt vor. Sie mußte ihn irgendwo schon gesehen haben, und auch er mußte sie und ihre Mutter kennen. Das zeigte seine Erregung bei ihrem Anblick.

„Hooling!" zuckte es ihr durchs Gehirn. Aber war das möglich? Der eben gesehene Mann hatte ja schwarze Haare und schwarzen Bart, während Hooling einen roten Bart und fast gar keine Haare hatte. Auch war Hooling viel älter als dieser Mann erschienen war. Und doch — die Gesichtsfarbe, die Nase, die Stimme!

Ellis hatte keine Zeit, über die Sache nachzudenken, sie mußte zur Gepäckrevision. Sie befand sich plötzlich in einem kompakten Menschenstrom, der sie in ein Lokal hineinschob, wo die Revision vorgenommen wurde. Wenn sie auch hinter dem Mann hätte herlaufen wollen, es wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Er war ihr aus den Augen gekommen, ohne daß sie hätte sagen können, wohin. Vielleicht war er es auch gar nicht, und dieser Gedanke schien sie etwas zu beruhigen, denn ihr wurde ganz heiß,

Digitized by Google

wenn sie daran dachte, daß es der Durchbrenner doch gewesen sei, und sie versäumt hätte, ihre Pflicht bei einer solchen Begegnung zu thun. Was aber freilich hätte geschehen sollen und können, darüber wurde sie sich nicht klar. Es ging alles zu schnell, und sie kam gar nicht zur Besinnung.

Erst als sie mit der Revision fertig war und wieder mit ihrer Mutter und Leonore zusammenkam, um in den Wagen zu steigen, teilte sie diesen ihre Begegnung mit.

Auch hier war es Leonore, die zuerst zur Fassung kam, und während Frau Funham in einem fort weinte und jammerte, ohne zu wissen, was zu thun sei, setzte Leonore ruhig und klar auseinander, was geschehen müsse und könne, wenn der Fremde wirklich der durchgebrannte Kassierer von J. & W. Funham gewesen war.

„Mister Hooling," sagte sie, „kann nur den Eilzug Paris—Turin benutzt haben, weil er doch vermutlich von England kommt und nicht dahin zurückfährt. In diesem Fall sitzt er also, während wir hier sprechen, in dem Zug, der nach Turin fährt. Wir müssen demnach schleunigst ein Telegramm an die Polizei nach Turin aufgeben, damit der Fremde dort angehalten wird, sobald der Zug ankommt. Natürlich müssen wir von der Begegnung auch an Mister Funham nach London berichten."

Sowohl Leonore als auch Ellis und ihre Mutter waren zu jener Zeit noch der Meinung, daß man durch Hoolings Festnahme das bei diesem vorgefundene Geld der Familie Funham zurückhole und für diese rette, während es thatsächlich in die Konkursmasse fließen mußte. Aber man einigte sich aus diesem Grunde rasch, alles zu thun, was zur Ergreifung des Flüchtigen führen konnte, und so wurde auch alles ausgeführt, was Leonore in Vorschlag brachte, trotzdem diese unvorhergesehenen Ausgaben eine empfindliche Lücke in die Reisekasse der Familie machte. Der

Digitized by Google

Reisende wurde so genau als möglich beschrieben, und eine Antwort an Edward Funham in London erbeten.

Dann ging die Reise weiter, und sowohl Ellis wie Leonore hatten auf der langen Strecke von der Grenze bis nach Paris Zeit genug, sich auf die Begegnung mit Mister Gordon vorzubereiten. Aber während Ellis dabei nur äußerer Anregung folgte, beschäftigte sich Leonore sehr eingehend und innerlich mit diesem Zusammentreffen, und noch ehe sie Paris erreichten, hatte sie sich eine Unzahl Punkte und Redewendungen zurechtgelegt, die sie Mister Gordon unbedingt sagen mußte, wenn sie für dessen zukünftiges Glück das Notwendige und Mögliche beitragen wollte. Und damit war es ihr tiefinnerlich ernst. Leonore war empört über Mister Gordon und überzeugt, daß das so nicht weitergehen könne, wenn der junge Herr nicht zu Grunde gehen solle.

Indes hatte es Mister Gordon mit solchen Auseinandersetzungen offenbar weniger eilig, denn er kam überhaupt nicht.

Leonore und Ellis mußten nach London weiterfahren, ohne ihn gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Alarm in Blankenstein.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

1.

Im großen Saale der „Harmonie" zu Blankenstein, einem öden weißen Raum mit etlichen schlechten Malereien an der Decke, war jene feierliche Stille eingetreten, die sogenannten Kunstgenüssen voraufzugehen pflegt. Das Konzert des Frauenvereins war seinem Höhepunkte nahe: die berühmte Sängerin, ein Stern der Residenz, mit der Frau Oberstleutnant v. Portland befreundet, sollte jetzt die Bühne besteigen. Es war ein Ereignis für Blankenstein; denn ohne die Jugendbeziehungen zu Frau v. Portland, die den Frauenverein leitete, hätte sich die Palme-Felgentreff wohl niemals in die kleine Garnison verirrt.

Plötzlich entstand eine Bewegung vorn am Vorstandstisch. Der Bürgermeister warf einen düsteren Blick nach der Eingangsthür, als erwarte er, einen Verbrecher vorgeführt zu bekommen; Kommerzienrat Gundling reckte den kurzen, fetten Hals in der beängstigendsten Weise; Frau Stadtrat Spiermann schüttelte den dicken, nicht übermäßig geistreich geschnittenen Kopf und zuckte die runden Schultern, was beides eine hochgradige Verwunderung mit einem Stich Ungeduld darstellen sollte; eine Anzahl jüngerer Herren lief in schlecht verhehlter Aufregung zwischen dem

Digitized by Google

Vorstandstisch und der Saalthür hin und her, und die feierliche Stille wich alsbald einem düsteren Gemurmel.

Was war geschehen? Warum ging die Sängerin nicht hinauf? War sie plötzlich heiser geworden? Oder hatte sie die Noten vergessen?

Nichts von alledem! Der Blumenstrauß war noch nicht da! Aber er konnte jeden Augenblick kommen. Der alte Brose hatte ihn frisch schneiden wollen wegen der Saalhitze. Ach, und am Ende hatte er das ganz und gar vergessen! — Um Gottes willen, das wäre ja eine entsetzliche Blamage für Blankenstein gewesen!

Doch nein, dem Himmel sei Dank! da langte der Strauß eben an.

„Thun Sie mir einen Gefallen, Doktor," sagte Leutnant Siegen hastig zu dem Militärarzt Egon Faber, einem schlanken, vollbärtigen Herrn, dessen braune Augen hinter doppelten Brillengläsern hervorblitzten, denn er war von einer stark entwickelten Kurzsichtigkeit und trug deshalb vor seiner Brille meist noch einen Kneifer, um seine Sehschärfe zu erhöhen. „Ich muß draußen noch ein paar Anordnungen treffen. Ueberreichen Sie der Sängerin den Strauß und führen Sie sie auf die Bühne. Es wird die höchste Zeit."

Und damit legte er dem Doktor das Wagenrad aus Rosen und Fuchsien in den Arm, das mit seiner Kante von weißen Nelken und der grünen Wolke frischer Farnkräuter, die darüber zitterten, der Gärtnerkunst des alten Brose alle Ehre machte.

„Lieber Siegen," stotterte der Doktor ängstlich, „ich kenne die Sängerin ja gar nicht!"

„Ich auch nicht, Doktorchen. Aber das macht ja nichts. Sie sitzt neben unserer Kommandeuse, der zuliebe sie ja bloß gekommen ist. Da vorn die große weiße Wolke aus Atlas oder Seide, mit Spitzen und anderem Unfug: die ist es!"

Digitized by Google

„Wissen Sie denn keinen anderen?" erkundigte sich Faber beklommen. „Ich mache sicher eine Dummheit dabei. Sie wissen doch, wie kurzsichtig ich bin."

„Ach, Unsinn, nur los! Unsere Herren haben sich alle dort drüben postiert; ehe ich da einen loseise, vergehen noch fünf Minuten, und draußen wartet alles auf mich."

„Auf Ihre Verantwortung also," erklärte Faber und faßte mit einem leisen Grauen den Strauß fester. Dabei fing der Angstschweiß schon an, ihm auf die Stirne zu treten. Ehe er bis vorn an die erste Reihe kam, stand sein Angesicht ganz sicher unter Wasser, und ohne allen Zweifel rutschte ihm dann der Klemmer von der Nase und machte ihn zu einem halb im Nebel herumtappenden Unglückswurm. Es war eine ganz abscheuliche Geschichte.

Vielleicht, wenn er sich recht beeilte, hielt er das dumme Glas noch so lange in der Balance. Also frisch vorwärts ins Gefecht! Und mit Riesenschritten durchmaß er den Saal. Leider legte ihm das Schicksal kurz vor dem Endziel eine schöne gleißende Seidenschleppe in den Weg, die er in der Aufregung nicht bemerkte. Ehe er sich's versah, hatte sich die Spitze seines Lackstiefels darin verfangen. Es gab einen kleinen schrillen Laut, wie wenn innig verwebte zarte Fäden mit grausamer Gewalt voneinander getrennt werden; ein leiser, schmerzlicher Aufschrei folgte, der den Tiefen einer gekränkten Frauenseele entflog. Doktor Faber sagte: „Hopsa!" und „O entschuldigen Sie vielmals!" Mit knapper Not gelang es ihm, sich wieder ins Gleichgewicht zu bringen; aber die vielen hundert Augen, die sich schadenfroh auf ihn geheftet hatten, gaben ihm Jongleurkräfte; er stand wieder aufrecht da, leider nahm im gleichen Augenblick der tückische Kneifer Abschied von seiner Nasenwurzel und legte sich mit der scharfen Augengläsern eigenen Frechheit mitten

Digitized by Google

zwischen die Rosen, Fuchsien und Nelken. Von da aus funkelte er seinen Eigentümer so boshaft an, wie das nur ein glücklich abgerutschter Klemmer fertig bringt, der aus langjähriger Erfahrung weiß, daß ihn vorläufig kein Ruck und kein Druck auf der verschwitzten, allzu nachgiebig geformten Nase seines Herrn wieder zu befestigen vermag.

Faber that einen tiefen Seufzer; aber er versuchte es gar nicht, den Ausreißer wieder zurückzubringen. Etwas vorsichtiger schritt er weiter, an mokant lächelnden Gesichtern vorüber, die er samt und sonders nicht zu erkennen vermochte, bis vorn an die erste Reihe.

Rechts saß Frau v. Portland, das wußte er; aber ob die hauptstädtische Nachtigall vor oder nach ihr in der Reihe kam, das mochten die Götter wissen. Und helle Toiletten hatten sie alle, die in der ersten Reihe prangten. Ob die eine nun einen Stich ins Lichtblaue, die andere ins Grüne oder Cremefarbene dabei bevorzugt hatte, war für seine halbentwaffneten Augen ziemlich gleichgültig.

„Fräulein Palme-Felgentreff?" stotterte er, sich an eine ältliche Dame wendend, die Gattin eines pensionierten Gerichtsrats, die mit der Frau v. Portland auf dem Kriegsfuße lebte.

„Bedaure!" versetzte diese spitzig und zuckte die Achseln, ohne ihm auch nur den geringsten Wink zu geben.

Aber dicht neben ihr saß ein junges Mädchen, die Tochter des Oberpredigers, die ihm zuwisperte: „Weiter hinauf, Herr Doktor! Die Dame in Weiß!"

Und mutig schritt er seinen Dornenweg weiter, obgleich es ihm vor Verlegenheit wie ein Meer von grünen und blauen Nebeln vor den Augen wogte.

„Welch ein unmöglicher Mensch!" seufzte entrüstet Frau v. Portland, die wie auf Nadelspitzen saß, während schon hier und dort ein leises verstecktes Kichern hörbar

Digitized by Google

wurde. „Hierher, Herr Doktor!“ rief sie ihm ungeduldig entgegen, als sie sah, daß er aufs neue an eine falsche

Adresse geraten wollte. Er gab sich einen Ruck und kam nun direkt auf sie zu. Alle Ueberlegung war ihm geschwunden; er hörte nur noch das halblaute Kommando,

Digitized by Google

und mit einer großartigen Verbeugung überreichte er nun das Wagenrad der beinahe ohnmächtigen Kommandeuse.

„Darf ich bitten, gnädige Frau?“ sagte er dazu so honigsüß, wie es ihm in seiner verlegenen Angst nur über die Lippen wollte.

„Aber Mensch!“ flüsterte sie empört und machte eine Bewegung nach ihrer Rechten hin, wo die Sängerin ein bißchen hochmütig der Scene zuschaute. Natürlich sah er diese Bewegung nicht. Er hörte nur den tiefen Groll in ihrer Stimme und lächelte daraufhin blöde. Sein Verstand war ihm anscheinend vollständig abhanden gekommen.

Da rief ihn plötzlich eine liebe, süße Stimme ins Bewußtsein, in die grausame Wirklichkeit zurück. „Hier, gleich neben Mama sitzt Fräulein Palme-Felgentreff, die Sie suchen, Herr Doktor!“ sagte Dorina Portland freundlich.

Das klang wie der Ruf eines Engels. Ach, und ein Engel war sie ja auch für ihn, der sie seit Jahr und Tag heimlich anbetete! Die Zukunft an ihrer Seite wäre ihm der Himmel auf Erden gewesen, nur hatte er bisher nicht gewagt, ihr zu verraten, welch heilig-süßes Gefühl er alle die Zeit her, da er in Blankenstein lebte, für sie im Herzen hegte. Und nun kam sie ihm so lieb und freundlich zu Hilfe. Das überwältigte ihn.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Fräulein Dorina!“ stammelte er, um dicht hinterher einen tödlichen Schreck zu empfinden; denn er hatte sie eben beim Vornamen genannt, ohne die allergeringste Berechtigung dazu zu haben. Und das auch noch in Gegenwart der gestrengen Frau Mutter und der zur Hälfte versammelten „Gesellschaft“ von Blankenstein. Es war fürchterlich! Einen solchen Pechtag hatte er noch nicht erlebt. Und alles wegen eines albernen Straußes für eine ihm ganz gleichgültige Sängerin!

Aber jetzt stand er wenigstens vor ihr, der das Wagen-

Digitized by Google

rad aus Blumen nun einmal bestimmt war, und mit dem krampfhaften Versuch, liebenswürdig zu sein, überreichte er es ihr und bot ihr den Arm, sie die Stufen zur Bühne hinaufzuführen.

Wie sie oben war, und die versammelte Hörerschaft ihr zum Willkommen ein lebhaftes Händeklatschen begann, wurde er nochmals rot; denn er fühlte sich nicht ganz sicher, ob das nicht ein ironisches Beifallszeichen für seine Expedition mit dem Blumenrad sein sollte. Bedrückt schlich er davon und schlängelte sich durch den Saal nach der Ausgangsthür zu.

„Na, Doktorchen, alles gut gegangen?" fragte Siegen, der ihm in der Thür begegnete.

Er schüttelte nur stumm das Haupt und winkte trübe lächelnd ab.

„Na, sie steht doch aber oben und singt," fuhr der Leutnant fort.

„Pst!" scholl es dicht neben ihm.

„Ja, Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu gehn ..."

sang mit schmelzender Wehmut die Diva.

„Das weiß Gott!" dachte der Doktor, während der Leutnant, sich den Schnurrbart zwirbelnd und einen verwegenen Blick in ein ihm zugerichtetes schönes Mädchenantlitz sendend, leichtfertig vor sich hin murmelte: „Stimmt nicht, stimmt durchaus nicht!"

Kummer machten ihm nur die Rekruten, die ihren Pferden bald inbrünstig um den Hals fielen, bald wieder sich voller Wankelmut von ihnen trennten. „Ein festes Verhältnis muß der Husar haben!" pflegte er mit drolligem Ernst in der Reitstunde zu sagen. „Und das ist das zu seinem Gaul!" Er war eben ein lustiger Kerl, der das Leben immer von der besten Seite nahm. —

Faber verlor sich in einen Nebenraum des Konzert-

Digitized by Google

saales und spülte das Gramgefühl, das ihm in der Kehle saß, mit einem kühlen Schluck Pilsener hinunter, während drinnen die Palme-Felgentreff ihre Arie zu Ende sang, sich mit Beifall überschütten ließ, ein Lied und noch ein Lied als Zugabe herausschmetterte, neuen Beifall erntete, endlich aber doch allen erneuten Jubelausbrüchen gegenüber standhaft blieb und von der Bühne abtrat.

Nach einem kurzen Umblick sprang Herr v. Portland selbst ihr entgegen, um sie in den Saal zurückzuführen. In der nun eintretenden Pause jedoch unterrichtete er sich, wessen Amt das eigentlich gewesen sei, und erfuhr nun von seiner Gemahlin die Unthaten Fabers.

Das Unglück wollte, daß ihm der arme Doktor bald danach in den Weg lief. Er kam just aus der Garderobe, wo er sich Helm und Säbel geholt hatte, um nach Haus zu pilgern. Der Korridor war menschenleer. Portland konnte also seinem Groll ungeniert Luft machen. Und das that er denn auch.

„Wenn man sich zu der Ehre drängt, einen so gefeierten Gast zu führen, so muß man die Sache etwas schneidiger betreiben, mein verehrter Herr Doktor!“ sagte er halblaut, aber mit unverkennbarem Grimm in der Stimme. „Sie sollen ja eine wahre Komödie aufgeführt haben, ehe Sie —“

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Oberstleutnant —“

„Das haben Sie auch stark nötig!“

„Aber ich wollte ja gar nicht —“

„Natürlich! Man hat Sie erst darum kniefällig bitten müssen! Es wird immer schöner!“

„Ich wußte, daß ich bei meiner Kurzsichtigkeit —“

„Herr, fangen Sie nicht auch davon noch an! Wenn einer sechs Augen hat und doch nicht sehen kann, so soll er einen Leierkasten drehen, aber nicht Militärarzt werden. Verstanden?“

Digitized by Google

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!“ erklärte der Doktor, sich in sein Schicksal ergebend. Doch das war dem alten Haudegen auch wieder nicht recht; im Gegenteil, es steigerte seinen Zorn.

„Und was sind denn das für Vertraulichkeiten gegen meine — meine Familie?“ wetterte er weiter.

„Ach, das weiß er auch schon!“ dachte Faber und senkte zerknirscht sein Haupt.

„Ich frage Sie, hatten Sie irgend welche Berechtigung dazu, Herr?“

„Nein — nein — durchaus nicht! Ich war eben so verwirrt —“

„Unglaublich!“ knurrte der Vater der schönen Dorina. Da aber just eine Thür klappte, und ein paar Damen am Ende des Korridors auftauchten, ließ er sein Opfer endlich los und warf ihm nur noch einen Blick zu, der das verschluckte Ende dieser Standrede reichlich aufwog. Dann verschwand er durch die Saalthür, während der Doktor sich anschickte, an den Damen, die ihn soeben unbewußt erlöst hatten, vorüber zu schleichen, um zur Treppe zu gelangen.

Wie er eben die erste Stufe unter dem Fuße hatte, hörte er sich von einer weichen lieben Stimme angerufen, die ihm heute schon einmal im Ohr geklungen hatte. Seine trübe Stimmung war wie weggeblasen. Seine Augen blickten wieder lebensmutig hinter den vier „Fensterläden“ hervor, und sein verliebtes Herz begann im wahren Csardastempo zu klopfen, nachdem es eben noch wie im Trauermarschtakt gegangen war.

„Bester Herr Doktor,“ sagte Dorina Portland, eine mädchenhafte Schüchternheit, die ihr liebliches Antlitz noch verschönte, niederkämpfend, „seien Sie dem Vater nicht allzu böse! Er ist so erregt in der letzten Zeit vom Manöver her, weil er nicht weiß, ob er — das Regiment

Digitized by Google

behält oder seinen Abschied einreichen muß. Jeden Tag fürchtet er etwas Unvorhergesehenes, eine Ueberrumpelung vom Kommandierenden oder so etwas. Wir haben alle darunter zu leiden. Nicht wahr, Sie tragen es ihm nicht nach? Bitte, bitte!"

„O, gnädiges Fräulein," entgegnete Faber beseligt, „wenn Sie so lieb zu mir sprechen, habe ich alles Ungemach schnell vergessen. O wirklich, ich bin Ihnen in diesem Augenblicke, wo Sie mich aus der schwärzesten Trübseligkeit gerissen

haben, ganz unaussprechlich dankbar, um so mehr, als ich mir fest eingebildet habe, Sie würden es mir nachtragen, daß ich vorhin — in meiner Verwirrung —

Digitized by Google

ich weiß selber nicht, wie es gekommen ist, aber auf einmal lag mir Ihr Name auf der Zunge, den ich bisher noch niemals — nur, wenn ich ganz allein war und an Sie dachte! — Ach, wenn ich Ihnen sagen dürfte —"

„O nicht, jetzt nicht!" bat sie, rot wie eine der glühenden Rosen in ihrem dunkelblonden Haar, und senkte die schönen Augen vor seinen Blicken. „Ich muß in den Saal zurück! — Aber sagen Sie mir, warum Sie schon fort wollen? Fahren Sie nicht nachher mit hinaus zur Nachfeier in den Schimmerwald? Es wird eine herrliche Fahrt werden! Mama hat zwölf Wagen bestellt. Punkt neun Uhr ist Aufbruch. Die Trompeter sind schon draußen."

„Ich habe noch einen Patienten," erklärte er schwankend, „den ich nicht vernachlässigen darf. Und außerdem: thue ich nicht besser, Ihrem Herrn Vater — und wohl auch der gnädigen Frau Mama — heute aus dem Wege zu gehen? Wirkliche Freude hätte ich ja doch nur, wenn — aber das wollen Sie ja nicht hören. Gute Nacht, Fräulein Do — gnädiges Fräulein!"

Und in tiefer Bewegung drückte er ihre Hand an seine Lippen und hastete dann, ohne sich umzusehen, die Treppe hinab. Sie sandte ihm einen warmen Blick nach und ging dann gedankenvoll in den Saal zurück. —

Programmgemäß bestieg nach Konzertschluß der engere Zirkel, der sich um Frau v. Portland in Blankenstein gebildet hatte, die bereitstehenden Wagen, um auf der fernen, mitten im Buchenforst belegenen Waldwiese die laue Septembernacht zu durchtanzen. Große Vorräte an Erfrischungen waren schon nachmittags in das dicht dabei befindliche Forsthaus zum Schimmerwald hinausgeschafft worden; das Trompetercorps hatte auf einer schnell geschaffenen Bühne Platz genommen, japanische Papierlaternen erhellten zauberhaft den schönen Waldplatz, und als nun die ersten Wagen mit ihren fröhlichen Insassen

Digitized by Google

am Ziele anlangten, empfing sie die Kapelle mit köstlichen, von Waldromantik, Mondenglanz und Elfenreigen durchwobenen Klängen.

„Einfach entzückend!“ sagte die schöne Sängerin, die am Arme des Oberstleutnants einen kurzen Rundgang machte. „Das muß man Ihrer lieben Gerlinde lassen: Feste versteht sie zu arrangieren wie ein geborener Oberregisseur. Wenn uns nun bloß der Himmel keinen Strich durch die Rechnung macht.“

„Oder Excellenz v. Goldacker!“ seufzte der Oberstleutnant, gezwungen lächelnd.

„Was hat der mit unserem Elfenspuk zu thun?“ fragte sie verwundert.

„O, sehr viel. Wenn er diese Nacht in Blankenstein anfinge zu spuken, säßen wir schön in der Tinte.“

„Aber erklären Sie mir doch —“

„Die Sache ist sehr einfach,“ sagte der Oberstleutnant. „Wenn vielleicht der General, der sich zur Zeit auf einer Inspektionsreise befindet, gerade diese Nacht dazu ausersehen hätte, unser Regiment zu alarmieren, müßten wir hier, Offiziere wie Trompeter, ohne jedes Federlesen nach Blankenstein sausen und die liebreizenden Damen ihrem Schicksal überlassen.“

„Das wäre ja abscheulich!“

Portland lächelte wieder, aber er sah noch verdrießlicher aus als vorhin.

„Das abscheulichste wäre, daß wir allesamt eine gute Stunde zu spät — und ich damit wahrscheinlich zu einem blauen Briefe käme,“ sagte er.

„Und erwarten Sie eine solche Alarmierung gerade heute?“

Er zuckte die Achseln. „Das nicht. Aber wenn der Zufall sein Spiel haben wollte —“

„Und Sie erhalten vorher nicht die leiseste Andeutung?“

Digitized by Google

„Das wäre eine schöne Wirtschaft!“ lachte Portland, aber diesmal wirklich von Herzen. „O nein, meine Verehrteste, Theater wird bei uns nicht gespielt! Vogel friß — oder stirb: das ist die Losung. Und wenn man Pech hat, stirbt man eben.“

Fräulein Palme-Felgentreff hatte nachdenklich das schöne Haupt gesenkt. Plötzlich durchzuckte ein anscheinend ingeniöser Gedanke ihr Hirn. „Wie läßt sie denn nun alarmieren, Ihre Excellenz? Durch einen Trompeter, nicht wahr?“ fragte sie gespannt.

„Ganz recht.“

„Nun, und da wir sie alle mitgenommen haben —“

„Einer ist doch noch dort — auf der Wache, mein liebes Fräulein.“

„Warum haben Sie den nicht einfach auch noch hier mit antreten lassen?“ fragte sie naiv.

Er sah sie von der Seite an und lächelte. War sie wirklich so naiv oder spielte sie ein wenig Theater?

„Sie haben die Operettengenerale in Ihrem hübschen Köpfchen,“ sagte er galant. „In Wirklichkeit geht das nicht so her. Da wird Ernst gemacht. Wir können nichts thun, als alle guten Geister zu bitten, daß sie dem alten Goldacker heute einen guten Schlaf bescheren.“

„Erwähnen wir den alten Störenfried nicht mehr; das ist auch ein gutes Sympathiemittel,“ ergänzte sie lachend.

Ein Trompetensignal schallte langgezogen durch den stillen Wald.

„Antreten zur Polonaise!“ hieß es von allen Seiten.

„Und anderen Alarm lassen wir uns einfach nicht gefallen!“ erklärte leuchtenden Blickes die stattliche Sängerin.

2.

Egon Faber hatte seinen Patienten besucht, einen Siegenschen Rekruten, der das feste Verhältnis zu seinem

Digitized by Google

Pferd noch immer nicht hatte finden können und durch einen Sturz zu einer Rippenquetschung gekommen war. Mit Freude hatte er erkannt, daß das Fieber gesunken war, und die Lungen wieder normal arbeiteten. Aber an eine Beteiligung an der Mondscheinpartie nach dem Schimmerwalde dachte er trotzdem nicht. Er fühlte, daß ihm die köstliche Stimmung, in der er seit jenen kurzen unvergeßlichen Minuten an der Treppe zum Harmoniesaale lebte, durch die Beobachtungen, die solch eine Tanznacht ihm aufdrängen würde, nur zerstört werden konnte.

Er war langsam nach Hause geschlendert, hatte sich aus dem Gasthof „Zu den drei Mohren" dicht nebenan eine Flasche „Kupferberg Gold" bestellt, die ihm der Piccolo in einem mächtigen Eiskübel brachte, und lag nun, eine Havanna rauchend, im Fenster seiner im ersten Stock gelegenen Wohnung und sah in die Spätsommernacht hinaus. Ab und zu trank er ein Glas Sekt, um dann immer wieder an das Fenster zurückzukehren, auf die leere, stille Straße hinunterzuschauen und seinen Gedanken nachzuhängen.

So war es Mitternacht geworden. Die Hausthür unten war ein paarmal auf- und wieder zugeschlossen worden; ein Unteroffizier hatte die Köchin von Amtsrichters heimgeleitet, die im zweiten Stock wohnten, und war mit einer laut durch den nächtlichen Frieden schallenden mündlichen Belohnung abgefunden worden; ein kneipseliger Primaner hatte sich eingestellt und nach etlichen vergeblichen Versuchen doch noch das Schloß zu finden vermocht; zuletzt war der Hauswirt gekommen, der alte Goldschmied, der im Ratskeller seinen Stammtisch hatte. Ein paar halblaute „Donnerwetter" hatte er in den grauen Bart gemurmelt, wohl weil er sehen mußte, daß der Lehrling oder der Hausbursche die große Markise, welche die Nachmittagssonne von seinen Schaufenstern abhielt,

Digitized by Google

nicht hochgezogen hatte. Aechzend hatte er dann selbst versucht, das grauleinene Schutzdach emporzubringen; aber die alten Arme vermochten es nicht mehr. Er war dann, noch immer unwillig brummend, gleichfalls in der Hausthür verschwunden.

Jetzt polterte auch der letzte Hotelomnibus von dem ziemlich entfernten Bahnhof herein. Ob er wohl Gäste brachte? Es kam selten genug vor.

Wahrhaftig, ein Herr kroch aus dem fürchterlichen Kasten und reckte die steifgewordenen Beine erst einmal aus, ehe er ins Haus trat. Das klirrte, als ob er Sporen an den Stiefeln hätte. Neugierig beugte sich der Doktor vor, um im Lichtschein der Gasthofslaterne den Alten deutlicher betrachten zu können.

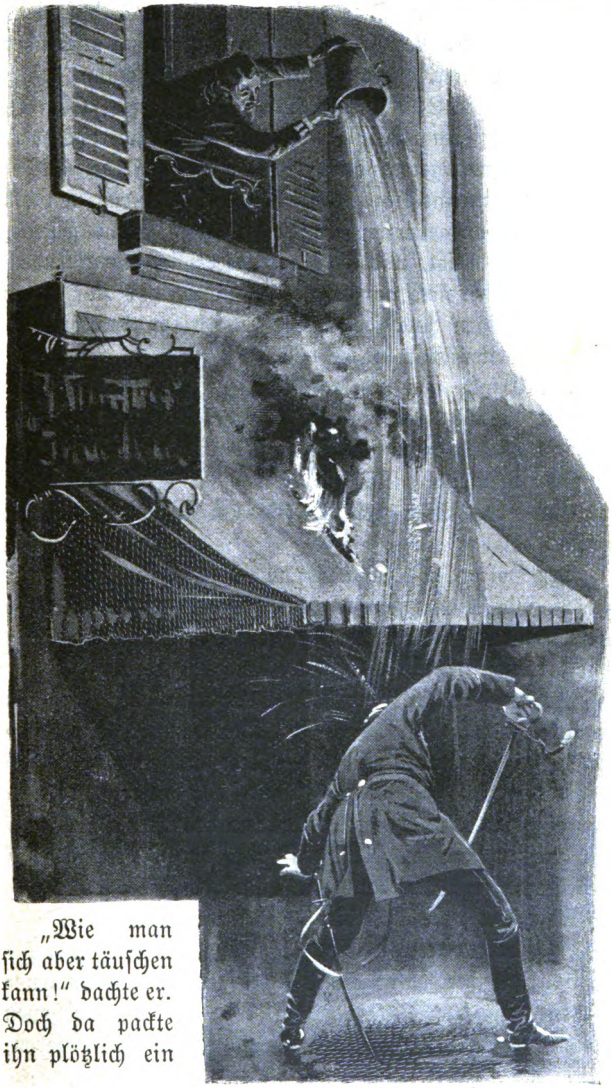
War das nun ein Militärmantel oder keiner? Es war nicht festzustellen. Schließlich kümmerte es ihn auch wenig. Militärs reisen so viel in der Welt herum. Und wenn es Excellenz Goldacker sein sollte, so würde er das durch ein Alarmsignal noch früh genug zu hören bekommen.

Er ging an seinen Tisch zurück, um sich den Sekt einzugießen, der noch in der Flasche war, und dann zu Bette zu gehen.

„Eine dumme Geschichte wäre das denn doch," lachte er leise vor sich hin, „wenn jetzt plötzlich losgeblasen würde. Die Nase möcht' ich nicht haben, die unser Oberstleutnant bekäme. Denn ehe die ganze Gesellschaft vom Schimmerwalde hereinkommt, steht das Gros längst fix und fertig auf dem Marktplatze. Ein Regiment ohne Offiziere! Alle Wetter, was da der General wohl für Augen machen würde!"

Plötzlich war es ihm, als ob er den Sporentritt von neuem heraufschallen hörte. Hastig flog er ans Fenster und lugte in die Nacht hinaus. Aber es war alles mäuschenstill auf der Straße.

Digitized by Google



„Wie man sich aber täuschen kann!“ dachte er. Doch da packte ihn plötzlich ein

Digitized by Google

gewaltiges Entsetzen. Sein Blick war auf des Goldschmieds heruntergelassene Markise gefallen, und ein großer glühender Fleck leuchtete ihm von dort entgegen. Es war ihm sofort klar, daß sich ein Stück seiner brennenden Zigarre losgelöst haben mußte, wahrscheinlich vorhin, als er sich nach dem Hotelgast hinausgereckt hatte. Das war auf der ausgespannten Leinwand liegen geblieben und hatte das von der Sonnenhitze ausgedörrte Gewebe schnell in Brand gesteckt. Hier that Eile not, und im Nu hatte er sich des Eiskübels bemächtigt, der noch auf dem Tische stand, und stürzte mit einem tüchtigen Ruck den Inhalt desselben auf die unheimlich weiterglimmende Stelle.

Der Erfolg war überraschend — leider in doppelter Hinsicht. Wohl hatte die Glut auf der Markise der Fülle des mit Eisstücken untermischten Kühlwassers nicht standzuhalten vermocht. Blitzschnell war sie erloschen; dafür war es aber unter der Markise um so lebendiger geworden.

Der Doktor hatte zunächst nur ein halbersticktes Prusten gehört, wie es manche Leute laut werden lassen, wenn sie beim Baden einmal untergetaucht sind. Dann aber war eine ziemlich energische Stimme laut geworden.

„Unverschämtheit!" erschallte es von unten. „Erst das Haus anbrennen und dann die Menschen naßgießen, die das Unheil abwenden wollen! — Und auch gar noch Eiswasser! — Da soll doch —" und der entsetzte Militärarzt sah im Scheine der Hotellaterne den Herrn, der vorhin angekommen war, diesmal mit der Pickelhaube auf dem Kopfe, ins Gasthaus zurückstapfen.

Das war zweifellos die Excellenz gewesen.

Und der sporenklirrende Schritt hatte ihn nicht getäuscht. Sicher hatte der alte General die glimmende Markise mit dem Degen ausdrücken oder herunterhauen wollen und war just in dem Augenblicke stehen geblieben,

Digitized by Google

da er zum Fenster hinausgesehen und das Unglück gleichfalls bemerkt hatte. Der Strom von Eiswasser war dem Alten zweifellos über den Kopf gekommen und hatte ihm die Kleider durchweicht.

Bei diesem Gedanken war Faber auch schon in den Stiefeln, knöpfte sich hastig den Uniformrock zu, legte den Säbel um und trabte die Treppe hinab.

In der Gasthofsthür traf er den Hausdiener.

„Ich soll einen Arzt rufen, sagt der Wirt. Der alte General will zwar keinen. Aber da Sie ja schon da sind, Herr Doktor —"

„Welches Zimmer?" fragte Faber.

„Nummer zwei, eine Treppe."

„Ich gehe sofort hinauf."

Eine Minute später klopfte er an die Thür von Nummer zwei.

„In Dreideubelsnamen, wer ist nun da schon wieder?" schrie die alte Excellenz und kam in Hemdärmeln an die Thür.

„Assistenzarzt Doktor Faber," meldete der junge Mann sich prompt. „Gestatten Excellenz, daß ich näher trete? Vielleicht ist doch eine kleine Hilfe nötig bei dem Unfall, der Excellenz betroffen hat."

„Na, dann 'mal rein!" knurrte Goldacker. „Woher wissen Sie denn das übrigens schon, Sie Pflasterkasten?"

„Der Wirt hat nach mir geschickt," erklärte Faber vorsichtig. „Ich wohne nicht sehr weit von hier und war noch auf."

„So? — Na, was soll ich denn jetzt machen, he? Die Wäsche wechseln, nicht wahr, und den alten Schädel ordentlich abreiben, was? — Weiß ich selber. Der Kerl hat mir sein verwünschtes Eiswasser übrigens bis in die Achselhöhlen gegossen. Wollte nämlich einen Markisenbrand löschen hier nebenan, statt das den ortsangesessenen

Digitized by Google

Eseln zu überlassen. Gerade wie ich mit beiden Armen nach oben zudrücke und stoße, um die Geschichte mit der Plempe auszuquetschen, kriege ich die Ladung. Bin sonst sehr für Duschen, Doktor, aber das war mir denn doch ein bißchen zu plötzlich."

„Excellenz müssen unbedingt ins Bett," erklärte Faber. „Solch plötzlichen Eisguß verträgt selbst ein Jüngling nicht."

„Nichts da, alarmieren will ich lassen! Sowie ich mich umgezogen habe, führen Sie mich auf die Wache," entgegnete der Alte. „Was ein Jüngling nicht aushält, kann so ein alter, hundertmal ausprobierter Kasten noch brillant überstehen."

„Einmal bekommt auch der eisernste Körper seinen Knacks," behauptete Faber ernst. „Und da alle Anzeichen beginnenden Fiebers vorhanden sind, so rate ich Euer Excellenz dringend, daß Sie sofort ins Bett gehen."

„Redensarten! Ich weiß allein, was ich zu thun habe. Der Dienst voran!"

„Aber wollen Excellenz dann vielleicht in diesem Nest sechs Wochen festliegen?" fragte der Doktor mit einer wahrhaft teuflischen Verstellungskunst, die er früher niemals an sich beobachtet hatte.

„Machen Sie keine Witze, Doktor! Ist das möglich?"

„Ohne Zweifel. Wenn Excellenz in dieser Verfassung in die Nacht hinausgehen, stehe ich für nichts."

„Greulicher Kerl!" knurrte der Alte. „Aber wenn's absolut sein muß, denn man los! Soll ich nicht auch noch Opodeldok schlucken, was?"

Opodeldok war bei ihm Sammelbegriff für alles, was die Aerzte verschrieben.

„Nein," sagte der Doktor sehr ernst und gewichtig, „aber ich werde ein Glas Grog oder Glühwein bereiten lassen und Excellenz heraufschicken."

Digitized by Google

„Na, das ist wenigstens noch ein Wort!“ schmunzelte der Alte. „Aber Grog, keinen Glühwein! Cognacgrog, lieber Doktor!“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Unterdessen war der Alte ins Bett geklettert.

„Und nun noch eins, mein Sohn,“ sagte er von dort aus. „Es wird reiner Mund gehalten wegen des Alarms und so weiter! Auf Wort! Nicht wahr?“

„Zu Befehl, Excellenz! Morgen früh um Acht komme ich wieder. Ich bitte dringend, bis dahin das Bett nicht zu verlassen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Sie oller Pflasterkasten!“ brummte der alte General.

„Das Unheil hätt' ich abgewendet; heut nacht wird nicht alarmiert,“ murmelte Faber vergnügt, als er die Thür hinter sich hatte. „Wenn der General bloß morgen nicht erfährt, wer ihm die Eisdusche eigentlich gegeben hat!“

Und um dies auf alle Fälle zu verhüten, ging er noch in das Gastzimmer und gab dem Wirt die dafür nötigen Anweisungen. Doch vorher noch sorgte er dafür, daß dem Alten sein Grog gebraut wurde, und überwachte die Mischung gewissenhaft, damit der Schlaftrunk auch nicht zu homöopathisch ausfalle. Bis acht Uhr war eine lange Zeit, und alte Herren haben in der Regel kein großes Schlafbedürfnis.

3.

Punkt fünf Uhr stapfte richtig Excellenz v. Goldacker aus seiner Zimmerthür. Um Vier schon war er munter gewesen. Eine halbe Stunde hatte er's noch ausgehalten im Bett; dann aber war er herausgesprungen, hatte sich gereckt, den Kopf hin und her gedreht und konstatiert, daß alles famos im Stande war. Was brauchte er da auf den Windhund von Doktor zu warten?

Digitized by Google

Er nahm schnell eine Tasse Kaffee mit einem Cognac dazu und schritt dann zur Hauptwache. Es erfüllte ihn mit großer Genugthuung, wie eine Bombe mitten unter die schnarchenden Krieger zu fahren.

Aber es war doch ein wenig Verstellung dabei, denn der Hausdiener des Gasthofes war schon dagewesen und hatte die Abenteuer dieser Nacht verraten, und so war man halb und halb auf einen Ueberfall am Morgen gefaßt gewesen.

Die Wagen aus dem Schimmerwalde mochten etwa seit zwei Stunden zurück sein, als die Alarmsignale schmetterten. Auch bei den Offizieren kamen sie nicht ganz unerwartet, der Wirt hatte auch dafür gesorgt. Von den Herren Offizieren nahm jetzt manch einer eine ähnliche Dusche freiwillig, wie Excellenz sie zur Nachtzeit ohne Verlangen danach beschert bekommen hatte. Und das genügte für die jungen elastischen Körper. Wie weggeblasen waren Müdigkeit und Schädelweh, und das ehrgeizige Verlangen, nach dieser dem Vergnügen geopferten Nacht frisch und tüchtig zu erscheinen, beseelte sie alle bis zum letzten Fähnrich.

Alsbald trabten die ersten der Husaren auf den Marktplatz, von Goldacker mit wohlgefälligem Kopfnicken begrüßt; aber auch die Vorgesetzten ließen nicht auf sich warten; allen voran erschien Oberstleutnant v. Portland auf dem Plan, sein edles Pferd mit einer eleganten Wendung vor dem Höchstkommandierenden parierend und Meldung erstattend. Seine Augen lagen zwar ein wenig tief; aber an seiner Haltung, Stimmfrische und Umsicht merkte man nicht, daß er kaum ein paar Stunden geschlafen hatte.

Natürlich waren die Fenster am Marktplatz ringsum mit neugierigen, noch halb verschlafenen Bürgern und Bürgerinnen besetzt, und manches spitzenbesetzte Nachtmützchen

Digitized by Google

wagte sich heute verschämt ans Morgenlicht, das sonst nie zum Vorschein kam.

Mit den Husaren um die Wette war die männliche Jugend auf dem Platz erschienen und übte Vorkritik. Sie wußten genau, die kleinen Sachverständigen, welche Schwadron zuerst, welche zuletzt gekommen war, und ließen es nicht an Hurras sowohl wie an abfälligen Zurufen fehlen, je nachdem ihnen eine Leistung der Heransprengenden imponierte oder nicht. Ziemlich früh kam auch Doktor Faber auf seinem Braunen angeritten. Der General lächelte ihm verschmitzt zu und winkte ihn dann heran*).

„'Morgen, Doktor!" sagte er, ihm die Hand vom Pferde herüberreichend, das ihm sofort vom Oberstleutnant zur Verfügung gestellt worden war. „Na, fühlen Sie 'mal den Puls! Fein, was? Ich glaube, der Unsinn wäre gar nicht nötig gewesen, he?"

„Es war auf jeden Fall richtig, daß Excellenz ins Bett gingen," antwortete Faber. „Die Nacht wäre Ihnen möglicherweise zum Verderben geworden."

„Und wenn nicht ihm, so entschieden mir," dachte Portland, der nun erfuhr, auf welche Weise die nächtliche Alarmierung abgewendet worden war. Er warf dem Doktor, den er gestern abend noch so schmählich behandelt hatte, einen dankbaren Blick zu und sagte dann: „Dicht neben den „Mohren" wohnt doch der Goldschmied Jäger, nicht, Herr Doktor? Ist das nicht das Haus —"

„Ich weiß es wirklich nicht," stotterte der Doktor, der bleich geworden war und seinen Kommandeur so flehentlich ansah, daß diesem auch über den innersten Zusammenhang der fürchterlichen Eisdusche ein plötzliches Licht aufging.

„Ja," brummte die Excellenz, „danach müssen Sie

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

noch forschen, Herr Oberstleutnant, wer der Teufelskerl gewesen ist, der mir das Sturzbad bereitet hat. Und wenn's geht, lassen Sie ihn lebendig braten. Das wird mir eine sehr angenehme Vorstellung sein."

Portland lächelte den Doktor an, der noch immer im höchsten Unbehagen vor den beiden hielt. „Werde mein möglichstes thun, Excellenz," gelobte er, und Faber konnte wegreiten.

Während der Zeit war das Regiment vollzählig am Platze erschienen, auch die armen Trompeter, die auf ihren Schimmeln wie angegossen saßen und bald von neuem die Lungen anstrengen sollten. Der Oberstleutnant gelobte ihnen im Herzen eine ganze Tonne „Echtes", wenn alles gut gehen würde, und alsbald begann der Ausmarsch und die Uebungen.

Ein guter Stern strahlte seinen geheimnisvollen Zauber über die Leistungen dieses Tages aus. Es ging alles wie am Schnürchen, keine verbummelte Schwenkung, keine ordnungstörenden Stürze. Excellenz hatte nicht das geringste auszusetzen, sondern war des uneingeschränkten Lobes voll. Dem Oberstleutnant schlug das Herz höher in der Brust. Die böse Ecke war umsegelt; seine Zukunft lag im Glanze der mittäglichen Lebenssonne.

Den nächsten freien Augenblick nahm er wahr, dem so arg verkannten Doktor die Hand zu drücken.

„Sie sind ein Prachtmensch, lieber Faber!" flüsterte er. „Haben feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Das vergesse ich Ihnen nicht!"

Und beglückt schaute Faber dem ganz verwandelten Kommandeur in die Augen.

Als der General endlich abgedampft war — er fuhr in derselben Abteilung, in der Frau v. Portland auch ihre Freundin, die Diva, untergebracht hatte, und bedauerte lebhaft, das Konzert versäumt zu haben — als der Ge-

Digitized by Google

neral also im schönsten Geplauder mit der Elfenkönigin der Schimmerwaldwiese davongefahren war, ließ sich der Oberstleutnant vom Doktor Faber die merkwürdige Geschichte der verflossenen Nacht mit allen Einzelheiten erzählen. Es geschah bei einer Tasse Mokka im Salon der Frau v. Portland, die dem kurzsichtigen Doktor alle seine Konzertsünden vergeben hatte; und die schöne Dorina füllte dem Gast immer von neuem die Tasse, bis der Vater, lachend über so viel Opfermut, Rheinwein befahl.

„Die Markise ist natürlich unbrauchbar geworden?" erkundigte er sich dann.

„Total."

„Na, und was sagt der Goldschmied dazu?"

„O, das ist ein sehr netter alter Herr. Er freute sich, daß ihm das Haus nicht angebrannt war, und wollte von Schadenersatz durchaus nichts wissen. Das einzige, was ich ihm versprechen mußte, war, ihm in Bedürfnisfällen meine Kundschaft zuzuwenden, und ich werde nun zukünftig bei allen Hochzeiten, zu denen man mich einlädt, silberne Leuchter und Tafelaufsätze schenken müssen, damit der gute Mann zu seiner Rechnung kommt."

„Na, und verlobt sind Sie ja auch noch nicht. Die Ringe macht er doch dann auch," meinte der Oberstleutnant.

„Ach ja, die Verlobungsringe!" seufzte Faber und sah zu Dorina hinüber, die unter diesem Blick errötete.

Daraufhin konnte es der Doktor gleichfalls nicht verhindern, daß ihm das Blut in die Wangen schoß.

Herr und Frau v. Portland wechselten einen erstaunten, aber durchaus nicht entrüsteten Blick. Faber war keine schlechte Partie.

— — — — — — — — — — — —

Als vier Wochen später Excellenz v. Goldacker die Verlobungsanzeige erhielt, grübelte er erst eine kleine Weile;

Digitized by Google

dann aber ging ihm ein Licht auf, und er erklärte seiner alten Lebensgefährtin, die für Familiennachrichten ein lebhaftes Interesse empfand:

„Faber, richtig! Das ist der, weißt du, der mich in der Nacht behandelt hat, wo mir irgend ein Taugenichts das Eiswasser in die Aermel gegossen hatte. Habe doch übrigens nicht erfahren, wer der Kerl eigentlich gewesen ist. Na, die Geschichte ist ja längst trocken; mag er selig werden!"

Digitized by Google

Das Wachstum der Städte.

Ein zeitgemässer Rückblick von Professor E. Koller.

Mit 16 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Das verflossene Jahrhundert hat auf allen Gebieten des Lebens die gewaltigsten Umwälzungen gebracht und eine ganze Reihe von Erscheinungen gezeitigt, die der Volkswirtschaft die schwersten Probleme für das neue Jahrhundert, in das wir eben eingetreten sind, zu lösen aufgeben. Zu diesen gehört auch die gewaltige Zunahme der Bevölkerung der Großstädte durch das Herbeiströmen der Landbewohner. Allerdings machte sich dieser durch verschiedene Ursachen hervorgerufene Zug nach der Stadt auch schon im Altertum und im Mittelalter geltend, indessen reicht die Bedeutung dieses Vorganges nicht im entferntesten an die neuzeitliche Entwickelung der Großstädte heran.

Unter den Städten des Altertums interessiert in erster Linie Jerusalem, dessen Gründung in das Jahr 1031 vor Beginn unserer Zeitrechnung fällt, als König David die Burg Zion der Jebusiter eroberte und aus ihr seine Residenz machte. Später wurde der Name Zion in der dichterischen Sprache auch auf die ganze Stadt ausgedehnt. Salomo verschönerte sie durch großartige Bauten, vor allem durch den Tempel, das Nationalheiligtum des Volkes Israel. 587 wurde Jerusalem nach einer schrecklichen

Digitized by Google

Belagerung erobert, der Tempel zerstört, und die Einwohner in die babylonische Gefangenschaft abgeführt. Nach einem halben Jahrhundert, als die Verbannten wieder zurückkehren durften, begann der Wiederaufbau und die Neubefestigung der Stadt, die aber im Jahre 70 unserer Zeitrechnung durch Titus so gründlich zerstört wurde, daß von ihrem alten Glanze nichts mehr übrig blieb. Unter Kaiser Konstantin wurde Jerusalem im Jahre 327 christlich, aber im Jahre 637 unter dem Namen El Kuds (das Heiligtum) dem neu aufblühenden arabischen Weltreiche einverleibt.

Im ersten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099 die Stadt, welche nun zur Hauptstadt eines selbständigen Königreichs gemacht wurde, aber nach langen Kämpfen 1244 unter die dauernde Herrschaft des Islams geriet und immer mehr in Armut und Unbedeutsamkeit versank.

Unser erstes Bild stellt Jerusalem um die Mitte des 16. Jahrhunderts dar, nachdem kurz vorher die stattliche Ringmauer mit ihren 34 Türmen unter dem Sultan Soliman II. wiederhergestellt worden war. Die über dem alten Bilde angebrachte lateinische Inschrift ist ein Ausspruch des Propheten Hesekiel, Kapitel 5 Vers 5, und lautet: „Das ist Jerusalem, die ich unter die Heiden gesetzt habe, und rings um sie her Länder."

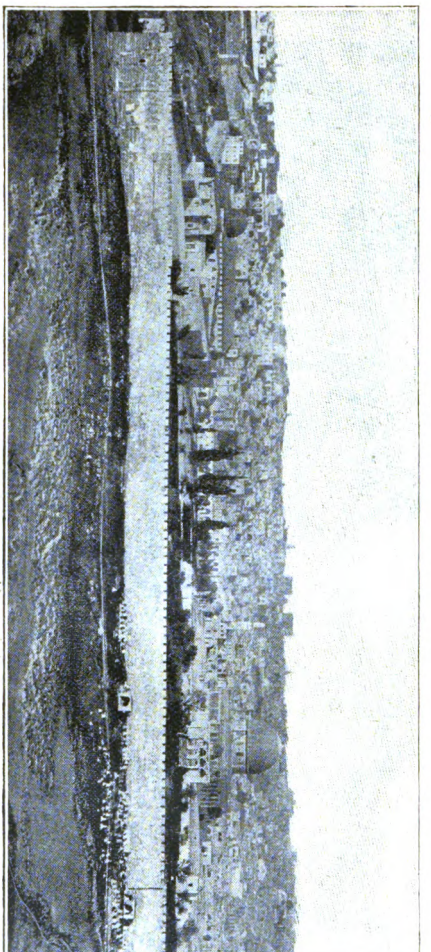
Eine Ringmauer umfaßt auch das heutige Jerusalem, das, vom Oelberg aus gesehen, einen interessanten, echt orientalischen Anblick gewährt, im Inneren jedoch mit seinen engen, schmutzigen, winkeligen Gassen und seinen auf Schutt und Trümmern erbauten Häusern einen düsteren, unfreundlichen Eindruck macht.

Es ist das Gegenbild der modernen, riesig anwachsenden Großstädte, denen wir uns nach diesem flüchtigen Blick auf jene Großstadt der Vergangenheit zuwenden.

Digitized by Google

Jerusalem um 1550.

Digitized by Google

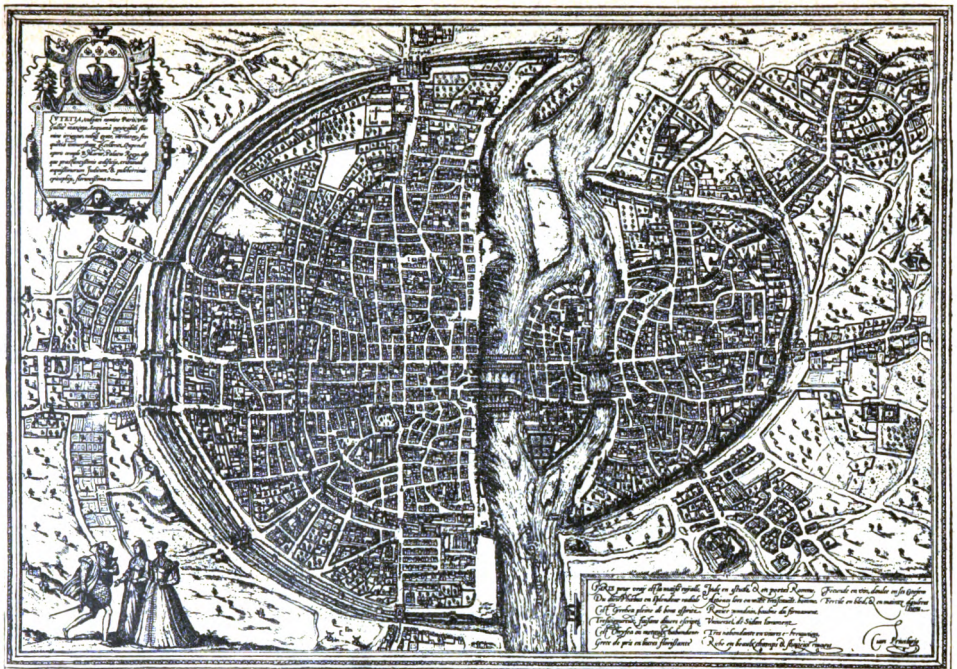


Das heutige Jerusalem.

Da ist vor allen Paris, auf das sich gegenwärtig infolge der Weltausstellung das allgemeine Interesse vornehmlich richtet und das daher auch hier den Reigen eröffnen soll.

Zur Zeit Cäsars war die Gegend, in welcher jetzt Paris steht, von dem keltischen Stamme der Parisier bewohnt, deren auf einer Insel der Seine gelegene Hauptstadt Lutuhezi, das heißt Wasserwohnung, von den Römern Lutetia genannt wurde. Cäsar veranstaltete hier 54 v. Chr. eine Versammlung der gallischen Völker und ließ die während des Krieges zerstörte Stadt wieder aufbauen und befestigen. Später hielten sich mehrere

Digitized by Google



Paris im 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

römische Kaiser vorübergehend dort auf und trugen durch Bauten zu deren Verschönerung bei. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts wurde der Name Lutetia durch die Bezeichnung Civitas Parisiorum, auch bloß Parisii oder Parisia, verdrängt. Chlodwig eroberte es 486 und erhob es 508 zu seiner Hauptstadt; von da an blieb Paris eine der wichtigsten

Blick auf das innere Paris im Jahre 1900.

Städte des Frankenreiches. Nachdem eine verheerende Feuersbrunst 1034 fast die ganze Stadt in Trümmer gelegt hatte, erhob sie sich alsbald wieder und vergrößerte und verschönerte sich sehr rasch, namentlich auch infolge der Gründung der Universität im Jahre 1200, der berühmtesten des Mittelalters, die bald 20,000 Studenten zählte. Am Ende des 13. Jahrhunderts war Paris mit ungefähr 150,000 Einwohnern schon eine der wichtigsten Städte Europas.

Digitized by Google

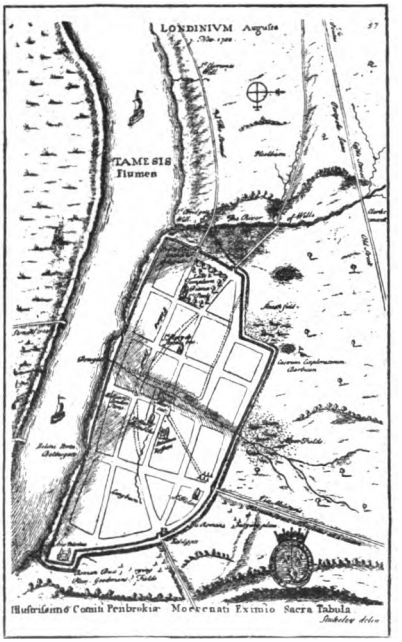
Die rasche Bevölkerungszunahme machte die Anlage von acht neuen Stadtteilen nötig, welche durch neue Wälle und Gräben umfaßt wurden. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zählte Paris bereits 280,000 Einwohner, und hundert Jahre später 300,000, obschon durch Pest und Hungersnot über 100,000 Menschen umgekommen waren. Franz I. (1515—1547), ein Freund der Wissenschaften und Künste, trug viel zur Umgestaltung und Verschönerung der Stadt bei, von deren Anlage und damaliger Ausdehnung unser Plan ein anschauliches Bild giebt.

Ludwig XIV. legte 80 neue Straßen und zahlreiche Plätze und Gärten an, ließ die alten Festungswälle schleifen und zu schönen, mit Bäumen bepflanzten Spazierwegen (boulevards=Bollwerke) umwandeln, errichtete Triumphbögen und große Bauten, so daß Paris durch die Zahl und Pracht seiner Paläste alle anderen europäischen Hauptstädte übertraf. Napoleon I. strebte ebenfalls danach, Paris zu einer des Kaiserreiches würdigen Hauptstadt umzugestalten, jedoch konnte er nur einen Teil seiner Pläne durchführen; erst Napoleon III. gab ihr durch seine großartigen Straßendurchbrüche, Neubauten und Anlagen ihr modernes Gepräge. Durch den furchtbaren Kommuneaufstand im Jahre 1871 litt Paris schwer; doch sind jetzt alle Spuren der Zerstörung verschwunden, und die durch zahlreiche Prachtbauten und herrliche Anlagen verschönerte, beinahe $2^1/_2$ Millionen Einwohner zählende Weltstadt erglänzt nun in ihrem festlichsten Schmucke, um die zur Ausstellung herbeiströmenden Völker der Erde würdig zu empfangen.

Unser Bild stellt im Vordergrunde den mittleren Stadtteil mit dem im Renaissancestil neu erbauten Stadthause dar, von welchem der Pont d'Arcole und weiter unten der Pont Notre=Dame zu der berühmten, auf der Cité=Insel gelegenen Kathedrale von Paris hinüberführen.

Digitized by Google

Von den 30 Brücken der Stadt sind auf dem Bilde ferner noch sichtbar der Pont au Change, eine der ältesten und verkehrsreichsten Brücken, und der aus dem 16. Jahrhundert stammende, mit dem Reiterstandbild Heinrichs IV. geschmückte Pont Neuf. Auf der Cité-Insel sieht man das großartige Krankenhaus Hôtel-Dieu, das Handelsgericht mit seiner achteckigen, 42 Meter hohen Kuppel, daneben links die Polizeipräfektur und dahinter den Justizpalast mit der von der Revolutionszeit her berüchtigten Conciergerie, in welcher die Königin Marie Antoinette gefangen gehalten wurde, und der reizenden, turmgekrönten Sainte-Chapelle, einem Juwel gotischer Baukunst. Im Hintergrunde erhebt sich der Eiffelturm. —



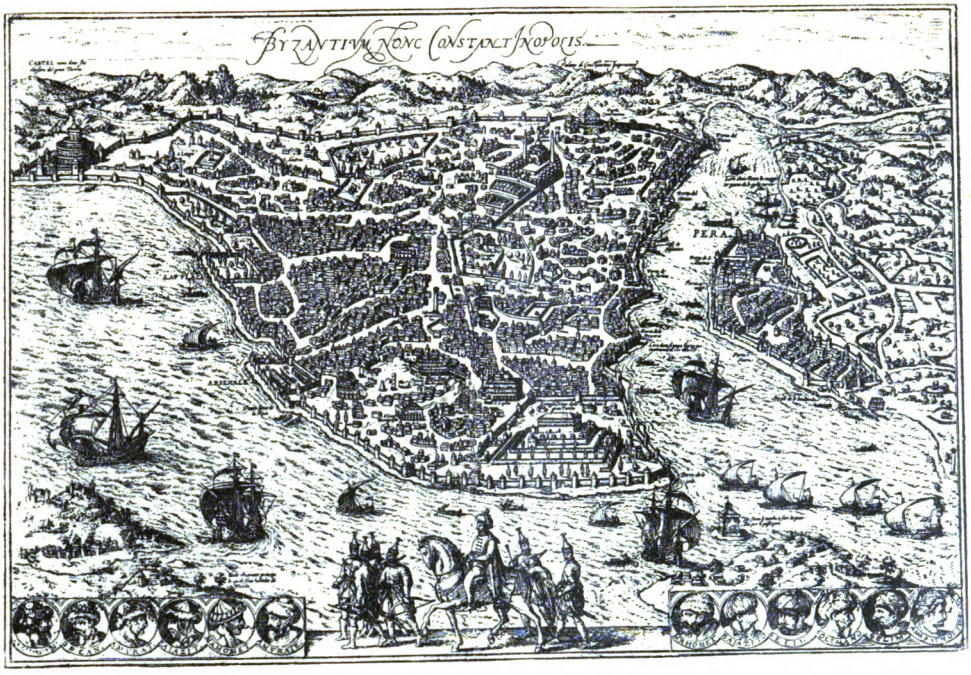
London zur Römerzeit.

Eine nicht minder alte, aber noch viel mächtiger als Paris herangewachsene Stadt ist London. Der Ursprung Londons läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, doch bestand die Stadt schon vor Ankunft der Römer, die sie Augusta Trinobantium und Londinium nannten. Die letztere Bezeichnung ist wahrscheinlich aus dem keltischen

Digitized by Google

Blick auf die Londoner City mit der Towerbrücke im Hintergrunde.
Nach einer Photographie der London Stereoscopie Co.

Digitized by Google



Konstantinopel am Ausgange des Mittelalters.

Digitized by Google

Ansicht von Konstantinopel von Pera aus.

Digitized by Google

lyn (Sumpf, Teich oder See) und din oder dun (befestigte Höhe) abgeleitet. Diese Höhe war vermutlich der jetzt von der Paulskirche gekrönte Hügel, der See die Einmündung der Nebenflüßchen Lea und Fleet in die Themse. Die Stadt nahm rasch an Bedeutung zu und war schon zu Neros Zeit ein Sammelplatz von Kaufleuten aus fremden Ländern und der Mittelpunkt eines beträchtlichen Seehandels; doch galt sie noch nicht als die Hauptstadt des römischen Britanniens. Konstantin der Große umgab sie mit Mauern.

Auch nach der Eroberung Britanniens durch die Angelsachsen und später unter der Herrschaft der Normannen wuchs London fortwährend an Umfang und Bedeutung, und die letzten zwei Jahrhunderte haben aus der Hauptstadt Englands die größte und bedeutendste Stadt der Erde und das Herz des Weltverkehrs gemacht.

Das eigentliche London, der Zählbezirk, dessen Mittelpunkt die City ist, hatte im Jahre 1891 4,211,743 Einwohner und nahm einen Flächenraum von rund 302 Quadratkilometer ein; das weitere London, der Polizeibezirk, hatte 5,633,806 Einwohner, einen Flächenraum von 1786 Quadratkilometer und einen Durchmesser von 48 Kilometer. Die Zahl der Häuser betrug damals 588,300, die jährliche Zunahme 4000 bis 6000. Nach der letzten Schätzung im Jahre 1898 hatte London im Zählbezirk über 4½ Millionen Einwohner. Die Stadt hat über 8000 Straßen, 1600 Kirchen und Kapellen, 65 Theater, 400 Musikhallen, 15 Hauptbahnhöfe, 27 Untergrundbahnhöfe und 300 Eisenbahnstationen. Es giebt 14,000 Droschken, den Verkehr auf der Themse vermitteln etwa 15,000 Boote und Kähne und 300 kleine Personendampfer. Die Zahl der jährlich in den Hafen Londons einlaufenden Seeschiffe beträgt 20,000, und der Durchschnittswert der jährlich auf der Themse verschifften Güter mehr als 2000 Millionen Mark.

Digitized by Google

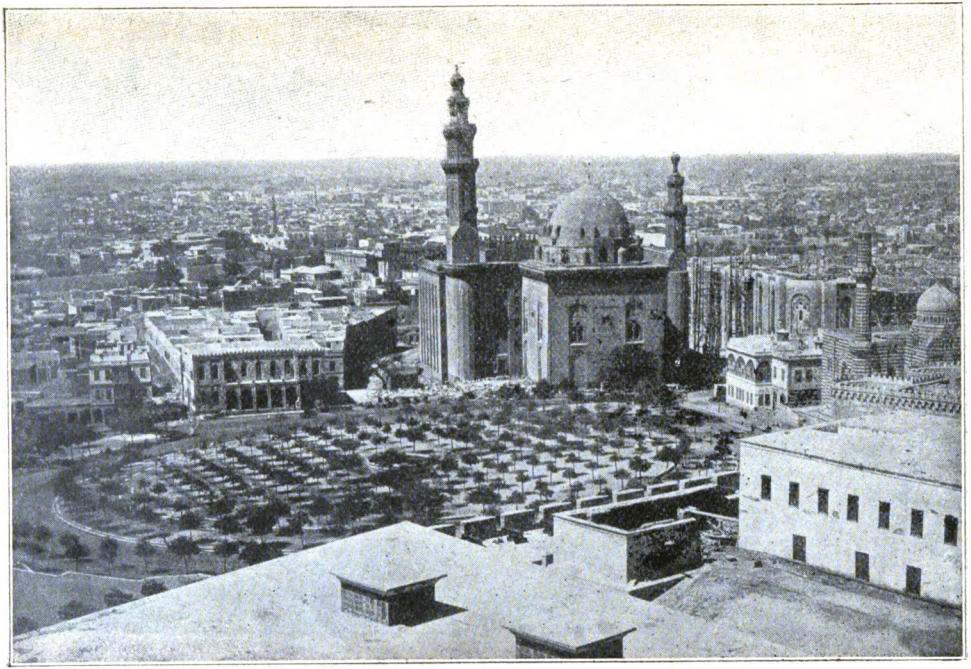
Kairo im 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

Bei weitem interessantere Schicksale als die Hauptstadt Englands hatte die jetzige Hauptstadt des türkischen Reiches, das alte Konstantinopel. Im Jahre 658 v. Chr. gründeten griechische Kolonisten auf der Landspitze zwischen dem Marmarameer und dem Goldenen Horn eine Stadt, welche sie, angeblich nach ihrem Führer Byzas, Byzantion nannten, und welche später unter persische, dann abwechselnd unter spartanische und athenische Herrschaft kam. Von den Römern wurde sie zum Dank für die ihnen in verschiedenen Kriegen gewährte Unterstützung zur freien und verbündeten Stadt erklärt, was sie viele Jahrhunderte hindurch blieb, bis sie 196 n. Chr. vom Kaiser Septimius Severus belagert, erobert und zerstört wurde. Von diesem schweren Schlag erholte sich die vorher so reiche und mächtige Stadt erst wieder, als Konstantin der Große sie 320 unter dem Namen Neu-Rom oder Konstantinopolis zu seiner Residenz auserkor. Sie wurde mit prächtigen Palästen, Bädern, Säulenhallen und Kunstdenkmälern reichlich geschmückt und konnte bald mit Rom wetteifern. Nach der Teilung des römischen Reiches wurde Konstantinopel 395 Hauptstadt des oströmischen Reiches, dessen Schicksale es bis zu dessen Untergange teilte. Nachdem es im Laufe der Zeiten neunundzwanzigmal belagert und achtmal erobert worden war, wurde es 1453 nach einer heldenmütigen Verteidigung Haupt- und Residenzstadt der türkischen Sultane, die an die Stelle der oströmischen Kaiser traten. Durch seine ausgezeichnete Lage zwischen zwei Kontinenten, zwei Meeren und zwei Meerengen und durch den Besitz eines unvergleichlichen, das „Goldene Horn" genannten Hafens, der einer der besten Ankerplätze der Erde ist, hat sich Konstantinopel zu einer Weltstadt ersten Ranges entwickelt.

Das heutige Konstantinopel besteht gewissermaßen aus drei durch Meeresarme voneinander geschiedenen Städten;

Digitized by Google



Blick auf Kairo von der Citadelle aus.

Digitized by Google

Venedig im 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

Venedig mit dem Markusplatz und den Prokurazien im Vordergrunde.

Digitized by Google

der Altstadt Stambul auf der südlichen, den Vorstädten Galata und Pera auf der nördlichen Seite des Goldenen Horns und der auf dem asiatischen Ufer liegenden Stadt Skutari, die zusammen etwa 875,000 Einwohner zählen. Infolge der Bodengestaltung ist Konstantinopel terrassenförmig gebaut und gewährt, besonders nach der Seite des Goldenen Horns, mit seinen vielen Gärten, Cypressen, Moscheen, Türmen und Minarets einen überaus prächtigen, malerischen Anblick, von welchem Lord Byron sagt: „Ich habe niemals ein Werk der Natur oder der Kunst gesehen, das einen Eindruck wie der Blick zu beiden Seiten von den sieben Türmen bis zum Ende des Goldenen Horns gewährt hätte."

Nach Konstantinopel ist Kairo die bedeutendste mohammedanische Stadt. Sie ist verhältnismäßig jüngeren Ursprungs. Im Altertum erhob sich dort am Ufer des Nils nur das Schloß Babylon, das von den Römern befestigt worden war. Im Jahre 640 n. Chr. eroberten die Araber das Land, erbauten um diese Burg herum eine neue Stadt, die den Namen Fostat, das heißt Zelt, erhielt, und legten so den Grund zur künftigen Hauptstadt Aegyptens. Als im Jahre 969 die Fatimiden-Dynastie sich des Landes bemächtigte, gründete der Feldherr Gohar drei Kilometer weiter nördlich eine neue Stadt, welche Masr-el-Kähira, das heißt die Siegreiche, genannt und bald nachher zur Residenz erhoben wurde. Unter den prachtliebenden Sultanen entwickelte sie sich auf das glänzendste, namentlich unter Saladin, der sie mit einer neuen Mauer umgab, die Citadelle am Abhang des Mokattam anlegte und eine Wasserleitung vom Nil nach der Stadt erbaute. Im Laufe der Zeit hatte jedoch Kairo durch Seuchen, Feuersbrünste, Aufstände und Plünderungen viel zu leiden und sank schließlich zur Provinzialhauptstadt herab. Erst 1798 trat die alte Khalifenstadt wieder in der Geschichte

Digitized by Google

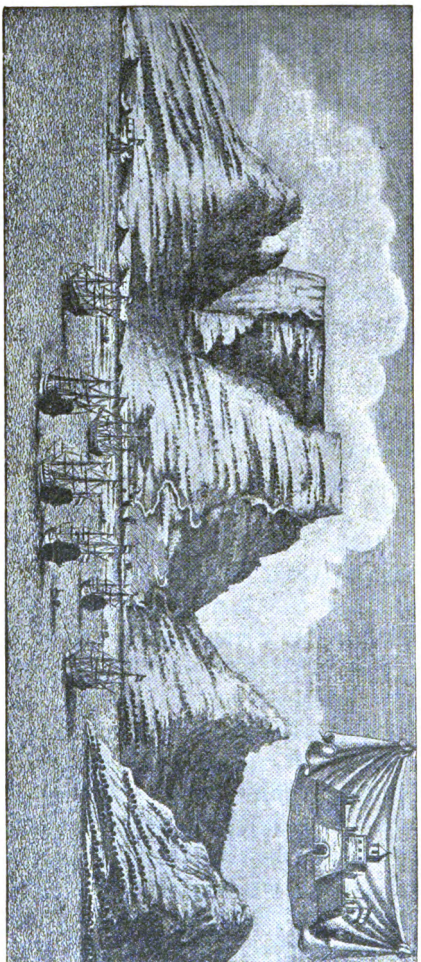
hervor, als Bonaparte nach der Schlacht bei den Pyramiden dort sein Hauptquartier aufschlug und von da aus seinen Zug nach Syrien antrat. Seither hat sie sich als Residenz des Vizekönigs und Sitz der obersten Behörden zur größten Stadt Afrikas und der arabischen Welt und zur zweiten Stadt des türkischen Reiches mit etwa 400,000 Einwohnern entwickelt. —

Als einstige Vermittlerin des Handels und Verkehrs zwischen Morgen- und Abendland ist uns Venedig bekannt, das zur Zeit der Völkerwanderung entstand. Als Attila im Jahre 452 ganz Oberitalien bis zum Po eroberte, suchten viele Einwohner eine Zuflucht auf den benachbarten Laguneninseln, wo sie eine Anzahl Niederlassungen bildeten, die gegen Ende des 7. Jahrhunderts ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen „Herzog" (dux, duca, doce), erwählten. Im Jahre 810 wurde der Regierungssitz nach der Insel Rivalto (Rialto) verlegt und dadurch der Grund zu der nach dem Volksstamme der Veneter benannten Stadt gelegt. Infolge seiner Lage zwischen dem byzantinischen und dem fränkischen Reiche fiel Venedig die Vermittelung des Verkehrs zwischen beiden zu, und so wurde es der große Weltmarkt des Mittelalters, die Beherrscherin der Adria.

Rasch blühte die Stadt als Mittelpunkt des Welthandels empor, bis sie im 15. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Macht erreichte. Ihre 200,000 Einwohner waren das durch Kunst und Wissenschaft gebildetste Volk der Erde; sie besaß 300 große und 3000 kleinere Schiffe mit 25,000 Seeleuten und eine meerbeherrschende Kriegsflotte von 45 Galeeren mit 11,000 Mann Besatzung.

Da traten nacheinander weltbewegende Ereignisse ein, die auch die Macht Venedigs erschütterten: die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 untergrub die venetianische Herrschaft im Orient, und durch

Digitized by Google



Kapstadt im Jahre 1754.

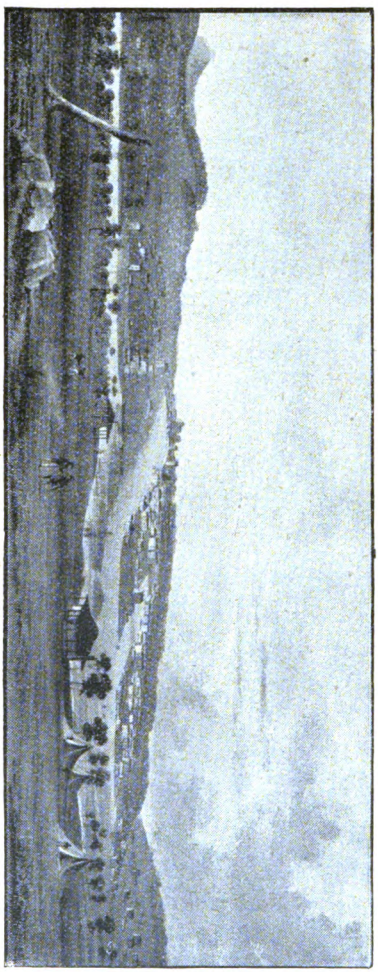
die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien im Jahre 1498 ging der Welthandel allmählich an die Portugiesen über. Heftige Kämpfe mit zahlreichen Gegnern brachten im 16. und 17. Jahrhundert neue Verluste, so daß Venedig mit Beginn des 18. Jahrhunderts aufhörte, in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen.

Das heutige, etwa 158,000 Einwohner zählende Venedig, das auf 118 Inseln erbaut ist, welche durch 160 Kanäle getrennt und durch 378 Brücken verbunden sind, spiegelt in seinen Palästen und Kirchen einen Abglanz entschwundener Größe wider. Hier kommt dem staunenden Be-

Digitized by Google

Kapstadt im Jahre 1900.
Nach einer Photographie von G. W. Wilson in Aberdeen.

Digitized by Google



Melbourne vor 1851.

schauer die einstige weltgebietende Macht der märchenhaften Dogenstadt, in welcher sich der Zauber des Morgenlandes mit abendländischer Kultur vereinigte, zum ergreifenden Bewußtsein. —

Nachdem wir einen Blick auf die wechselvollen Schicksale verschiedener Städte geworfen haben, deren Gründung bis in das Mittelalter oder in das graue Altertum zurückgeht, wollen wir unsere Aufmerksamkeit noch kurz einigen erst in neuerer Zeit entstandenen und durch ihr rasches Wachstum ausgezeichneten Städte in Afrika und Australien zuwenden:

Kapstadt, das jetzt infolge des südafrikanischen Krieges in aller Munde ist, entstand aus einem Fort, das 1652 die Holländisch-

Digitized by Google

Ostindische Handelsgesellschaft am Kap der Guten Hoffnung anlegte. Um diesen Mittelpunkt bildete sich allmählich eine holländische Kolonie, die 1795 von den Engländern erobert wurde und 1806 endgültig in deren Besitz überging. Seitdem, also erst im letzten Jahrhundert, hat sich die Kapkolonie mächtig entwickelt. Kapstadt zählt jetzt etwa 90,000 Einwohner, ist Sitz des Statthalters,

Partie aus dem Melbourne von heute.

der Militärbehörden und macht einen modernen, ganz großstädtischen Eindruck. —

Bedeutend schneller noch ist Melbourne gewachsen. Diese größte Stadt Australiens, Hauptstadt der Kolonie Victoria, liegt an beiden Ufern des Yarra-Yarra, vier Kilometer von dessen Mündung in die Hobsonbai. Sie wurde erst 1835 gegründet und erhielt ihren Namen nach dem damaligen britischen Ministerpräsidenten Lord Melbourne. Anfänglich entwickelte sich die Stadt nur langsam, bis 1851 die Goldfunde ein gewaltiges Steigen

Digitized by Google

der Einwanderung veranlaßten. Ueber die heutige Großstadt Melbourne mit ihren 491,000 Einwohnern, ihren zahlreichen Monumentalbauten, den geraden menschenwimmelnden Straßen und schönen Parks geraten die Kolonisten aus dem Inneren des Landes geradezu in Ekstase, und wohl haben sie das Recht, stolz zu sein auf die kolossale Leistung, die in so kurzer Zeit eine so prächtige Stadt aus dem Boden hervorgezaubert hat.

Digitized by Google

Die Stenographin.

Novelle von Fritz Döring.

(Nachdruck verboten.)

1.

In einem Café des Potsdamer Viertels zu Berlin saßen zwei Herren in eifrigem Gespräch. Der Jüngere hatte gerade eine Zeitung aufgeschlagen und tippte mit dem Finger auf einen Abschnitt.

„Da lesen Sie es ja groß und deutlich: mit mir ist nichts mehr los. Und wenn man das ein paarmal unter die Nase gerieben bekommt, dann soll man noch mit Mut und Freude an die Arbeit gehen!"

„Aber lieber Doktor," sagte der Aeltere lächelnd, „Sie sind doch sonst ein vernünftiger Kerl! Gerade, daß Sie damals nach dem großen Erfolg nicht überschnappten, hat mich so gefreut. Und nun wollen Sie ärgerlich werden, weil ein paar Neidhammel Sie in diesem oder jenem Blatt heruntermachen? Das fehlte noch! Sie wissen, daß Sie was leisten können, und wir anderen wissen's auch. Das ist die Hauptsache. Und wenn erst Ihr neuer Roman fertig ist, werden sich die Kläffer nicht mehr heranwagen. Basta! Wann geht's los?"

Willy Wächter seufzte. „In drei, vier Tagen fang' ich an zu schreiben. Im Kopfe ist fast alles fertig und

Digitized by Google

der Plan steht ziemlich genau auf dem Papier. Aber natürlich beeinträchtigt jeder derartige Angriff die Schaffensluſt."

Der andere lachte gutmütig auf. „Die ganze Geſchichte kommt nur von Ihrer Gewiſſenhaftigkeit. Sie arbeiten zu langſam. Wenn man 'mal ſolchen Erfolg beim Wickel hat wie Sie und in aller Munde iſt, dann heißt es eben, das verehrliche Publikum auch weiter in Atem zu halten. Es vergißt nur zu leicht, und beſſer jedes zweite Jahr ein Durchfall, als gar nichts. Wie lange pauſieren Sie jetzt?"

„Zwei Jahre."

„Und wann kann Ihr neues Buch herauskommen?"

„Hm, vier bis fünf Monate die Niederſchrift — zwei Monate oder drei für Abſchrift, Drucklegung, Verſand — na, rechnen wir rund dreiviertel Jahre!"

Felix Vogler zauſte ſich den kurzen Backenbart. „Unſinn," verſetzte er dann, „das heißt: Euer Hochwohlgeboren geſtatten mir das ſchöne Wort! In vier Monaten muß der Roman heraus ſein. Iſt durchaus notwendig."

„In vier Monaten? Unmöglich! Da müßte die Niederſchrift ja in vier bis fünf Wochen erledigt ſein. Das wäre ja Fabrikbetrieb, wie er im Buche ſteht."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Was den Flüchtigen verdirbt, nützt dem allzu Gewiſſenhaften. Werfen Sie die Sache ſchnell hin, ſolange Sie im Feuer ſind."

„Der einzige Erfolg eines ſolchen Verſuches wäre wahrſcheinlich ein Schreibkrampf."

„Ganz gewiß, wenn man ein Trotzkopf iſt."

„Und wenn man keiner iſt?"

„Dann," ſagte Vogler, „geht man in die Expedition eines großen Blattes und bezahlt ſeinen Obolus für eine Anzeige. Am nächſten Tag lieſt ganz Berlin davon, daß der berühmte Willy Wächter einen Stenographen ſucht.

Digitized by Google

Es melden sich ein paar hundert, und Sie diktieren frisch darauf los."

„Und Sie meinen wirklich, daß etwas Vernünftiges dabei herauskommt?"

„Beim Diktieren? Verehrtester, ich diktiere seit zehn Jahren. Goethe hat auch diktiert. Die Voraussetzung ist natürlich, daß im Kopfe alles fix und fertig ist."

„Nun, ich will mir's überlegen. Die Idee ist am Ende gar nicht so übel. Und je schneller ich den Leuten mit meinem neuen Buche das Maul stopfe, um so besser."

„Bravo, mein Sohn! Da ist er schon halb überwunden, ehe ich ihm das Hauptargument anführte. Und das ist: solch ein Menschenkind, dessen Namen man kaum weiß, zwingt uns sanft, aber sicher zur regelmäßigen Arbeit. Wenn es heißt: der Schreiber ist da — ob ich da nun große Lust hab' oder nicht — ich geh' halt in mein Arbeitszimmer, und weil man den Mann nicht gern umsonst bezahlen möchte, diktiert man auch. Das schafft, sag' ich Ihnen, und in vier Wochen kommen Sie zu mir und sagen: Vogler, für Ihren Rat bin ich Ihnen herzlich dankbar, mein Roman ist fix und fertig."

Er nickte ermunternd, zog die Uhr und ließ sich vom Kellner in den Ueberzieher helfen.

„Also Servus, Herr Kollege!" — —

Zwei Tage später stand im Inseratenteil einer Berliner Zeitung die folgende Anzeige:

„Gewandter Stenograph, der nach Diktat schreiben kann, vormittags für längere Zeit gesucht. Schriftliche Meldungen an Frau Marie Wächter, Bendlerstraße 76."

Marie Wächter war Willy Wächters Mutter. Sie war aus ihrer mecklenburgischen Heimat nach Berlin übergesiedelt, um ihrem einzigen Sohne die Wirtschaft zu führen.

Digitized by Google

2.

Kanzleirat Burmeister war den ganzen Tag über schon knurrig. Diese schlechte Laune kam stets in bestimmten Zwischenräumen zum Vorschein, und die ganze Familie war längst gewöhnt, damit zu rechnen. Sie grassierte regelmäßig an den Miets- und Steuerterminen, trat vor Weihnachten und Geburtstagen auf und pflegte sich gleichfalls einzustellen, wenn eine Neuanschaffung notwendig war.

In diesem Falle trug eine harmlose Rechnung die Schuld. Die monatliche Klaviermiete war heute fällig. Niemand wagte es deshalb, auf dem Instrumente, das schuldbewußt in der Ecke des Nebenzimmers stand, zu spielen. Wer konnte wissen, wie der grimme Haustyrann dann vielleicht auffahren würde? Er aß die guten Sachen, die seine Frau ihm aufbaute, so wie so schon mit unheilverkündendem Antlitz.

Klara, die älteste Tochter, ein schon halbverblühtes Mädchen, saß mäuschenstill bei ihrer Stickerei und zog die seidenen Fäden gleichmäßig durch die Leinwand. Die Mutter, eine behäbige, freundliche Frau, wechselte manchmal einen Blick mit ihr und that, als ob sie lausche. Fast gleichzeitig sprangen sie auch auf, als es klingelte.

„Es wird Lotte sein," sagte Klara. „Sie hatte noch Besorgungen."

Der Kanzleirat gab nur ein unverständliches Brummen zur Antwort, aber auch er hob einen Augenblick das Gesicht und sah zur Thür.

Gleich darauf trat fröhlich ein junges Mädchen ins Zimmer, sagte: „Guten Abend" und ging schnurstracks auf ihren Vater zu, den sie beim Kopfe nahm und küßte.

Ein Brummen, um das Lotte sich wenig kümmerte, war die Folge. Und während sie sich an den Tisch setzte

Digitized by Google

und kräftig zu essen begann, sagte sie: „Heut hab' ich übrigens diese ewig vergebliche Lauferei satt gekriegt."

Alle drei sahen sie erwartungsvoll an, selbst der Kanzleirat. Doch jetzt ließ sie sich im Essen nicht stören, und da keines fragen wollte, herrschte zehn Minuten lang tiefes Schweigen.

„Natürlich war es wieder nichts," begann sie dann von neuem und faltete die Serviette. „Ich hab's doch gleich gesagt. Mein bißchen Französisch und Englisch ist für die Katz'. Vorlesen geht schon, aber sprechen — nein, ich geb's auf."

Der Kanzleirat hatte durch einen Wink seine Pfeife befohlen. Und während er sich bemühte, sie in Brand zu setzen, sagte er: „Alle Welt findet angemessene Beschäftigung — nur du nicht! Als ob die Menschen sich gerade gegen dich verschworen hätten!"

Seine Jüngste hielt den finsteren Blick ruhig aus. „Warum wollt ihr auch gerade, ich soll Gesellschafterin werden? Es klingt fein und schickt sich für eine Kanzleiratstochter, gewiß. Aber wenn mich niemand will? Bald paßt dies nicht, bald paßt das nicht. Der einen bin ich zu jung, der anderen zu hübsch, der dritten zu dunkel, der vierten zu hell, und bei der fünften hab' ich gar die Empfindung, als ob ich meine Existenz rechtfertigen müßte. Nein — heut geb' ich die Sucherei endgültig auf. Als Gesellschafterin find' ich im Leben keine Stellung."

Sie hatte sich fast in Erregung gesprochen, schob den Stuhl zurück und ging, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ein paarmal in der Stube auf und ab.

Dann, als müsse sie sich etwas abschütteln, warf sie den Kopf zur Seite und begann abzuräumen. Die Mutter half ihr dabei, und Klara legte dem Vater die Abendzeitung zurecht, die er auch wirklich vornahm.

Es war sonst um diese Zeit in der Burmeisterschen

Digitized by Google

Wohnung sehr gemütlich. Der Kanzleirat ließ sich im Winter einen Grog, im Sommer ein Glas Bier bringen, las vor, was sich Neues von Bedeutung in Stadt und Land ereignet hatte, und machte wohl auch irgend ein harmloses Kartenspiel mit. Als nichts von alledem heute erfolgte, und das allgemeine Schweigen langweilig wurde, stand Lotte auf und ging ins Nebenzimmer. Man hörte, wie sie einen Augenblick kramte, dann klappte etwas, und plötzlich wurden ein paar volle Accorde angeschlagen.

Erschrocken ließ die ältere Schwester die Stickarbeit sinken. War denn das Kind heute ganz und gar des Teufels? Heute, wo die Klaviermiete —

Und die Accorde folgten sich, verschlangen sich, jetzt löste sich eine Melodie heraus, und als wäre es ganz selbstverständlich, setzte eine ruhige, klare Stimme ein:

„Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König —"

Aber weiter kam sie nicht. —

„Lotte!" klang es grollend dazwischen.

Da war die Bescherung! Der Kanzleirat hatte den Stuhl mit dem Fuße geräuschvoll zurückgeschoben.

Das Mädchen klappte drinnen den Deckel nieder und trat ins Wohnzimmer zurück.

„Soll ich etwas, Vater?"

Der Haustyrann trommelte mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. „Ich hab' heute die Miete für das Klavier bezahlt."

Sie sah ihn fragend an.

„Es ist das letzte Mal, in vier Wochen wird das Möbel abgeholt. Hättest du dich bemüht und eine entsprechende Stellung erhalten — kurz und gut, ich bezahl's nicht mehr, und da du nichts verdienst, so fällt der Luxus fort."

Digitized by Google

Sie konnte einen leichten Schreck nicht verbergen und machte sich an der Lampe zu thun, die sie ein wenig niedriger schraubte.

„Ich will's selbst bezahlen."

„Und woher, Prinzessin?"

„Es ist immer die alte Leier, Vater. Laß mich doch verdienen, ich wünschte ja nichts mehr. Aber du versperrst mir ja alles."

„Nun hör' ein Mensch an! Ich versperr' ihr alles — ich? Wer hat dir denn geraten —"

„Gesellschafterin zu werden? Du, jawohl. Aber wer hat damals gleich gesagt, daß ich weder dazu passe noch eine Stellung nach deinen Wünschen kriege? Das war ich. Und deshalb wollt' ich eine andere Beschäftigung haben, deshalb hab' ich Korrespondieren und Stenographieren und Buchführen gelernt."

„Hinter meinem Rücken!" fuhr der Alte grimmig auf.

„Weil ich wußte, daß du es doch nicht erlauben würdest. Ich kenne dich ja, du meinst, eine Beamtentochter sei zu gut dafür. Aber hätt' ich's nicht gelernt —"

„Dann wärst du genau so weit wie jetzt."

„Oder auch nicht."

„Was heißt das?"

„Nun, wenn — du sagst es doch selber immer — wenn ich 'mal alleinstehe und keinen mehr hab', dann könnt' ich verhungern oder Dienstmädchen spielen. Was bliebe mir dann übrig? Jetzt hab' ich eine Möglichkeit mehr! Aber wenn du mir verwehrst, das bißchen, das ich überhaupt kann, auszunützen, dann natürlich — dann kann ich dem lieben Gott die Tage weiter abstehlen. Und das heißt nun Leben!"

„Mädel!" rief der alte Kanzleirat verblüfft, „dank du deinem Schöpfer, daß du zu essen und zu trinken hast! Wird sich hier noch beschweren!"

Digitized by Google

„Wer giebt mir denn zu essen? Du, mit deiner Arbeit. Aber später —"

„Wirst du heiraten — hoffentlich!"

„Da kann ich unter Umständen bis an mein seliges Ende warten. Wer soll mich denn nehmen, wenn niemand mich kennen lernt? Gehen wir denn auf einen einzigen Ball oder sonstwohin?"

„Der Vater kann's doch nicht," wagte die Mutter einzuwenden.

„Das seh' ich ja ein. Aber weil Vater es nicht kann, will ich selbst was verdienen. Und wenn's nur zwanzig, dreißig Mark den Monat sind. Man kann dann doch was mitmachen."

Der Kanzleirat runzelte die Stirn. Ein Schweigen entstand. Lotte war ans Fenster getreten und sah hinaus.

„Als ich damals aus der Töchterschule kam, hab' ich gebeten: laßt meine Stimme ausbilden. Heut könnt' ich schon Konzertsängerin sein. Aber das war zu teuer, das hab' ich ja auch eingesehen. Dann wollt' ich Lehrerin werden — da hat Onkel wieder so abgeraten. Schließlich Buchhalterin — da gab's einen Aufstand. Aus Verzweiflung hab' ich dann endlich die Kästchen bepinselt und für den Verdienst heimlich alles gelernt, was eine gute Comptoiristin nötig hat. Aber wie war's denn? Mein Direktor hatte mir eine gute Stellung versprochen, und als ich selig nach Haus komm — ach, ich mag überhaupt nicht mehr daran denken! Es hilft ja doch nichts. — Aber soll das Klavier wirklich fort, Vater?"

„Ja."

„Also das letzte bißchen Freude, das man noch hatte. Dann hätten wir auch die Stunden früher sparen können, wenn ich jetzt doch nicht mehr spielen kann."

„Was hier geschieht oder unterbleibt, das festzustellen

Digitized by Google

ist meine Sache," grollte der Kanzleirat. „Und deine emanzipierten Ansichten —"

„Aber bester Vater, wenn du mir hier jemand bringst, den ich haben will, und der mich auch möchte, dann heirat' ich ihn ja mit Wonne. Wenn sich dieser Lebensgefährte aber nicht einstellt, muß ich mir, da wir arm sind, eine Versorgung schaffen. Wenn du das emanzipiert nennst —"

„Schweig! Ich will nichts weiter hören."

Achselzuckend griff sie zur Abendzeitung und vertiefte sich darin. Das Rascheln des Papiers, ein leises Hüsteln, dann und wann ein tieferer Atemzug, das war für die nächste Zeit alles, was hörbar wurde.

Plötzlich erhob sich Lotte wieder, trat neben ihren Vater und legte ihre Backe an die seine. Unwillig wollte er sie fortschieben. Aber sie hielt ihn fest.

„Hab' ich dich wieder 'mal geärgert, ich dummes Mädel? Da hast einen Kuß. Aber ich sag' dir doch: jetzt such' ich mir bald was anderes. Und daß ich nicht ganz unrecht habe, das wirst du doch zugeben müssen."

„Weiberzeug — dumme Ideen — Unsinn!" brachte der Kanzleirat stoßweise heraus. Doch es schien nicht so ernst mehr.

„Aber wo bleibt denn der Grog?" sagte Lotte dann. „Du trinkst doch einen?"

Aus Rauchwolken tönte ein unverständliches Brummen.

„Gleich bekommst du ihn, Vater," rief Klara und eilte nach der Küche.

Der Friede war wieder einmal gesichert.

3.

Frau Wächter schlurrte noch in ihren Morgenschuhen den Korridor entlang und schimpfte über die Berliner Dienstmädchen, gegen welche die mecklenburgischen wahre

Digitized by Google

Engel seien. Es war überhaupt ihre tägliche Gewohnheit, ihr Mecklenburg gegen das verhaßte Berlin auszuspielen. Sie begriff ihren Sohn nicht, daß er hier leben und wohnen konnte, aber da sie sich nicht von ihm trennen wollte, mußte sie die Reichshauptstadt eben mit in den Kauf nehmen.

Sie hatte gerade auf der Spiegeltoilette im Korridor etwas Staub entdeckt, als ein scharfes Klingeln ihre Gedanken von der Verworfenheit der Dienstboten ablenkte. Sie öffnete die Flurthür. Ein junges Mädchen stand davor.

„Guten Morgen. Ich wollte nur fragen, ob hier ein Stenograph gesucht wird?"

„Ein Steno . . . graph? Ach so, das wird der Willy — — treten Sie einen Augenblick näher, Fräulein, ich will gleich 'mal fragen."

Sie schlurrte davon und klopfte an eine Thür. „Ist es dir recht, lieber Willy? . . . Ach so, du arbeitest noch gar nicht! Es ist nämlich wegen der Stenographengeschichte. Ich darf wohl eintreten lassen —"

Willy Wächter rauchte gemütlich eine Zigarre. Er zog die Stirn kraus, aber ehe er noch etwas sagen konnte, hörte er schon die Stimme seiner Mutter: „Bitte, hier hinein, Fräulein!"

Verdutzt sprang er auf. Eine Dame? Na, das fehlte noch! Und er ebenso wie seine Mutter noch in Morgenschuhen!

Da war die Person schon. Er erwiderte den Gruß und wies auf einen Sessel. Das junge Mädchen neigte dankend das Haupt, blieb aber stehen.

„Ich wollte nur anfragen, ob ich vielleicht die ausgeschriebene Stellung erhalten könnte. Ich würde gewiß sehr fleißig sein."

Die junge Dame war während dieser Worte immer ver-

Digitized by Google

legener geworden. Am liebsten wäre sie hinausgegangen. Nach der Anzeige war es eine Frau, die den Stenographen suchte, und nun stand sie vor einem jungen Manne, der ihre Verlegenheit merkte und selber dadurch verlegen ward.

„Ja," sagte Willy Wächter dann, „eigentlich — wenn ich mich recht erinnere — es war doch gebeten, nur schriftliche Anerbietungen zu machen."

Das Mädchen bekam einen plötzlichen Schreck.

„Verzeihung — ich las die Zeitung nur flüchtig. Ja, dann —" sie suchte nach einem Wort. „Entschuldigen Sie, bitte!" Und mit einer leichten Verbeugung wandte sie sich schnell und wollte zur Thür hinaus.

„Einen Augenblick, mein Fräulein!"

Sie drehte sich um und sah ihn an. Es war ihm so herausgefahren, fast wider seinen eigenen Willen.

„Nach welcher Methode . . . stenographieren Sie eigentlich?"

„Neu-Stolze."

„Hm, vielleicht — wenn Sie nichts dagegen haben, dann diktiere ich Ihnen etwas." Er deutete mit einladender Handbewegung auf den Schreibtischstuhl, legte ihr ein Blatt Papier zurecht, den Bleistift daneben und ergriff ein Buch.

Die junge Dame streifte den Handschuh ab, setzte sich und wartete. Er las erst langsam, dann immer schneller einen Abschnitt vor.

„Würden Sie die Freundlichkeit haben, das Geschriebene jetzt schriftlich zurückzuübersetzen?"

„Sehr gern."

Während sie eifrig schrieb, ging er auf und ab, trat ans Klavier und schlug ein paar Töne an, kramte in seiner Bibliothek. Dann nahm er mit einem „Danke sehr" das Blatt entgegen, das sie ihm reichte.

Digitized by Google

Es war alles richtig und sauber. Die Schrift ein wenig steif, aber dafür sehr deutlich. Befriedigt nickte er mit dem Kopfe.

„Sehr schön. Und alle Vormittage von Neun bis Zwölf oder Eins hätten Sie Zeit?"

Ein paar Sekunden schwankte sie. Das Nein lag ihr schon auf der Zunge. Sie sah rasch einmal zu ihm hinüber.

„Ja," sagte sie dann.

„Hm, die Sonntage wären natürlich ausgenommen. Und was am Vormittag diktiert ist, möcht' ich gern am darauffolgenden Tage schon in gewöhnlicher Schrift haben. Sind Sie noch anderweitig beschäftigt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann ginge es wohl. Und um auf die geschäftliche Seite zu kommen, die doch auch erledigt werden muß: wieviel Honorar würden Sie monatlich beanspruchen?"

Durch die zierliche Gestalt der Stenographin ging ein Zucken, als bäume sich etwas in ihr auf. Dann senkte sie den Kopf und ward rot. Er bemerkte es. Und das erste flüchtige Staunen machte einer gewissen Verlegenheit auch bei ihm Platz.

„Ich frage nur," fügte er hinzu, „weil Sie die Verhältnisse besser kennen werden als ich."

Sie hielt den Kopf noch immer gesenkt. „Ich weiß es nicht," antwortete sie leise.

„Waren Sie denn noch nie — — —?" Er wollte sagen: „in Stellung", aber er verschluckte die Worte.

Sie verstand auch so. „Nein," erwiderte sie, „noch niemals."

Er hatte das Gesicht halb seinen Büchern zugedreht. Unangenehme Geschichte! Darauf war er nicht gefaßt. Nun mußte er schon einen Vorschlag machen.

„Ich bitte mich ruhig zu korrigieren, wenn ich ...

Digitized by Google

wenn ich mich irren sollte," sagte er. „Ich hörte, der Satz wäre ungefähr — hm, fünfzig Mark monatlich."

Die junge Dame sah ihn groß an. „Fünfzig Mark? Nein, das ist viel zu viel. Das bekommt ja niemand."

Er mußte lachen, lachen über ihren Ernst und den prüfenden Blick. „Also viel zu viel? Allerhöchste Hochachtung: ich hab' mich noch nie über allzu hohes Honorar beschwert. Aber setzen wir es herunter: also vierzig Mark. Und nun ist die Sache wohl erledigt, nicht?"

Einen Moment war es ihr wieder, als müsse sie ein „Nein" hervorstoßen und gehen. Da rief Frau Wächter draußen in ihrem mecklenburgischen Tonfall dem Dienstmädchen ein paar Worte zu.

Und mit einem tiefen Atemzug sagte die Stenographin: „Ja!"

„Heut ist Sonnabend. Können wir Montag beginnen?"

„Um neun Uhr," bestätigte sie.

„Dann also auf gutes Zusammenarbeiten! — Halt, Ihren Namen muß ich mir doch auch ausbitten."

„Burmeister, Dennewitzstraße 138, vier Treppen," sagte das junge Mädchen schnell.

„Also auf Wiedersehen!"

Sie machte eine leichte Verbeugung, er erwiderte sie und begleitete sie zur Thür. Dann trat er in sein Zimmer zurück.

Nun wußte er wirklich nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte. Er und eine Stenographin! Weder mochte er Weiberarbeit, noch verstand er's, mit diesem wunderlichen Geschlechte umzugehen. Er hatte immer für sich gelebt, für sein Studium, für seine Arbeiten. Gesellschaftlichen Verpflichtungen war er weit aus dem Wege gegangen. Tanzen konnte er nicht; auf dem einzigen Balle, den er mitgemacht, hatte er sich unsterblich gelangweilt.

Digitized by Google

Und nun hatte er eine Stenographin! Er seufzte und griff zur Zigarre. Es war nun einmal nicht mehr zu ändern — die Kleine von vorhin war angestellt. Er selber hatte sie zurückgerufen, als sie schon nach der Thür ging.

Hm! Nun ja, dem armen Wurm ward sonst wieder eine Hoffnung zerstört. Und sie hatte etwas in ihrem Wesen, das ihn für sie einnahm, ihm sympathisch war.

Er trat an den Schreibtisch. Da lag das Blatt Papier, das sie beschrieben hatte. Tiefsinnig sah er darauf hernieder. Dann warf er es in den Papierkorb und begann die Briefe durchzusehen, die eingelaufen waren.

4.

Lotte Burmeister war sehr nachdenklich, als sie langsam nach Hause ging. Nun hatte sie also die erste Stellung! Noch dazu eine, die allem Anschein nach geradezu ideal war. Nur vormittags ein paar Stunden beschäftigt, nachmittags frei bis auf die Zeit, wo sie die Abschriften zu besorgen hatte, und trotzdem vierzig deutsche Reichsmark im Monat. Das war ja ein Vermögen! Einen Augenblick war ihr vor diesem unverhofften Glück ganz schwindelig zu Mute. Doch dann ward ihr wieder bänglich. Die Lotte Burmeister Stenographin eines jungen Mannes! Wenn das herauskam, was die Klatschmäuler dann wieder zu thun hätten! Aber wie dumm sie eigentlich war, sich so viel Gedanken zu machen! Mochten die Menschen reden, was sie wollten: wenn sie nur selbst fühlte, daß sie recht that. Alles andere war dann Nebensache. Und an der Arbeit wollte sie ihre helle Freude haben. Nun brauchte sie sich nicht mehr zu langweilen, sich nicht mehr unnütz zu fühlen.

Fröhlich wie sonst und klar mit sich ging sie weiter und rechnete sich aus, was sie alles für vierzig Mark

Digitized by Google

kaufen könne. Es kam ihr jetzt eigentlich merkwürdig vor, daß sie rot geworden war, als er mit ihr die Bezahlung besprochen hatte. Das war doch thöricht. Schließlich bekam jeder für seine Leistungen Bezahlung.

Sie blieb vor den Auslagen der großen Schaufenster stehen. Was sie alles brauchte! Eine Bluse, dann einen neuen Winterhut und Schlittschuhe und ein Eisbahnabonnement und dies und das — sie wurde gar nicht fertig. Schließlich hatte sie das Gehalt von sechs Monaten verrechnet.

Zu Hause fiel sie der Mutter um den Hals, und freudestrahlend erzählte sie alles haarklein. Aber statt des erwarteten Jubels ward das Gesicht der wackeren Frau immer sorgenvoller.

„Alles schön und gut, liebes Kind. Aber du kennst doch den Vater!"

„Schimpfen wird er schon; schließlich findet er sich doch darein. So ist es ja immer."

„Hier nicht," antwortete die Mutter kopfschüttelnd. „Ich bitte dich, schreib ab. Schreib ab, schon um des lieben Friedens willen."

Lotte Burmeister schüttelte energisch den Kopf. Aber sie mußte schließlich insofern nachgeben, als sie versprach, dem Vater vorläufig nichts zu sagen. Es war ihrem innersten Wesen zuwider, aber schließlich fügte sie sich den Bitten der Mutter. —

Am Montag vormittag um Neun trat Lotte ihre Stellung an. Es war ihr doch etwas seltsam zu Mut, als sie im Korridor Hut und Jackett ablegte und dann, vom Dienstmädchen zurechtgewiesen, eintrat.

„Herr Doktor ist noch beim Frühstücken," hatte das Mädchen gesagt, „nehmen Sie nur Platz."

Und nun stand sie also in dem fremden Zimmer und sah sich um. Alles sehr vornehm, sehr wenig aufdring-

Digitized by Google

lich. Der Schreibtisch, an dem sie schon einmal gesessen, breit und mächtig, ohne Aufsatz und ohne Firlefanz. Ihm gegenüber, links vom Fenster, das Klavier, dann die hohen eichenen Regale mit den Bücherreihen. Weiter, neben der Thür zum anderen Zimmer, das bequeme Kanapee, die eichene Truhe mit den Butzenscheiben und über den ganzen Fußboden fort der schwere Teppich.

Es war wohnlich hier. Sie hätte fast geseufzt, als ihr die elterliche Wohnung einfiel.

Sie hatte sich Bleistifte mitgebracht, und um sie nicht in der Hand zu behalten, ging sie zum Schreibtisch und legte sie darauf. Unter Heften und großen Bogen lag ein Buch. Nur der oberste Rand sah hervor. Und gerade da stand: Willy Wächter.

Ihre Augen wurden groß. Sie errötete und schwankte einen Moment. Dann nahm sie das Buch auf. „Erste Liebe. Roman," las sie darauf.

Und oben richtig: Willy Wächter. Also er war der Verfasser! Er, ein Romanschreiber!

In diesem Augenblicke trat Willy ein. Er hatte eine kleine Mappe bei sich. Gestern, am Sonntag nachmittag, war ihm die erste Scene seines neuen Buches so lebendig geworden, daß er sich hingesetzt und frisch darauf losgeschrieben hatte. Zur eigenen Uebung, und um allmählich hineinzukommen, begann er ihr auch das schon Fertige zu diktieren.

Lotte Burmeister merkte es sofort: ein neuer Roman. Und während sie so eifrig schrieb, daß ihr die Finger weh thaten, hatte sie die Empfindung, daß sie ihn unterschätzt hatte. Allerdings: noch war er beim Helden oder wenigstens bei einer Mannsperson. Da mochte es noch gehen. Sie fand dies und das gut gesagt, und als er einen Sommernachmittag in seiner mecklenburgischen Heimat schilderte, da sah sie förmlich das goldgelbe wogende

Digitized by Google

Korn, hörte es in der Luft summen von tausend feinen Insekten, fühlte die brütende Glut, die auf alles drückte.

Sie enthielt sich jedoch jedes Wortes und schrieb wie eine Maschine weiter. Und während sie so arbeitete, wurde sie immer neugieriger auf die Heldin, die doch nun bald erscheinen mußte. Und in Erwartung dessen, was da kommen sollte, lächelte Lotte Burmeister.

Plötzlich sagte Willy Wächter: „Nun bitte, einen Strich darunter. Das erste Kapitel ist fertig. Sie werden sich gewiß ausruhen wollen."

Sie neigte dankend das Haupt und erhob sich. Erst jetzt sah sie ihn eigentlich voll an, denn bisher hatte sie ihm den Rücken gedreht. Und wieder fiel ihr sein Buch ein: „Erste Liebe."

Ein für beide peinliches Schweigen entstand.

„Eh solch ein Roman fertig ist," fing Willy Wächter dann zu reden an, „o weh, das ist ein Stück Arbeit. Sie werden noch manchmal müde Finger bekommen."

Sie merkte, daß es eine bloße Redensart der Höflichkeit war.

„Nur im Anfang," sagte sie. „Später geht es viel besser. Man muß sich nur daran gewöhnen. Ich bin schon nicht mehr müde."

„Um so besser," rief er. Jedes nahm wieder seinen Platz ein. Das zweite Kapitel begann.

Lotte Burmeister stutzte gleich bei den ersten Worten. Aber sie schrieb. Ein Blatt nach dem anderen flog beiseite. Ihre Augen wurden immer größer. Die Finger thaten ihr wieder weh, sie achtete nicht darauf. Der Bleistift flog jetzt förmlich über das Papier. Mit Anspannung aller Kräfte versuchte Lotte nachzukommen. Vergeblich. Er las immer schneller. Da legte sie den Bleistift hin. Sie wollte sich umdrehen und ihm sagen, daß er zu schnell spreche.

Digitized by Google

Aber sie that es nicht. Sie hörte jetzt nur zu. Die Scene war zuletzt leidenschaftlich. Der geschickteste aller Stenographen hätte Mühe gehabt, nach all der vorhergegangenen Arbeit diesem wilden Redefluſſe zu folgen.

Plötzlich brach die Stimme ab. Lotte Burmeister drehte sich um.

„Ich ... ich habe nicht folgen können, Herr Doktor.“

Er schien wie aus einem Traume zu erwachen. „Ja, da mag ich wohl wirklich zu schnell gesprochen haben. Entschuldigen Sie nur,“ sagte er, ging ein paarmal auf und ab und fuhr dann fort: „Sie hätten es mir gleich an der Stelle sagen sollen, wo Sie nicht mehr mitkonnten. Wie weit sind Sie denn?“

„Ich mochte Sie nicht unterbrechen,“ erwiderte Lotte.

Dann fragte er noch einmal geschäftsmäßig, wie weit sie gekommen wäre, und diktierte von dort an ruhig zu Ende.

Als er fertig war, klappte er sein Heft zusammen, sah nach der Uhr, bat sie, sich nun ein wenig auszuruhen, und verließ das Zimmer.

Lotte blieb in seltsamer Stimmung zurück.

In diesem zweiten Kapitel war die Heldin wirklich in Erscheinung getreten. Und während sie sich nun vergegenwärtigte, was sie gehört und geschrieben, kam es ihr zum Bewußtsein, daß diese Heldin des Romanes das direkte Gegenbild von ihr selbst war.

Während sie das dachte, sah sie sich nach einem Spiegel um. Im Zimmer war jedoch keiner vorhanden. Da nahm sie ihr kleines Taschenspiegelchen heraus.

Das reine Gegenteil — wahrhaftig! Unter ihren Freundinnen hieß sie Fräulein Eidechse. So leicht beweglich war sie, so ausgelassen, so keck zufahrend. Daß sie mit ihren dunklen Augen nicht nur kokettieren konnte, sondern auch kokettiert hatte, wußte sie allzugut. Und das dunkle Haar — und die Löckchen vor der Stirn. —

Digitized by Google

„Ja, hübsch bin ich doch," sagte sie überzeugungsvoll. Doch erschrak sie gleich und wandte sich um. Sie atmete tief — es hatte ja keiner gehört. Aber sie steckte das Spiegelchen schnell wieder ein. Dann trat sie an den Schreibtisch zurück und entzifferte eifrig das Stenogramm bis Willy wieder eintrat. Er setzte sich von neuem zur Arbeit nieder. Ueber den frischen Bogen malte sie eine große Drei.

Die ersten Sätze freuten sie. Nun sollte sich das Rätsel lösen: die blonde Heldin war allein in ihrem Stübchen. Nun würde sie, Lotte Burmeister, die an diesem Schreibtisch saß, von allen Menschen der Erde zuerst erfahren, welch ein Innenleben diese blonde Heldin hatte.

Willy war aufgestanden und durchmaß mit großen Schritten die Stube.

Und sie wartete. Seit fünf Minuten schwieg er schon, seit fünf Minuten spielte sie mit dem Bleistift. Jetzt kam ein neuer Satz. Er führte nicht recht fort und ließ sie unbefriedigt. Es verging wieder eine Zeit. Ein paar weitere Worte folgten.

„Ach," sagte er plötzlich, „streichen Sie den letzten Abschnitt. Wir wollen ihn anders machen."

Sie strich und wartete. Sie schrieb dasselbe in anderer Form nieder. Aber die Pausen zwischen den einzelnen Sätzen wurden immer länger. Unaufhörlich ging er dabei auf und ab. Er hatte die Stirn kraus gezogen, die Hände auf den Rücken gelegt. Ab und zu tröpfelten noch ein paar Worte. Das meiste ward wieder verworfen.

„Bitte, Fräulein," sagte er dann plötzlich, „wir wollen für heute aufhören und morgen das dritte Kapitel von neuem beginnen."

Sie war gar nicht erfreut darüber. „Ist es denn schon so spät?"

„Elf Uhr erst. Aber ich mag heute nicht mehr. Und

Digitized by Google

Ihnen wird es auch lieber sein, spazieren zu gehen. Wenn möglich, bringen Sie mir die beiden ersten Kapitel morgen in der Abschrift wieder."

Sie erhob sich und ging. Die Freude, den ersten Arbeitstag hinter sich zu haben, stritt sich in ihr mit einem lebhaften und nicht bezwingbaren Unlustgefühl.

Was hatte er nur zuletzt? Warum diktierte er nicht weiter? Sie beschäftigte sich auf dem ganzen Heimweg damit.

5.

Es war acht Tage später. Willy saß an seinem Schreibtisch und las zum fünftenmal einen Brief durch, den er eben beendet hatte. Dann entnahm er seiner Brieftasche zwei Scheine, legte sie in das Schreiben, verschloß es und machte die Aufschrift: „Fräulein Burmeister, hier."

Draußen rumorte jetzt seine Mutter. Er ging hinaus, ihr guten Morgen zu wünschen, und sagte: „Wenn du so gut sein wolltest, Mutter — gieb doch dem Fräulein, wenn sie um neun Uhr klingelt, diesen Brief. Sie soll heute nicht kommen, ich fühle mich nicht ganz wohl."

Die paar Worte schienen ihm Ueberwindung zu kosten. Als seine Mutter jedoch besorgt fragte, schüttelte er abwehrend den Kopf. „Es ist nichts, habe nur schlecht geschlafen."

So, nun war also auch das erledigt. Es mußte geschehen. Wie bisher ging es nicht weiter.

Er streckte die Arme weit aus und atmete tief. Dann riß er die Briefe und Zeitungen auf, die das Mädchen ihm auf den Tisch gelegt hatte.

Gleichgültige Sachen — nichts Besonderes. Nur ein Zeitungsausschnitt war darunter, eine Kritik, in der behauptet wurde, Willy Wächter habe sich ausgeschrieben.

Digitized by Google

Er ballte die Fäuste. Nicht die Zeilen selbst ärgerten ihn so, als daß sie in dem Lokalblatt standen, in diesem Lokalblatt, das jeder Mensch las, das natürlich auch Fräulein Burmeister las!

Mußte sie nach dem, was Tag für Tag hier vorging, nicht wirklich glauben, daß dies wahr sei?

Als er sie gleich am ersten Tage, früher als ausgemacht, fortgeschickt hatte, tröstete er sich damit, daß morgen und übermorgen alles besser gehen würde. Der Dienstag kam: es ging nicht. Er diktierte, aber was er sich dann vorlesen ließ, klang hölzern. Und diesmal war es noch nicht einmal elf Uhr, als er Lotte fortschickte.

So ging es nun Tag für Tag. Er suchte nach neuen Ausflüchten, er hoffte immer, daß er sich allmählich an das Diktieren gewöhnen würde, er behauptete heute, um Elf einen Besuch machen, morgen einen Besuch empfangen zu müssen. Aber es waren immer noch zwei Stunden, die anständig ausgefüllt sein wollten.

Lotte hatte sich allmählich daran gewöhnt. Sie saß, mit dem Stift in der Hand, vor den weißen Bogen und sah ihn an. Dieser wartende Ausdruck der klugen dunklen Augen peinigte ihn geradezu. Als ob die Frage darin liege: „Ja, was thust du denn? Kannst du denn nichts mehr? Bist du denn unfähig?"

Wahrhaftig, es war zu dumm! Hatte er's denn nötig, sich immer durch dies wartende Gesicht stören zu lassen?

Am Sonnabend wollte er ihr kündigen. Es geschah nicht. Den ganzen Sonntag trödelte er herum. Nun war es wieder Montag, wieder lag eine schreckliche Woche vor ihm.

Und nun hatte sie gewiß auch in dem Lokalblatt gelesen, daß es mit ihm aus und vorbei sei. Wenn sie dann heute hörte, daß sie fortbleiben solle, dann würde sie davon überzeugt sein.

Digitized by Google

Nein, so durfte sie nicht fortgehen! So nicht!

Er zuckte plötzlich zusammen. Draußen klingelte es. Und wie der Blitz schoß er ins Nebenzimmer, faßte seine Mutter glücklich noch ab, ließ sich den Brief wiedergeben und bat sie nur, zu bestellen, daß das Fräulein erst morgen wiederkommen solle.

Dann ging er mit großen Schritten über den weichen Teppich. Er öffnete den Brief und überlas ihn zum sechstenmal und zerriß ihn.

„Erst soll sie sehen, daß der Willy Wächter noch lange nicht fertig ist — dann mag sie laufen."

Damit nahm er die Feder zur Hand. Als er aufstand, war das dritte Kapitel vollendet. Abends feilte er es durch und schrieb den Anfang des vierten.

Am nächsten Morgen konnte er es kaum erwarten, daß die Uhr Neun schlug. Er freute sich darauf, das Staunen in den dunklen Augen zu lesen, wenn er so glatt und fließend diktierte. Er freute sich wie ein Kind darauf, ihr sagen zu können: „Sie werden müde sein, Fräulein."

Es kam auch alles, wie er gehofft. Lotte nahm den Stift kaum zur Hand. Sie sah auf das weiße Blatt.

Plötzlich begann er, ruhig, sicher. Einen Augenblick saß sie ganz still, dann aber flogen ihre Finger über das Papier.

Er hatte die Blätter seines Manuskriptes so gelegt, daß sie sie nicht erblicken konnte. Er selbst schritt auf und ab, erhaschte im Vorbeigehen einen Satz nach dem anderen und diktierte.

Manchmal machte er mit Absicht eine Kunstpause. Dann wandten sich die Augen wartend zu ihm, aber mit ganz anderem Ausdruck als in den letzten Tagen. Es lag ein Staunen darin, vielleicht auch Bewunderung.

Plötzlich hielt er zögernd inne. „Es kommt jetzt ein

Digitized by Google

französischer Satz," bemerkte er. „Wenn Sie — ach, Sie lassen ihn eben aus!"

Halb gekränkt, halb lächelnd drehte sich Lotte um. „O bitte, ich kann Französisch!"

„Um so besser. Also bitte."

Er sah sie an, wie sie ihm den Rücken zudrehte. Die Figur, ob sie auch klein war, hatte feine Linien. Und die paar Löckchen am Hals machten sich sehr gut. Eigentlich liebte er zwar nur blondes Haar. Daß dunkles, ja beinahe schwarzes so hübsch aussehen konnte, hatte er gar nicht geglaubt. Aber der helle Pfeil hob sich so merkwürdig davon ab.

Diesmal verließ er während der Ruhepause das Zimmer nicht.

„Wenn es so weitergeht," sagte sie, „dann ist der Roman wohl nächstens fertig?"

„Na, so schnell geht es nun doch nicht. Wir müssen unsere blonde Mecklenburgerin erst nach Berlin versetzen, wo sie sich entwickelt."

Lotte wurde nachdenklich. „Es wird schwer sein. Ich kann sie mir auf Berliner Boden nicht recht denken."

Er sah sie länger an als sonst. „Sie mögen recht haben, Fräulein. Ich freue mich auch nicht gerade besonders darauf. Aber es ist 'mal nötig."

Sie griff nach ihrem Haar und steckte eine Nadel fester. „Ich mag sie nicht," fuhr es ihr plötzlich heraus.

„Wen? Mich? Aber Fräulein Burmeister —!" Es war das erste Mal, daß er scherzte. Seine heutige freie Stimmung war daran schuld.

„Ach was!" antwortete sie und ward rot. „Natürlich mein' ich die ... die Blonde. Sie ist mir viel zu kalt. Ja zuerst, da war sie wunderbar. Aber sie ist doch ein junges Mädchen — und — und sie ist sich ihrer kühlen Ruhe so sehr bewußt — und — ja schließlich ist das Hochmut."

Digitized by Google

Er ging auf und ab.

„Möglich, daß ich zu scharf diese Bewußtheit herausgebracht habe, ich will 'mal nachlesen. Einen leisen Hochmut aber soll sie haben, sie muß sich in ihrer Gesellschaft wie ein wunderbares Gewächs vorkommen, und damit das abgeschliffen wird, was in der ewig gleichen Umgebung schwer möglich ist, soll sie eben nach Berlin in größere Kreise. Verstehen Sie nun?"

„Ja," sagte Lotte. Und während sie das Wort sprach, hatte sie ein stolzes Glücksgefühl, das sie innerlich ganz durchwärmte. Von diesem Augenblick an nahm sie teil an der Arbeit, war sie nicht mehr bloß Schreibmaschine.

Es ging nun merkwürdig. Manchmal, wenn spät nachts noch die Lampe brannte, und die Feder übers Papier flog, lachte Willy sich selbst aus. Es war ja die reinste Humoreske: da bezahlte er eine Stenographin, trotzdem er längst eingesehen hatte, daß er niemals würde aus dem Kopfe diktieren können, genierte sich aber, gerade vor ihr das einzugestehen, und mußte nun im Schweiße seines Angesichts nachmittags, abends, oft auch des Nachts am Schreibtisch sitzen, um so viel zu Papier zu bringen, wie zur Ausfüllung der Vormittagsstunden durch Diktieren notwendig war.

Nur ein Gutes war dabei: der Roman rückte mächtig vor, und in kräftigem Schaffen kam so Weihnachten heran.

Am 23. Dezember behielt er die Stenographin bis ein Uhr da, doch als sie aufstand, war der erste Teil des Buches fix und fertig, die Heldin nach Berlin abgereist, die Mecklenburger Gesellschaft abgethan.

„Wir wollen über Weihnachten ruhen," sagte er fröhlich. „In der letzten Woche des Jahres kommt man doch zu nichts, und ich muß mir den zweiten Teil auch noch genauer ausdenken. Dann sind Sie wohl so freundlich,

Digitized by Google

am 2. Januar wiederzukommen. Ausgeruht sind wir dann beide."

Er begleitete sie bis zur Flurthür, wünschte ihr ein frohes Fest und sagte dann etwas verlegen: „Noch eins! Wir sehen uns ja die nächste Woche nicht. Darf ich bitten?" Wobei er ihr ein verschlossenes Couvert in die Hand drückte, eine letzte Verbeugung machte und die Thür schloß.

Natürlich lag in dem Couvert das Gehalt. Lotte wußte es. Sie stand noch auf der Treppe.

„Dummheit!" sprach sie dann vor sich hin und steckte es zu sich.

Nun wollte sie sich gleich eine seidene Bluse kaufen und Schlittschuhe.

In der Potsdamer Straße stand sie vor diesem Geschäfte und jenem, ging weiter, suchte. Endlich betrat sie eine Buchhandlung. „Ich bitte um den Roman „Erste Liebe" von Willy Wächter."

6.

Es schneite draußen. Gleich nach Weihnachten hatte es angefangen. Die Flocken fielen ununterbrochen. Mit hochgeschlagenem Rockkragen schritt Willy Wächter durch die abendlichen Straßen. Neben ihm das Ufer, kahle Bäume, beschneite Obstkähne; vor ihm brauste gerade ein Vorortzug über die Straßenüberführung, der Wind entführte ein paar Funken.

Wo war er denn eigentlich bei seinem planlosen Umherirren hingeraten? Er las das nächste Straßenschild. Und mit einem Ruck blieb er stehen. Das war ja die Dennewitzstraße, und hier wohnte seine Stenographin.

Er zog das Notizbuch und suchte die Adresse. Dort war es — das übliche Mietshaus. Und vier Treppen hoch! Er schritt plötzlich über die schmutzige Straße hin-

Digitized by Google

weg, direkt auf das Haus zu. Es war unverschlossen, dafür hing an der Wand die Tafel mit den Namen der Mieter.

„Kanzleirat Burmeister, vier Treppen links," las er.

Also Kanzleirat war ihr Vater! So gleichgültig es ihm im Grunde sein konnte, es freute ihn doch.

Plötzlich blickte er scharf die Straße hinunter. Wahrhaftig, da kam sie mit einer behäbigen Frau, ein Paket im Arm. Nun, er wollte sich hier nicht antreffen lassen, wie hätte das wohl ausgesehen! Eilig schritt er in entgegengesetzter Richtung davon. —

Pünktlich um neun Uhr am 2. Januar trat Lotte wieder bei ihm ein. Unwillkürlich, zum erstenmal, streckte ihr Willy bei der Begrüßung die Hand hin. Sie legte die ihre halb dankbar, halb verlegen hinein. Und als ob das ihre vollständigste Rehabilitierung vor sich selbst gewesen wäre, ward sie in ihrem Wesen noch sicherer und fröhlicher. Sie fragte jetzt selbständig, fragte ihn, wie er das Fest gefeiert habe, erzählte selbst mancherlei.

„Und nun," sagt sie dann, als sie sich an den Schreibtisch setzte, „also Berlin. Ich bin neugierig, wie es der Blonden da ergehen wird."

Aber Willy war nicht recht bei der Sache, es schien ihr, daß alles, was er heute diktierte, nicht auf der alten Höhe stünde.

Die Schilderung des grauen Herbstmorgens in Berlin war allerdings prächtig, aber die der Berliner Salons, in die er seine Heldin versetzte, gefiel ihr nicht. Sie hatte sich so hineingelebt in die Heldin, eben weil sie eigentlich der Gegensatz zu ihr selbst war, und weil sie tagtäglich zweimal, bei der ersten Niederschrift und der Abschrift, sich jedes Wort vergegenwärtigen mußte, daß sie wußte: so konnte die Blonde nicht reden und handeln. Es zerstörte die Einheit des Charakters.

Digitized by Google

Kaum war sie wieder zu Hause, als ihr Vater kam.

„Na," sagte er schmunzelnd, „schon getröstet?"

Sie war erstaunt. „Worüber?"

„Komm, mein Kind!"

Dabei faßte er sie unter dem Arm und führte sie ins Nebenzimmer. Der Raum, den das Klavier eingenommen, war leer.

Einen Augenblick stand Lotte sprachlos. Als sie den noch unausgefüllten leeren Platz sah, faßte sie ein plötzlicher Schmerz, als hätte sie ihren besten Freund verloren. Wie ein Kind hätte sie fast zu weinen begonnen.

„Warum hast du mir denn kein Wort gesagt? Warum hab' ich's denn nicht bezahlen dürfen?" rief sie.

„Du? Lern erst Geld verdienen, dann wirst du begreifen, daß ein Goldstück viel ist."

„Geld? Ich habe welches. Da nimm, Vater — aber mein Klavier will ich dann zurück. Zehn Mark, nimm's doch, Vater — ich seh's ja ein, aber laß das Klavier zurückkommen."

Sie hatte in plötzlicher Bewegung ihr Portemonnaie herausgerissen und in überstürzter Hast die letzten Markstücke, die ihr geblieben waren, auf den Tisch gezählt.

Sprachlos sah der alte Kanzleirat darauf hin. Plötzlich aber legte sich seine Hand fest um ihren Arm. „Wo hast du das Geld her, Mädchen?"

Ein jäher Schreck durchfuhr sie. Was hatte sie nun wieder angerichtet! Nun war ihr Geheimnis, das sie über vier Wochen gewahrt, offenkundig.

„Hast du keine Antwort?"

„Du thust mir weh!" sagte sie zitternd und versuchte sich dem Griff zu entziehen.

„Antworte: woher hast du das Geld?"

„Ich hab' es — ich hab' es mir verdient."

„Also verdient. Wodurch?"

Digitized by Google

„Durch — Abschreibearbeiten.“

„Und warum erfuhr ich nichts davon?“

Sie zuckte, jetzt halb trotzig wieder, die Achseln. „Weil du doch dawider gewesen wärst und mich wahrscheinlich daran gehindert hättest.“

„So! Wer giebt dir denn die Arbeiten?“

„Ein Schriftsteller.“

Ihr Vater hatte die Hände auf den Rücken gelegt und trat ans Fenster. Er blickte lange und schweigend hinaus.

„Wie heißt der Herr?“ fragte er plötzlich und wandte sich um.

Das war die gefürchtete Frage. „Ich ... ich möcht' es nicht sagen.“

„Hoho! Und der Grund?“

„Du könntest vielleicht ... vielleicht ... ja, ich habe Angst, daß du ...“

„Nachforschungen anstellst, was?“

„Ja,“ sagte sie und hob den Kopf.

Der Kanzleirat stutzte. „Wer hat sie zu fürchten? Du oder er?“

„Keiner. Aber sie würden peinlich sein für beide.“

Wieder ein Schweigen. Dann wiederholte der Kanzleirat: „Wie heißt er?“

„Erlaß es mir, Vater. Glaub's mir doch, wenn ich dir sage, daß ich mich des Verdienstes nicht zu schämen habe. Was traust du mir zu?“

„Und was du mir, wenn du deinem Vater nicht einmal Rede stehen willst?“

Sie preßte die Lippen zusammen. Ihr Gesicht ward ganz blaß. Dann sagte sie ruhig: „Gut also. Er heißt Wächter; er wohnt Bendlerstraße 76. Wenn du ein Buch lesen willst, das er geschrieben hat, ich hab' eines. Ich hab's mir gekauft.“

Digitized by Google

„Schön. Ich werde mir den Herrn ansehen."

„Vater! Du wirst mich doch nicht vor ihm bloßstellen? Ich bitte dich —"

„Ich werde thun, was ich für richtig halte."

„Vater, wenn du thust, wovor ich Angst habe, dann lauf' ich davon, und du siehst mich niemals wieder!"

„Lotte!" schrie er zornig.

„Ich schwöre es dir," stieß sie in höchster Erregung hervor, eilte in ihr Zimmer und schloß sich ein.

7.

Als Willy Wächter am nächsten Morgen die abgeschriebenen Blätter, die Lotte mitgebracht, sortierte und zu den übrigen legte, flog öfter als sonst ein heimlicher Blick zu ihr hinüber. Sie sah elend aus. Unter den Augen tiefe Ringe, im ganzen Gesicht eine gewisse Müdigkeit. Ihre jugendliche Elastizität schien wie weggeblasen.

„Verzeihung," unterbrach sie plötzlich das Schweigen, „ich wollte wegen der Abschrift noch etwas fragen ... da ist nämlich eine Stelle, bei der ich nicht recht weiß, ob ich recht gehört habe."

„Wie steht es denn im Stenogramm?"

Sie las ihm den Satz vor.

„Nun ja; das ist richtig. Warum zweifelten Sie daran?"

„Weil ich glaube, daß dieses Mädchen das niemals sagen würde."

Es kam bestimmter heraus, als beabsichtigt war.

Willy stutzte einen Moment. Dann lachte er. „So! Also das sagt sie nicht. Und warum denn nicht?"

Sein gutmütiges Lachen verwirrte sie halb, halb verletzte es sie.

„Es paßt zu dem ganzen Charakter nicht," versetzte sie.

Er ging zum Schreibtisch und klopfte die Asche seiner

Digitized by Google

Zigarre ab. Das wollte seine Stenographin besser wissen als er, wie seine Heldin sich zu benehmen hatte. Es belustigte ihn mehr, als es ihn ärgerte. Und in diesem Gefühl antwortete er gutmütig: „Lassen wir es nur so stehen."

Lotte sagte nichts und setzte sich schweigend vor die unbeschriebenen Bogen. Aber während er diktierte, beschäftigte ihn der gemachte Einwurf. Und nach und nach kam es ihm vor, als ob seine Heldin, wie er sie bisher geschildert, diese Worte in der That nicht sagen könne, die er ihr in den Mund gelegt. Später — ja. Aber vorläufig war sie doch noch die Mecklenburgerin, noch gar nicht in Berliner Verhältnissen bekannt.

Und je weiter er überlegte, um so mehr gab er ihr recht.

Seltsam: diese Erkenntnis hätte ihn doch jetzt ärgern müssen. Aber sie freute ihn statt dessen. Eine grenzenlose Verwunderung ging dieser Freude voran. Was war das für ein merkwürdiges Mädchen: seine Stenographin und gleichzeitig sein bester Kritiker! Höchst sonderbar! Was sie wohl zu seinem ersten Buche sagen würde, wenn es ihr in die Hand fiele?

Und plötzlich trat er zu Lotte hin, tippte mit dem Zeigefinger auf den bewußten Satz und sagte: „Streichen Sie das, bitte. Ich glaube, Sie haben doch recht gehabt. Meine Gedanken waren schon zu weit voraus. Wir wollen es anders machen."

Als er ihr über die Schulter sah, bemerkte er, daß ihr eine leichte Röte Gesicht und Schläfe färbte, und daß der Strich, der die Zeile tilgte, nicht besonders gerade ward. Die Hand, die ihn zog, zitterte.

Im übrigen wurde kein Wort mehr darüber gewechselt.

Während der Pause jedoch, als Lotte Burmeister wie

Digitized by Google

gewöhnlich aufgestanden war, begann er plötzlich: „Lesen Sie gern?"

„Gewiß. Ich habe schon als Schulmädchen alles verschlungen, was ich kriegen konnte."

„Wenn Sie gerade Lust haben und nichts Besseres zu thun wissen — — vielleicht lesen Sie dies 'mal!"

Er nahm ein Buch auf. Sie wußte sofort, was es war: „Erste Liebe."

Sie nahm den Band aus seiner Hand und blätterte darin. „Ich kenne das Buch," antwortete sie einfach.

Er sprach eine ganze Zeit nichts, so perplex war er. „Das hab' ich nicht geahnt. Und ... und — na, was meinen Sie denn dazu?"

Die Frage verunglückte. Sie widersprach seiner ganzen Gewohnheit, ja direkt seiner Natur. Und deshalb kamen die letzten Worte fast ironisch-überlegen heraus. Ironisch-überlegen aus einem inneren Schamgefühl.

„Ich habe es zweimal gelesen," war ihre Erwiderung. „Es ist ein sehr gutes Buch."

Er sah sie fragend an. Einen Moment standen sie sich gegenüber: Auge in Auge. Dann atmete er tief und quälte die Worte heraus: „Ja, man schreibt wohl so etwas hin." Sie sollten recht leicht klingen. Aber er wußte, daß sie nicht so klangen, und er wußte, daß sie furchtbar dumm waren. —

Lotte ging heute durch den Tiergarten nach Hause. Die Bäume standen in silbernem Reif; auf der Eisbahn um die Rousseau-Insel glitten geschickte Läufer dahin, und fern spielte eine Drehorgel. Aber sie hatte kein Verlangen, selbst Schlittschuh zu laufen. Der Vater zu Hause war seit der gestrigen Scene zwar wieder gut zu ihr, und sie wußte: wenn sie wie früher zu ihm käme, ihre Wange an seine legte, ihm einen Kuß gab, er würde ihr nichts abschlagen.

Digitized by Google

Warum that sie es nicht? Warum war sie so eigensinnig und trotzig? So schlecht und undankbar?

So unklar und verwirrt wogte alles in ihr durcheinander. Nur eines war ganz sicher: wenn ihr Vater zu Willy Wächter hinging, wenn er ihm sagte: Meine Tochter hat ohne mein Vorwissen gehandelt, als sie die Arbeit übernahm, wenn er ihm etwa Vorwürfe machte, sie selbst bloßstellte vor ihm und lächerlich machte — dann ging sie fort in die Welt.

Sie war unter diesen Gedanken in stille Wege gekommen. Nur ein Liebespärchen schritt vor ihr dahin. Der Mann — er schien so jung zu sein wie das Mädchen — hatte den rechten Arm um die Schultern seiner Begleiterin gelegt. Und diese preßte manchmal wie in stiller Liebkosung ihr Haupt und ihr reiches blondes Haar zurück gegen den geliebten Arm, während sie gemeinsam den stillen Pfad durch den winterlichen Park gingen.

Es war ein schönes Bild. Lotte lächelte. Erste Liebe, dachte sie. Und dabei fiel ihr Willys Roman ein.

Weihnachten hatte sie ihn gelesen. Und immer, wenn sie jetzt das Buch ansah, ward ihr die Seele weihnachtlich. Das Buch zeugte von einer edlen Seele und starkem, reinem Gefühl. Und die Heldin, ein junges Kind, verkörperte wohl des Verfassers Frauenideal.

Ideal? Nein. Denn etwas fehlte den beiden halben Kindern, deren Liebe da geschildert wurde, und deshalb ging der erste Roman noch in einem zitternden Sehnsuchtsaccord aus. Und der zweite? Das wußte sie noch nicht.

Aber sie wußte, daß sie den Weihnachtsabend nicht vergessen würde, und daß sie fast wie ein Backfisch jenes Buch geküßt hatte, das sie sich einen Tag vorher gekauft.

Ob es deshalb war, daß sie um alles in der Welt gerade vor Willy Wächter nicht bloßgestellt sein wollte?

Digitized by Google

Vielleicht. Sie hatte seit dem Tage eine Ehrfurcht vor ihm — eine Ehrfurcht vor seiner Seele.

Oder war es noch mehr? Liebte sie ihn?

Sie lachte vor sich hin und ging schneller.

Zum Mittagessen kam sie auch noch zurecht. Vor dem großen Spiegelschrank nahm sie den Hut ab, dann steckte sie die Nadeln im Haar fester.

Sein Ideal — das waren die großen blonden und kühlen Frauen. Es fiel ihr auf, wie klein sie sei und wie dunkel ihr Haar. Es gab ihr einen Stich ins Herz. Kläre Gärtner, ihre Schulfreundin, die war groß und blond.

Und noch immer hatte sie die dunklen Ringe um die Augen. Sie war wohl doch häßlich. Und Willy Wächter — und sie?

Ihr Spiegelbild ward plötzlich rot. Da sagte sie laut: „Schaf!", machte Kehrt und ging zum Essen.

8.

Auf das Klavier hatte Lotte verzichtet. Wenn sie dem Vater auch nicht mehr so herzlich entgegentreten konnte wie früher, so wollte sie wenigstens doch alles vermeiden, was ihn reizen oder peinliche Erinnerungen in ihm wachrufen konnte.

Dazu kam etwas Neues, das sie erfüllte, wofür sie jeden Pfennig wie ein Geizhals sparte. Eines Tages, als sie beim Morgenkaffee in der Zeitung herumstöberte, fand sie ein einzig Wörtchen, das ihr das Blut in die Wangen trieb: Presseball!

Sie tanzte leidenschaftlich gern, um so leidenschaftlicher noch, weil es ihr so selten vergönnt war. Der Vater war ja nirgends hinzubringen, Klara blieb auch zu Hause, seit sie zu verblühen begann, und die Mutter war bequem geworden. Wie sollte man da zum Tanzen kommen!

Digitized by Google

Ach, und nun gar der Presseball! Dieser Ball aller Bälle! Schon immer hatte sie sich danach gesehnt, einmal auch dabei zu sein, ein einziges Mal unter dieser glänzenden Gesellschaft zu weilen. Vielleicht ging es diesmal, wo sie selbst sich Geld verdiente und ein Sümmchen zu den Kosten beisteuerte.

Diese Hoffnung und Sehnsucht ließen sie den Verlust des Klaviers leichter tragen. Manchmal allerdings erwachte das alte Verlangen so stark in ihr, daß sie ruhelos auf und ab ging im Zimmer und unfähig war, an eine Arbeit zu gehen. Das waren die schlimmsten Stunden für sie. —

Eines Morgens um neun Uhr, als sie in der Bendlerstraße ankam, sagte ihr das Dienstmädchen, das ganze Haus schlafe noch. Die Herrschaften hätten gestern eine kleine Gesellschaft gehabt, da wäre es spät geworden, aber sie hätte bereits beim Herrn Doktor geklopft.

So wartete Lotte denn in dem längst vertrauten Zimmer. Das Klavier stand von gestern noch offen. Wie das sie lockte! Fast mit Gewalt sah sie fort, versuchte ihre Gedanken auf anderes zu konzentrieren. Es gelang nur kurz, dann kehrten Blicke und Gedanken wieder zu den weißen und schwarzen Tasten zurück.

Langsam ging sie näher, setzte sich auf den Klavierbock und drehte sich, wie sie es als Kind gethan.

Wenn sie nun wirklich spielte? Was wäre denn dabei? Es war so nett. Man könnte ihn höchstens um Verzeihung bitten. Und daß sie mit einem guten Instrument auch umzugehen verstand, sollte ihr Spiel ihm schon zeigen.

Sie dachte es kaum zu Ende. Schon im nächsten Augenblick erklangen die ersten schüchternen Accorde. Das war etwas anderes als auf ihrem Mietsklavier zu Hause! Mit Begeisterung spielte sie fort.

Digitized by Google

Plötzlich ging die Thür. Sie brach jäh ab, als ob sie etwas erschrecke. Und halb verwirrt stand sie auf und sagte: „Verzeihung, das Klavier stand gerade offen, ich hatte so lange nicht gespielt, und da kam's nun über mich."

„O bitte," erwiderte er, „es freut mich wirklich. Und da ich noch nicht gefrühstückt habe, so unterhalten Sie sich vielleicht noch länger damit. Wahrhaftig, das Staunen verlernt man bei Ihnen."

„Wieso?" fragte sie. „Ist es denn so selten, daß ein junges Mädchen Klavier spielt?"

„Das nicht. Aber was zum Kuckuck können Sie denn alles? Stenographieren, Französisch, vielleicht auch Englisch, daneben kritisieren Sie Bücher und so weiter. Das ist ja geradezu beängstigend."

Sie war plötzlich blaß geworden. „Jedes junge Mädchen macht mir das nach, ohne daß man sich wundert."

„Na, jede doch nicht," lachte er.

Sie war verletzt. Bei jedem jungen Mädchen seiner Gesellschaft wäre das alles selbstverständlich gewesen, aber bei einer Stenographin — wie sollte man das da vermuten!

„Also nicht wahr, Sie entschuldigen mich noch einen Augenblick, ich frühstücke sehr schnell. Und wenn Sie inzwischen Klavier spielen wollen —"

„O danke sehr. Ich habe mich satt gespielt," unterbrach sie ihn und klappte das Instrument zu. —

Er diktierte ihr heute nur ein halbes Kapitel. Was er gestern aufgeschrieben, gefiel ihm selber nicht recht. Sie mußte oft streichen, oft warten, oft dasselbe von neuem schreiben.

„Nun," sagte er, „wie gefällt Ihnen denn das neue Kapitel?"

„Ach!" antwortete sie achselzuckend und dehnte das Wörtchen stark.

Digitized by Google

Er lachte kurz. „Das klingt ja gut. Also ehrlich, was gefällt Ihnen nicht?“

„Das Ganze,“ erwiderte sie lakonisch.

„So! Nun ja, das ist wenigstens ein Wort. Und wenn ich fragen darf, warum nicht?“

„Ich weiß nicht, es scheint mir, als ob Sie das Leben hier nicht so kennen. Es ist ja gewiß das meiste ganz richtig: so ähnlich sind die Bälle und die Gesellschaften, und so reden hier die Leute auch, aber es fehlt die Hauptsache. Als Sie noch in Mecklenburg waren, da konnt' es gar nicht anders sein, als wie Sie's geschildert haben. Das war fest und sicher und lebendig, und man kennt gleich alle Leute und alle Verhältnisse, aber hier — nein!“

Und dann setzte sie hinzu, daß er wohl noch gar nicht auf Bällen gewesen sei, auf Berliner Bällen, daher seine Schilderung eines solchen nicht wahrheitsgetreu sei.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Burmeister,“ versetzte er. „Mir scheint selbst: das letzte taugt nichts. Schreiben Sie es gar nicht erst ab. Ich will erst neue Studien machen, ehe ich dies Kapitel schreibe.“

„Und dann darf ich also jetzt —“

„Nach Hause gehen? Ja, unter einer Bedingung.“

Auf ihrer Stirn erschien die Hochmutsfalte. „Und die wäre?“

„Mir noch etwas vorzuspielen. Etwas, was ich so gern hörte, von Brahms.“

Brahms? Wie ein Zucken ging es durch ihren Körper. Aber schon im nächsten Augenblicke sagte sie: „Das ist eine merkwürdige Bedingung!“

„Eine Bitte!“

Da stand sie auf. Fast hätte er geschmunzelt. Aber er ließ sich nichts anmerken und legte ihr die Noten zurecht.

Digitized by Google

Sie spielte die ersten Takte nicht ganz sicher, weil sie stets das Gefühl hatte, er sähe unverwandt nach ihr hin. Aber bald war sie bezwungen, und nun spielte sie sich wieder satt wie vorhin.

Als sie fertig war, dankte er ihr sehr artig, ohne über ihr Spiel im übrigen das geringste zu äußern. Aber was er noch nie gethan: er ging selbst auf den Korridor mit hinaus, war ihr beim Anlegen des Jacketts behilflich und brachte sie bis zur Korridorthür.

„Also morgen zur gewöhnlichen Zeit? — Adieu, Herr Wächter."

„Adieu. Und noch eins."

Sie wande sich auf der Treppe fragend um. Aus dem hohen Kragen des Jacketts tauchte jetzt doppelt zierlich das Köpfchen heraus.

„Sie spielen wirklich sehr gut, Fräulein Burmeister."

Da fuhr es ihr heraus: „Wenigstens für eine Stenographin!"

Und heidi, war sie die Treppe hinunter.

9.

In der Dennewitzstraße herrschte eitel Freude. Die Mutter strahlte, der Kanzleirat schien gewachsen zu sein, und wie Verklärung war es über sein Gesicht gebreitet.

An dem allen war der 18. Januar schuld. Wie ein großer Sternschnuppenfall war ein Ordensregen herniedergegangen, und der Rote Adlerorden vierter Klasse hatte auch den Kanzleirat Burmeister getroffen.

Sein erster Gang war der zu einem großen Ordens- und Medaillengeschäft, in dem er eine verkleinerte Ausgabe des Originals kaufte. Dann besorgte er in der ersten Freude noch etwas anderes. Erst danach fühlte er sich frei. Und nun wartete er, daß Lotte kam.

Sie kam an mit frischen, frostgeröteten Backen. Der

Digitized by Google

Tag war kalt. Er hörte, wie sie sich in die Hände blies. Dann trat sie ins Zimmer. Die Mutter hinterher.

Das übliche, einsilbige „Guten Tag". Er erwiderte es und hielt die Zeitung vor sein Gesicht, als wäre er völlig vertieft darin, hinter dem Blatte jedoch flog sein Blick jeden Moment hinunter auf die linke Seite der Brust.

Lotte trat ins Nebenzimmer. Sie ging nur zwei Schritte — dann blieb sie plötzlich stehen.

Der Kanzleirat hatte die Zeitung sinken lassen. Nun mußte es kommen: der Jubelschrei! Aber alles blieb still. Da trat die Mutter näher.

Lotte stand regungslos da. Ihre Augen starrten hinüber zu dem Flecken, wo das alte Klavier gestanden, und wo seit einer Stunde ein neues stand. Dann kam ein Zittern über die Gestalt. Und halb zitternd, mit fragenden Augen, wandte sie sich und sah ihre Mutter an.

„Wer?"

Kein Wort sonst. Und auch dieses eine nur ganz leise.

Die Kanzleirätin deutete nur mit dem Daumen auf ihren Mann.

Und wieder ein Zucken und Arbeiten in ihrer Tochter, als ob da etwas gewaltig emporstiege, die Eisrinde bräche, mächtig überschwelle.

„Vater!"

Mit drei Sprüngen, wie ein Bube, war sie bei ihm, umklammerte ihn, küßte ihn, lachend und weinend, und dann steckte sie den Kopf wie als Kind vorn in seinen offenen Rock. „Einhuscheln" hatte sie das sonst genannt.

Er brummte wieder lauter unverständliches Zeug. Aber dabei strich er das Haar seines Lieblings fortwährend und drückte ihren Kopf noch fester an seine Brust. Nun war ja alles gut.

Digitized by Google

Eine ganze Zeit waren sie so zusammen. Lotte, ohne sich zu rühren. Dann hob sie das Haupt und küßte seinen Mund und küßte seine Hand.

Aber er hatte noch etwas anderes, und daß sie es nicht bemerkte, machte ihn unruhig. Er rückte mit dem Stuhl, räusperte sich, legte die Hand auf die Brust.

Plötzlich ward sie es gewahr. „Vater, was hast du denn da? Einen Orden?"

Es schien ihm, als müsse ihre Freude darüber größer sein. Sie gratulierte ihm zwar, aber sie wollte die Auszeichnung gleich genau ansehen und anfassen. Fraglos war auch mehr Neugier als Ehrfurcht dabei im Spiele. Nun ja, die Weiber! Wie sollten sie wissen, was es hieß, den Roten Adlerorden zu kriegen!

„Mein Kind," sagte er in seiner freudig-gehobenen Stimmung, „ich möchte dir einen Wunsch erfüllen, einen großen Wunsch. Hast du einen?"

„Ich habe schon einen. Aber den erfüllst du mir ja doch nicht," sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend.

„Sag mir den Wunsch, mein Kind. Wenn er nicht unerfüllbar ist —"

„Gut. Laß uns dies Jahr auf den Presseball gehen, Vater. Es ist so wunderschön, alle Offiziere, Gelehrte, Professoren, Künstler sind da, und in der Tombola kann man von Menzel und tausend anderen Zeichnungen gewinnen. Der Reichskanzler kommt auch hin, Vater."

„Vornehmer Ball," murmelte der Kanzleirat. „Indessen jetzt — man könnte wohl —"

„Vater!" sagte seine Frau kopfschüttelnd. „Was redest du da?"

„Daß wir auf den Presseball gehen," jubelte Lotte auf und umhalste ihn stürmisch. „Bester, liebster, einzigster Vater!"

Er brummte. „Ich werd' euch sagen, liebe Kinder —

Digitized by Google

es ist für uns Pflicht. Wir müssen uns jetzt in Gesellschaft zeigen. Das seh' ich ein."

„Aber Mann, du hast doch früher niemals — —"

„Früher! Warum ging ich nicht? Der Bürgerverein war mir zu gemischt. Und zu den ganz vornehmen Bällen, da konnt' ich euch nicht führen. Jetzt jedoch — nun ich dekoriert bin, kann man sich schon vorstellen lassen."

„Mein gutes Väterchen!" sagte Lotte und küßte den grauen Kopf. Dann reckte sie die Arme aus: „Also zum Presseball — es ist entschieden!"

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage kam sie eine halbe Stunde zu spät in der Bendlerstraße an.

„Der Herr Doktor schreibt schon," raunte ihr das Mädchen im Korridor zu. Sie nickte nur, klopfte und trat ein. Er wehrte ihre Entschuldigung sofort ab.

„Der Zufall meint's gut. Ich hatte so wie so noch etwas zu thun und schinde mich hier seit einer halben Stunde herum. Einen Augenblick!"

„Bitte," sagte sie und überflog den Schreibtisch. Aber wie gebannt blieb sie stehen. Ein elegantes Kartonblatt: Ballfest des Vereins Berliner Presse lag dort.

„O," platzte sie heraus, „Berliner Presse! Gehen Sie auch zu dem Ball?"

Willy drehte sich erstaunt um.

„Sie meinen, weil hier dies Ding liegt? Wissen Sie, was das ist? Das ist die höfliche Aufforderung, Autogramme zur Verfügung zu stellen, die am Ballabend natürlich verlost werden. Stück eine Mark. Und da stöhn' ich hier nun schon über eine halbe Stunde, etwas möglichst Dummes zu finden, wo ich meinen Namen drunter setzen kann."

„Ach so!"

Es war eine große Enttäuschung in ihr.

Digitized by Google

„Und zu dem Balle selbst —"

„Geh' ich nicht," vollendete er und schrieb wieder einmal seinen Namen. „So. Jetzt haben die Herren meinen Namen fünfmal. Das wird selbst den weitesten Ansprüchen genügen. Punktum. Streusand."

Er stand auf, vergnügt wie immer, wenn er etwas fertig hatte.

„Nein, der Ball —!" lachte er und schüttelte den Kopf. „Da müßt' ich verliebt oder sonst was sein. Haben Sie schon einmal einen Dichter gesehen — hm, einen Schriftsteller, der tanzt? Ich erst einen, und der taugte nichts. Interessieren Sie sich denn so dafür?"

Er war vor ihr stehen geblieben, die Hände auf dem Rücken, und sah sie an.

„Ja, wir wollen auch hingehen."

„Auf den Presseball?"

Da war wieder dieses beleidigende Staunen, einen Moment nur, aber sie erhaschte es gut.

Auch ihm mochte es zum Bewußtsein kommen. Deshalb sagte er sofort: „Es wird nicht viel da getanzt, hörte ich. Darum wundert es mich, daß Sie hinwollen. Wenn ich Ihnen übrigens irgendwie behilflich sein kann, etwa durch Besorgung der Karten — Sie haben vielleicht nur Scherereien damit."

„Danke schön. Das hat Papa wohl schon alles abgemacht."

Sie sagte sonst nie „Papa", immer Vater. Jetzt plötzlich war es ihr hier über die Lippen getreten.

Beide schienen verstimmt. Lotte konnte ihre Enttäuschung vor sich selbst nicht verbergen. Ohne mehr zu reden, setzte sie sich und legte alles zurecht. Auch Willy Wächter war nicht mehr so vergnügt wie eben noch. Nicht nur, daß er bemerkt hatte, wie peinlich sein Staunen für sie war. Das wäre weiter nicht so schlimm gewesen.

Digitized by Google

Auch über die Scene an der Treppe, wo sie auf seine Belobigung kurz und glatt gesagt hatte: für eine Stenographin sei ihr Spiel gut genug, war ja nie wieder ein Wort zwischen ihnen gefallen.

Aber es kränkte ihn, daß sie auf den Ball ging. Es kümmerte ihn doch wahrhaftig eigentlich blutwenig. Der Himmel mochte wissen, wie oft sie sonst Tanzkränzchen besuchte, ohne daß er davon eine Ahnung hatte. Und doch — es verstimmte ihn unleugbar.

Er versuchte es abzuschütteln und begann zu diktieren. Da er nur zu lesen brauchte, hatte er Ruhe dabei, an dies und das flüchtig zu denken.

Ihr Haar würde an diesem Abend natürlich frisiert sein. Es mußte wunderschön aussehen. Vielleicht trug sie eine weiße Rose darin oder eine Kamelie.

Das Kleid? Natürlich weiß. Wie ging denn sonst ein junges Mädchen? Oder nicht? Vielleicht trug sie Meergrün.

„Fertig," sagte Lotte, ohne sich umzudrehen.

Da hatte er die Zeile verloren, und es dauerte geraume Zeit, ehe er sie wieder fand und ihrem schnellen Stift neue Arbeit gab.

Meergrün — ja. Vielleicht mit Silbertüll rings garniert. Und daraus würde dann der weiße Hals tauchen und die weißen Schultern.

Er fand richtig auch die nächste Zeile nicht. Was machte ihn nur so zerstreut?

Sie mußte übrigens gut aussehen in dem Kostüm. Und wenn sie den Fächer aufnahm und am Arm eines Befrackten promenierte, während die Musik spielte, und ihr Kavalier Süßholz raspelte — —

„Es ist heiß hier," sagte Willy und erhob sich, „finden Sie nicht?"

„Heiß? Nicht wärmer als sonst."

Digitized by Google

„Die Mädchen verschwenden die Kohlen förmlich. Wenn es Ihnen recht ist, mach' ich einen Moment das Fenster auf. Sowie es zieht, sagen Sie es nur."

Er stieß einen Flügel auf und lehnte sich in die klare Winterluft des Vormittags hinaus. Aber immer noch, auch als er längst weiterdiktierte, verfolgten ihn die Gedanken an den Presseball, an Lotte Burmeister, an den Unbekannten, der sie im Tanze umschlingen würde.

Er stellte sich alles so deutlich vor, daß ihm ein kleines Versehen passierte.

Die Heldin des Romans stand im Gespräch mit einem Herrn in einer Ecke des Saals. Auch hier ein Ballsaal.

So weit hatte Willy Wächter diktiert.

Und wieder dachte er: ob in dem dunklen Haar da vor ihm eine weiße Rose stecken würde oder eine Kamelie. Und dabei diktierte er weiter:

„Während sie den Arm leicht empornahm und den schweren Pfeil sicherer in ihr dunkles Haar steckte, sagte sie . . ."

Lotte drehte sich lachend um. „Aber Herr Doktor, seit wann hat Ihre Heldin denn dunkles Haar? Bis jetzt war es doch blond."

„Na, das wär' schön geworden!" versetzte er. „Gut, daß Sie es merkten."

Innerlich aber sagte er sich ganz etwas anderes. Das war ja seltsam! Da schob sich dieses schwarze Haar der kleinen Stenographin schon vor das blonde der großen kühlen Mecklenburgerin. Ein böses Zeichen! Er erschrak davor und holte so tief Atem, daß es fast wie ein Seufzer klang.

10.

Es war Freitag, einen Tag vor dem Presseball. Eben hatte sich die Thür hinter Lotte geschlossen. Willy ging allein in sein Arbeitszimmer zurück.

Digitized by Google

Sie hatte für morgen Urlaub erbeten: es gab ja noch so viel zu besorgen, zu nähen, zu bestellen. Dazu brauchte man den ganzen Tag. Schon heute war sie in einem halben Fieber. Und das alles wegen dieses dummen Balles!

Der Sonnabendvormittag war für Willy greulich. Der Aerger wurmte immer mehr in ihm. In der Zeitung las er wiederholt alle Vorbereitungen, die man für das Fest getroffen hatte. Und als er die Zigarre anzündete und die blauen Ringel emporstiegen, schaukelte sich in jedem Lotte Burmeister, ganz in Meergrün und Silbertüll, mit weißen Armen und Schultern.

In Unrast kam der Abend. Je weiter die Stunden schlichen, um so verstimmter ward er. Er versuchte zu schreiben — unmöglich. Er versuchte zu lesen — er vermochte seine Gedanken nicht zu konzentrieren. Alles mißlang ihm.

Da ging er fort, lief durch die winterlichen Straßen und setzte sich schließlich in eine Weinstube. Aber ob er auch ein paar Gläser hintereinander herunterstürzte — es half nichts.

Plötzlich fiel ihm ein: noch immer war das Kapitel seines Romans nicht umgearbeitet, das Lotte für schlecht befunden hatte. Er scheine zu wenig auf Bällen und Gesellschaften gewesen zu sein, hatte sie gesagt. Das stimmte ja auch.

Wenn er nun ein Billet für den Presseball gelöst hätte, nur zu dem Zwecke, das Berliner Balltreiben zu studieren! Dann würde das bewußte Kapitel jedenfalls wahrheitsgetreuer werden.

Dabei hätte er auch Lotte sehen können! Nur von weitem. Denn sie war natürlich bei ihrer Sippe, auf deren Bekanntschaft er nicht neugierig war.

Er sprang auf, bezahlte und eilte nach seiner Woh-

Digitized by Google

nung. Droschken fuhren an ihm vorüber, in mehr als einer sah er helle Toiletten blitzen. Es waren Ballgäste. —

Drei Viertelstunden später trat er von neuem aus seinem Haus, winkte einer Droschke und fuhr ebenfalls zum Presseball.

— — — — — — — — — — — —

Kanzleirat Burmeister hatte die vorübergehende Weichheit schon längst verwünscht. Mit Zagen sah er dem Sonnabend entgegen, wo er als Ballvater debütieren sollte. Hätte er nicht das feste Versprechen gegeben, wäre Lotte nicht so lieb zu ihm gewesen, und hätte er nicht an seinen Orden gedacht — er hätte nie und nimmer die festlichen Räume betreten. Aber nun, wo es einmal sein mußte, hieß es Haltung bewahren.

Die ganze Familie war einen Tag vorher schon so nervös, daß niemand recht schlief. Und am Sonnabend erst stand alles auf dem Kopfe. Im Schlafzimmer übte die Friseurin ihre Kunst, im Wohnzimmer arbeitete die Schneiderin, in der guten Stube probierte der Kanzleirat zum drittenmal seinen Frack an, während Klara in der Küche die weißen Handschuhe mit Benzin wusch. Sie war die einzige, die zu Hause blieb. Was sollte sie auch im hellen Ballsaal? Allen zeigen, daß sie ein verblühtes Mädchen war?

Um neun Uhr ward dann die Droschke geholt. Mutter im Schwarzseidenen und Lotte in dem zarten Rosa mit den Schneeglöckchen schräg an der Schulter nahmen den Vordersitz ein, der Kanzleirat saß mit den zu kurzen weißen Handschuhen auf dem Rücksitz. Er hatte schon seit einer Viertelstunde nichts mehr gesagt und schwieg auch, als der Wagen über das Pflaster holperte.

Wie sie die Garderobe abgaben, in den Saal traten, einen Platz fanden, wußte er selber nicht. Er ging als Opferlamm überall mit.

Digitized by Google

Natürlich waren die besten Plätze belegt. Und ob Lotte die Lippe auch noch so sehr verzog, sie mußte mit den anderen im Nebensaal Platz nehmen.

Da saßen sie nun ganz verlassen. Der Kanzleirat wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah etwas scheu in das bunte Treiben; seine Frau zauberte ein ewiges Lächeln auf ihr Antlitz, das bald erstarrte, und Lotte hatte plötzlich ein Herzweh, als wäre sie nicht auf dem ersehnten Ballfest.

Die Musik spielte. Die Polonaise ging vorbei, Walzer über Walzer folgte, Polkas dazwischen, es wurde zehn Uhr, zehn und ein halb, auch der Nebensaal füllte sich, ringsherum ein Lachen und fröhliches Scherzen — nur an einem Tisch blieb es schweigsam. Um zehn Uhr hatte der alte Kanzleirat sich aufgerafft, hatte seiner Tochter den Arm geboten und sie in den Hauptsaal geführt. Seine Frau blieb als Hüterin des Tisches zurück. Sie waren ein paarmal gleich den anderen umherpromeniert — nirgends ein bekanntes Gesicht, dafür aber Offiziere über Offiziere — und bald saßen sie wieder schweigsam um den Tisch. Lotte dem Weinen näher als dem Lachen. Das also war ihr ersehnter Presseball! Kein Mensch, der sie zum Tanzen aufforderte, keiner, der ein Wort für sie hatte! Ebensogut hätte sie zu Hause sitzen können.

Plötzlich aber ward sie rot vor Freude. Wer da eben in den Nebensaal einbog, das war Willy Wächter! Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte seinen Namen gerufen, wäre aufgesprungen, ihm an den Hals geflogen. Er kam ihr wie ein Erlöser.

In diesem Moment erfüllte sie nichts anderes: da war er, nun war alles gut. Nun war sie nicht mehr einsam. Ja, sie hatte ihn lieb.

Er schritt langsam durch die Reihen. Jetzt sah er

Digitized by Google

sie. Er blickte sofort weg. Wie die Katze um den heißen Brei ging er um sie herum.

Und plötzlich ward ihr siedend heiß. Ihr Vater! Wenn Willy Wächter nun herantrat, sie als alte Bekannte begrüßte, sich vorstellte — mußte der Vater dann nicht alles wissen? Mußte er nicht glauben, daß hier hinter seinem Rücken der Presseball als Rendezvousplatz bestimmt war? Und wenn er hörte, daß sie täglich bei ihm war?

Nein, sie mußte ihn vorher allein sprechen.

Sie erhob sich. „Ich komme gleich wieder."

Sie brauchte nicht lange zu suchen. Im Hauptsaal fand sie ihn.

„Ah," sagte er und verbeugte sich, „was ich nicht geglaubt, geschieht also doch: man trifft sich auf dem Presseball!"

„Sie waren es ja, der so kategorisch erklärte: Ich komme nicht! Wir wollten immer gehen."

„Und darf ich mich Ihren Eltern vorstellen? Ich sehe, Sie sitzen allein."

„Ach bitte, nein, Sie müssen das nicht falsch verstehen, Herr Doktor. Aber mein Vater —"

Ihr Gesicht war ganz mit Glut übergossen.

„Er soll's nicht wissen, daß Sie mich kennen! Auch gut. Ich werde mir also erlauben, mich den Herrschaften vorzustellen und Sie um den nächsten Tanz zu bitten. Dann promenieren wir im Saal."

Merkwürdig! dachte er. Was steckt nun wieder dahinter? Ihr Vater weiß nichts vom Stenographieren, also thut sie es hinter seinem Rücken. Warum das?

Ueberhaupt fühlte er sich enttäuscht. Das Meergrün konnte ihr zwar nicht besser stehen als das zarte Rosa, die Kamelie nicht besser als die Schneeglöckchen, aber er hatte sich so an das Phantasiebild gewöhnt, daß er zuerst ganz perplex war. Fast bedauerte er es, hergekommen

Digitized by Google

zu sein. Billets gab es selbstverständlich nicht mehr. Er hatte einen Herrn vom Vorstand herausrufen müssen, der ihm auf seinen Namen hin erst Eintritt verschaffte. Und nun Rosa und Schneeglöckchen!

Als der nächste Tanz begann, stand er vor dem Kanzleirat, verbeugte sich, murmelte seinen Namen und bat um die Erlaubnis, das gnädige Fräulein auffordern zu dürfen. Dann eine neue Verbeugung, und lächelnd legte sie ihren Arm in den seinen.

Für Augenblicke hatte sich das starre Lächeln der Kanzleirätin belebt. Der Vater trank jetzt ein Glas Rheinwein vor Freude, daß ein Anfang gemacht war.

Nach entsprechender Zeit holte Willy seine Tänzerin wieder, sie folgte nur zu gern. Sie merkte es wohl, wie sich überall die Köpfe zusammensteckten, wenn sie vorbeigingen. Erst glaubte sie wirklich, es gelte ihr. Dann hörte sie aber seinen Namen flüstern und leise tuscheln, und fast scheu blickte sie ihn von der Seite an.

Auch ein paar ihrer Freundinnen sahen sie jetzt. Sie grüßten ganz außerordentlich freundlich und machten ganz merkwürdige Gesichter. Und als er sie dann zur Tombola führte und eine ganze Handvoll Lose herausnahm und in ihre Hände schüttelte, da kam es ihr vor wie ein Märchen.

„Alle für mich?“ fragte sie glückselig.

Er lachte. „Für wen sonst? Und nun wollen wir sehen, ob Sie Glück haben.“

Aber sie wollte erst an den Tisch zurück. Dort wurden die kleinen Hülsen geöffnet. Zwölf Nieten! Ihr bitterlich enttäuschtes Gesicht rührte ihn fast.

„Warten Sie — ich hole mehr!“

Und ehe sie es hindern konnte, war er aufgesprungen. Aber nach drei, vier Schritten schon fing ihn ein Bekannter ab, ein Offizier. Es dauerte nicht lange, so kam

Digitized by Google

ein alter, ordenübersäter Herr dazu, und gemeinsam schritten die drei davon.

Der Kanzleirat hatte die Stirnhaut immer höher gezogen. Alle Achtung — das schien ja ein vornehmer Herr zu sein, dieser Verehrer seiner Lotte.

„Wie heißt er?" flüsterte er.

„Ich glaube Werner," sagte die Mutter.

Es ward immer besser. Da brachte er wirklich noch eine Handvoll Lose an. „So, mein gnädiges Fräulein. Vielleicht ist da etwas darunter. Und nun noch einen Moment Pardon."

Er hatte Felix Vogler gesehen, der ihm lebhaft zuwinkte.

„Mensch, Sie hier? Wie ein Verbrecher sind Sie da und dort aufgetaucht, von diesem und jenem gesehen worden, nur ich selbst suche Sie vergebens. Mit wem sitzen Sie denn da?"

„Mit einem biederen Kanzleirat. Uebrigens — Anfang nächsten Monats ist mein Roman fertig!"

„Gratuliere. Aber wie kommen Sie denn dazu? Die junge Dame ist reizend. — Sie haben Geschmack."

„Und ich danke für den Rat."

„Welchen?"

„Na, in betreff des Stenographen."

„Sehen Sie, wer recht hatte! Ist er auch zuverlässig?"

„Ich denke. Uebrigens — da sitzt er!"

„Die junge Dame?"

Im Augenblicke ärgerte sich Willy schon, damit herausgefahren zu sein. Aber nun gab es kein Zurück mehr. Er nickte.

Felix Vogler pfiff leise durch die Zähne. „Das muß ich sagen — habe gar nicht gewußt, daß Sie solch ein Don Juan sind. Dafür ist der Roman früh genug fertig."

Digitized by Google

„Wenn Sie nicht älter wären als ich, und ich Ihnen nicht in manchem zu Dank verpflichtet, lieber Vogler, so würden Sie jetzt eine andere Antwort hören," sagte Willy ärgerlich.

„Himmel, der Mensch will schießen!" lachte Vogler. „Die Sache scheint also ernst zu sein."

„Wenn ich auf einem Balle mit der jungen Dame und ihren Eltern an einem Tische sitze, dann sind alle Anzüglichkeiten geschmacklos. Sie kennen doch meinen Standpunkt," versetzte Willy ärgerlich.

Der Aeltere schob seinen Arm in den des Freundes. „Kommen Sie mal in weniger belebte Gegenden, wo nicht hundert Augen auf Euer Hochwohlgeboren ruhen. So — und nun im Ernste, lieber Freund: entweder sind Sie auf dem besten Wege, sich in die junge Dame sterblich zu verlieben, oder Sie sind bereits unrettbar verloren. Manche Menschen wissen das selber nicht. Und da ist ein Freund recht gut, der ihnen den Star sticht. Mehr sag' ich nicht, denn in solche Geschichten mich 'reinzumischen, bin ich zu klug. Das machen Sie mit sich selber ab. Meine Sache ist jetzt nur, Sie aufmerksam zu machen, gleichsam das Warnungssignal zu geben — und später: mich mit Ihrer Frau möglichst gut zu stellen."

Willy lachte laut auf. „Mit meiner Frau? Sie phantasieren wohl, Vogler?"

„Dafür bin ich Romanschriftsteller," erwiderte er trocken. „Na, und nun genug. Wenn ich übrigens Ihrer ... Stenographin die Hand küssen darf —"

„Aber Bester! Außerdem hat sich, wie Sie sehen, drüben ja plötzlich ein ganzer Damenflor angefunden — brrr! Am liebsten ging ich selber fürs erste nicht hin. Aber Pflicht — Pflicht. Auf Wiedersehen!"

Damit schritt er langsam durch die Reihen. Das „Warnungssignal"! — So hatte Vogler gesagt. Er war

Digitized by Google

stets komisch. Lotte Burmeister seine Frau! Und der dekorierte Kanzleirat sein Schwiegervater! — Nein, diese Gefahr war eingebildet.

Doch während er noch befriedigt diesen Schluß zog, fielen ihm seine Worte an Lotte ein: Eh ich auf den Pressеball gehe, müßte ich verliebt oder sonst was sein.

Und nun war er hier. War er wirklich nicht ein bißchen verliebt? Er stand und grübelte. Nur eine Minute lang. „Verliebt oder sonst was — hm, da entscheide ich mich für das Sonstwas!"

Damit schritt er auf seinen Platz zu.

Dort herrschte seit kurzem eitel Leben. Plötzlich hatten alle guten Freundinnen mit Anhang ihre „geliebte" Lotte Burmeister begrüßen wollen und tauschten nun hundert Schulerinnerungen aus, jede mit der festen Absicht, nicht eher fortzugehen, als bis Willy Wächter, der umschwärmte Dichter, zurückgekommen sei.

Die Keckste that auch direkt eine Frage, wie lange sie Willy Wächter schon kenne. Aber die Antwort befriedigte niemand.

Als der Ersehnte dann endlich an den Tisch trat und die Vorstellung erledigt war, hing alles an seinen Lippen. Aber er wandte sich nur an Lotte und ihre Eltern, was den Kanzleirat so begeisterte, daß er eine neue Flasche bestellte.

Bald ging auch eine nach der anderen, es wurde nun vergnügter und behaglicher. Willy brachte den Kanzleirat zum Reden, nach dem ersten Glas Sekt taute die Mutter gleichfalls auf, und als sich unter den letzten Losen gar ein Gewinn befand, war der Jubel ungeheuer. Bald stand der Gewinn — eine reizende Bronzestatuette — vor Lotte. Sie betrachtete das Figürchen mit seligen Augen. Nun hatte sie eine Erinnerung für alle Zeiten an diesen Ball, der doch der schönste ihres Lebens war, obwohl sie

Digitized by Google

nicht ein einziges Mal getanzt hatte. Es war zugleich eine Erinnerung an ihn.

Erst gegen Ende des Balles verließen sie den Saal. Willy fragte, ob er sich morgen erkundigen dürfe, wie den Damen das Fest bekommen sei. Die Erlaubnis ward gern gewährt.

Dann hing er Lotte den Mantel um. Er war ungeschickt dabei und riß das Schneeglöckchenbouquet von der Schulter. Rasch hob er es auf und gab es zurück. Nur eine der welken Blüten behielt er. Lotte sah es. Einen Moment sahen sie sich an. Beider Augen glänzten.

Dann ein kurzer Abschied. Sie drückten sich die Hand — es war ein Druck, der mehr sprach als Worte.

11.

Der Februar ging zu Ende. Es war der Nachmittag des 27. Sacht schwand das helle Licht. Fast unmerklich begann es dämmerig zu werden.

Lotte saß in ihrem Schlafzimmer auf dem Bettrand. Sie hatte die Hände im Schoß ruhen. Sie sah krank und vergrämt aus. Die dunklen Ringe unter den einst so fröhlichen Augen wollten nicht weichen, und selbst die Hände, die so regungslos dalagen, schienen blasser und schmaler zu sein als früher.

Fast eine Stunde saß sie schon, ohne sich recht zu rühren, auf demselben Platze. Sie dachte an die letzten drei Monate. Sie dachte daran, wie sie zum erstenmal die Treppe in der Bendlerstraße 76 emporgestiegen, und sie dachte an morgen, wo sie es zum letztenmal thun würde. Und dann war alles vorbei.

Jeder Kleinigkeit erinnerte sie sich noch. Und am längsten verweilte sie beim Pressefball. Heute noch schämte sie sich, daß sie damals beim Abschiednehmen den Druck seiner Hand so kräftig erwiderte, heute noch fühlte sie

Digitized by Google

ihr Herz beben und klopfen wie damals, als es Sonntags gegen Mittag klingelte. Die übliche Anstandsvisite, die erste und letzte. Es war nicht mehr hell wie im Ballsaal — der graue Tag drückte auf die Stimmung, die übernächtigen Augen hatten das Blitzen verlernt, es war alles nüchtern. Man sah ihm an, daß er wie auf Kohlen saß. Auch der Vater war verlegen. Und sie selbst? Wenn sie sich umsah — wie ärmlich hier alles bei ihnen war, wie plump und häßlich! Nie war es ihr bisher zum Bewußtsein gekommen. Erst jetzt, wo Willy in der vertrauten Umgebung stand, kam es über sie, als ob sie plötzlich mit fremden, mit seinen Augen die Zimmer und ihre Einrichtung sah.

Es war ein allgemeines Aufatmen, als er sich empfahl. O, noch viel freier wollte sie atmen, wenn erst der morgige Montag vorbei war! Es schien ihr plötzlich, als könne sie nach dem, was geschehen war, nicht mehr zu ihm gehen. Ein dunkles Gefühl lehnte sich in ihr auf dagegen. Sie würde es ja nicht wagen, ihn anzusehen. Die frühere Harmlosigkeit war verloren, war unwiederbringlich dahin. Aber konnte sie denn fortbleiben? Was sollte sie ihm sagen? Wäre das nicht geradezu undankbar gewesen? Er hatte sie heute und gestern vor ihren Eltern „gnädiges Fräulein" genannt. Und morgen?

Sie war dann doch gegangen. Nur nichts merken lassen, dachte sie. Und dann trat er wie gewöhnlich herein, sagte: „Guten Morgen", begann zu diktieren. Kein Wort vom Ball, von seinem Besuch!

Sie war ihm unendlich dankbar dafür, und doch kränkte es sie auch. Sie war so verwirrt, daß sie zu Hause weinte. Und jeder Tag eine neue Qual, bis die Briefe kamen, und sie ein Ende machte. — —

Lotte zuckte jedesmal zusammen, wenn sie daran dachte.

Digitized by Google

Gottlob, daß morgen alles vorbei war! Aber bei diesem Gottlob liefen ihr die dicken Thränen herunter.

Da ging die Thür. Es war Klara. Lotte wandte ihr Gesicht nach dem Fenster. Es brauchte niemand zu sehen, daß sie weinte.

Die Schwester sagte nichts und machte sich am Waschtisch zu thun. Plötzlich jedoch ging sie zur Thür und drehte den Schlüssel herum.

„Lotte!"

Es klang scheu und weich. Wie eine Bitte lag es im Klange des Wortes.

„Was denn?"

Leise und fast furchtsam, wie es ihre Art war, kam Klara näher, setzte sich neben Lotte und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Du hast ihn lieb?" fragte sie.

„Ja," versetzte Lotte, in Thränen ausbrechend.

Es war also richtig. Deshalb der Jammer alle Tage.

Plötzlich richtete sich Lotte auf, starrte vor sich hin. „Ich halt's nicht mehr aus ... ich halt's nicht aus. Auf dem Presseball ... waren wir zusammen. Und schon damals ... hab' ich nicht mehr ... hingehen wollen. Aber ich ging doch. Und kein Wort haben wir gesprochen, das nicht jeder hätte hören können. Aber die neidischen Menschen — sie glauben nicht, daß ein berühmter Mann sich mit unsereinem abgiebt, ohne ... Ach pfui, wie gemein das ist! Da lies — das war drei Tage später, drei Tage nach dem Ball."

Sie riß zwei Briefe aus der Tasche und gab den einen der Schwester hin. Klara nahm langsam das Blatt Papier aus dem Umschlag. Es waren offenbar mit verstellter Hand geschriebene Schmähbriefe giftiger Weiberzungen, die das Verhältnis Willys und Lottes verdächtigten.

„Du solltest zu stolz sein, um über anonyme Verleumdungen zu weinen," sagte Klara.

Digitized by Google

„Ja, aber begreifst du denn nicht, daß ich das nicht länger aushalte?"

„Deshalb also hast du deine Stellung aufgekündigt?"

„Ja. Ich sagte, ich hätte im Haus so viel zu thun. Was man eben so sagt. Aber es thut so weh, Klara, so weh!"

— — — — — — — — — — — —

Daheim saß Willy an seinem Schreibtisch. Sein Roman lag, fast beendet vor ihm. Beinahe gleichgültig warf er ihn beiseite. Er hatte keine Lust zum Arbeiten. Dann setzte er sich an den Ofen, starrte in die Flammen und rauchte. Der Rauch zog in die rote Glut hinein.

Heute war der letzte Tag, heute mußte alles klar werden. Er selbst war seit Tagen mit sich im reinen. Auf dem Presseball schon war er verliebt in sie. Er stritt es sich selbst tagelang ab. Erst als sie ihm sagte, daß sie gehen, daß sie in vierzehn Tagen die Arbeit bei ihm einstellen müsse, da gab es kein Drehen und Deuteln mehr. Er hatte sie lieb! Er, der für die große, schlanke kühle Blondine geschwärmt, er hatte diese kleine temperamentvolle Brünette lieb. Und je näher der 28. Februar kam, um so mehr drängte alles in ihm zu einer Entscheidung.

Am 27. stand er früh auf und war kurz vor Neun fest entschlossen, ihr alles zu sagen, sie zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle. Aber nach neun Uhr hatte er den Mut verloren.

Heute mußte nun auf jeden Fall der Entschluß ausgeführt werden. Denn so allein würde er später nie mehr mit ihr reden können.

Reden — das war's ja! Zu reden hatte er nie verstanden. Schreiben — ja, das war etwas anderes. Da schaffte das gesammelte, nirgends abgelenkte Gefühl sich leicht seinen besten Ausdruck. Aber es wäre doch feige

Digitized by Google

gewesen, wenn er schriebe, wenn er nicht den Mut fand, sie Aug' in Auge zu fragen.

Mit einemmal kam ihm ein Gedanke. Und im Nu hatte er die Feder ergriffen. Er schrieb nicht lange. Dann lief er ruhelos im Zimmer auf und ab und erwartete Lotte.

Sie kam still und müde an. Ihre Elastizität war verschwunden. Den Kopf hielt sie etwas gesenkt.

„Also zum letztenmal," sagte er.

„Ja," gab sie zurück.

Sie setzte sich nieder, um nach seinem Diktat zu schreiben.

„Wir wollen heute nicht im Roman fortfahren," sagte er. „Ich habe den Entwurf zu einer kleinen Novelle im Kopfe, der erst aufs Papier muß."

Erwartungsvoll ergriff sie den Stift und nahm ein neues Blatt.

Er würgte ein paarmal. Dann, mit wahrer Todesverachtung, begann er:

„Also zuerst die Ueberschrift: Die Stenographin."

Durch ihren Körper ging ein Zucken. Blutübergossen, mit großen, weit geöffneten Augen, saß sie da.

„Schreiben Sie, bitte, unter die Ueberschrift in Klammer gesetzt, das Wort „Plan"," fuhr er fort. Und dann diktierend: „Eine junge Dame ... wird durch die Verhältnisse veranlaßt, zu den Unterhaltskosten der Familie beizutragen. Sie lernt stenographieren und wird Stenographin bei einem ... einem jungen Schriftsteller, der ihr seinen Roman diktiert. Er lernt dabei die junge Dame näher kennen, und obwohl ihm Groß und Blond stets als unerläßliche Attribute weiblicher Schönheit galten, verliebt er sich ... in die ... junge Dame, die klein, zierlich und dunkel ist, und möchte sie gern auf immer an sich fesseln. Aber —"

Digitized by Google

„Herr Doktor!"

Es war ein Aufschrei. Ein Schrei der Empörung und Verzweiflung. Der Stuhl war zur Seite geflogen, und halb verweint, aber mit Augen, die durch die Thränen blitzten, war Lotte aufgesprungen. Sie zitterte am ganzen Körper.

Willy stand ihr gegenüber. „Fräulein — Lotte!"

Da brach alle Bitternis heraus aus ihr: „Das also ist der Schluß! Schämen Sie sich nicht, mir zuletzt auch das noch anzuthun?! Von jedem hätte ich's geglaubt, von Ihnen nicht! Und nun blieb mir auch das nicht erspart! Schreiben Sie Ihre Novelle — aber schreiben Sie als Schluß dazu, daß die Stenographin, die er an sich „fesseln" wollte, ihm den Rücken gedreht hat, daß die Stenographin vielleicht ein dummes und unvorsichtiges, aber ein anständiges Mädchen ist, und daß sie eine Lehre erhalten hat, die sie nicht vergessen wird."

Er stand einen Augenblick starr, faßte sich aber schnell. „Halt!" sagte er. „Sie haben mich beleidigt. Wer und was giebt Ihnen das Recht, mir Absichten unterzuschieben, die unwürdig sind?"

Sie hielt sich krampfhaft aufrecht. Es war zu viel für sie. „Da!" sagte sie leiser. „Da lesen Sie's!"

Er nahm die beiden anonymen Briefe, die sie auf den Schreibtisch geworfen, und überflog sie. Dann glitt ein verächtliches Lächeln über sein Gesicht. „Setzen Sie sich!" sagte er und schob sie halb an den Stuhl.

Und willenlos wie ein Kind, dem der letzte Halt genommen ward, ließ sie es geschehen.

„Und nun unterbrechen Sie mich nicht so unvernünftig und lassen Sie mich fortfahren. Was die anonymen Briefe anbelangt — na, das mag Sie kränken, aber da richtet der Absender oder die Absenderin sich selbst. So. Und nun der Novellenplan. Sie haben ihn ja noch gar

Digitized by Google

nicht zu Ende gehört. Sehen Sie, da steht er — also ich kann ihn jetzt nicht geändert haben. Der Schriftsteller — das war der letzte Satz, den ich las — möchte die junge Dame gern auf immer an sich fesseln. Auf immer, heißt es schon im Manuskript, Fräulein Lotte. Aber so geschickt er auch mit der Feder ist, der Schriftsteller, so wenig kann er reden. Denn von Kindheit an hat er eine innere Scheu und Schüchternheit, gerade sein Bestes und Reinstes laut zu sagen. Deshalb nimmt er seine Zuflucht zu folgendem Mittel: er diktiert der Stenographin ihre und seine eigene Geschichte und fragt sie endlich — immer diktierend — ob sie sein Weib werden wolle."

Lotte hatte die Hände noch nicht vom Gesicht genommen. Aber ihr Weinen ward stiller und stiller.

„Der Schriftsteller weiß ja nicht," fügte Willy hinzu, „ob die junge Dame ihn auch lieb hat. Erst wenn diese Frage beantwortet ist, schreibt er den Schluß zu seiner Geschichte."

Er bekam lange keine Antwort. Dann nahm Lotte die Hände vom Gesicht und sagte: „Wenn ich Sie beleidigt habe, dann bitt' ich um Verzeihung. Und nun ... darf ich wohl gehen."

„Das ist alles, was Sie mir antworten?"

„Nein," sagte sie, „noch eines: ich bin kein Kind mehr, Herr Doktor. Vielleicht thut es Ihnen leid ... das vorhin. Und deshalb wollen Sie alles noch möglichst zum guten wenden durch den Schluß der Novelle. Aber wenn es Ihnen wirklich ernst wäre, glauben Sie denn nicht selbst, daß es andere Wege gäbe, um —"

Sie stockte, wurde rot. „Adieu," sagte sie dann kurz.

Er blieb einen Augenblick stehen. „Trotzkopf!" Wieviel Sekunden noch, dann fiel die Korridorthür für immer hinter ihr zu. Das durfte nicht sein!

Digitized by Google

Sie wollte gerade ihr Jackett anziehen, den Hut hatte sie schon aufgesetzt, da kam er heraus.

„Darf ich Ihnen behilflich sein?"

„Danke. Es geht schon."

Ohne ein Wort zu sagen, nahm er seinen Ueberzieher vom Nagel und zog ihn an.

„Sie gestatten, daß ich Sie begleite. Ich habe denselben Weg."

Sie zuckte die Achseln. Schweigend schritten sie nebeneinander her.

An der Lützowstraße sagte sie: „Wohin wollen Sie? Was ... haben Sie vor?"

„Sie werden es sehen. Jedenfalls mache ich jetzt keinen Novellenplan mehr."

Als ob er nicht neben ihr wäre, ging sie weiter. Willy, ebenso stumm, an ihrer Seite. Dort war die Dennewitzstraße. Vor ihrem Hause lärmten die Kinder, Lastwagen rollten ununterbrochen über den Fahrdamm, unfern rasselte ein Vorortzug nach Potsdam zu.

Sie stieg die Treppen empor — er neben ihr. Als sie die Hälfte der vierten Treppe erreicht, mußte sie sich einen Moment am Geländer halten. Ihr Kopf brauste, wie Glocken und Ströme klang es in ihr zusammen.

Als wäre es ganz selbstverständlich, klingelte er.

„Herr Kanzleirat zu Hause?"

„Ah, Herr Doktor —"

Die biedere Frau Burmeister in der Küchenschürze wurde ganz verlegen und nahm das wenig saubere Zeichen ihrer Hausfrauenwürde mit einem Griffe empor.

„Bitte schön — hier im Wohnzimmer!"

Um Lotte hatte sie sich kaum gekümmert. Als sie den Gast in die richtige Thür geschoben hatte und sich umsah, fand sie ihre Tochter nicht mehr. Da horchte sie heimlich, was der Herr Doktor wohl von ihrem Manne wolle.

Digitized by Google

„Entschuldigen Sie, Herr Kanzleirat, daß ich so wenig vorschriftsmäßig vor Ihnen stehe, aber machen Sie Ihre Fräulein Tochter dafür verantwortlich. Kurz und glatt: ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Lotte!"

Die Kanzleirätin schrie laut auf. Es war ihr gleichgültig, ob die drinnen es hörten. Und dann in die Küche stürzen, Klara umarmen, ihr die Neuigkeit melden und Lotte suchen, war eins.

Sie fand ihre Jüngste im Schlafzimmer, lang auf dem Bette liegend, vollständig erschöpft. Als sie ihr Kind wie toll umarmte, wurde ihr Gesicht naß.

„Du weinst? Da sag' noch wahrhaftig ein Mensch — da heult das Gör!"

Die gute Frau begriff es nicht. Erst langsam beruhigte sich das Kind. Und dann rief der Kanzleirat durch alle Stuben: „Lotte . . . Lotte!"

Und ehe sie selbst es sich versah, hatte er sie beim Arm genommen und ins Wohnzimmer geschoben. Seine Frau wollte hinterher. Aber er machte die Thür ihr vor der Nase und von außen zu.

„Nein, Alte. Das geht uns jetzt nichts mehr an. Und du hast schon vorhin gehorcht."

* * *

„Da bring' ich meine Stenographin," sagte nach einem halben Stündchen Willy jubelnd. „Sie will wahrhaftig den unkündbaren Kontrakt auf Lebenszeit mit mir eingehen. Ich hab's fast nicht mehr geglaubt."

Lotte sagte nichts, aber ihre Augen glänzten in einem Glück, an das sie selbst noch nicht ganz glauben konnte.

Plötzlich schlug Willy sich in einem jähen Einfall an die Stirn.

„Lotte, was hab' ich da angerichtet! Da hab' ich wahrhaftig in all dem Trubel ganz vergessen, dir dein

Digitized by Google

Februargehalt auszubezahlen! Vierzig Reichsmark, Lotte! Da, sie sind sauer verdient! Oder soll ich dir was kaufen dafür?"

Sie wurde rot von einem Ohrzipfel zum anderen. „Kaufe was. Aber es muß das Schönste auf der ganzen Welt sein."

„Für vierzig Mark das Schönste auf der Welt? Kind, was giebt's denn dafür Schönes?"

„Das Schönste," sagte sie, und indem sie ihren Mund ganz nahe an sein Ohr brachte, flüsterte sie: „Die beiden Ringe —"

„Aber das ist doch Sache des Bräutigams!"

„Bitte, bitte — dann kann ich doch sagen, daß ich die Ringe, die wir das ganze künftige Leben tragen werden, verdient habe."

„Und den Mann dazu!" jauchzte er und küßte sie.

Digitized by Google

Wandertage in der fränkischen Schweiz.

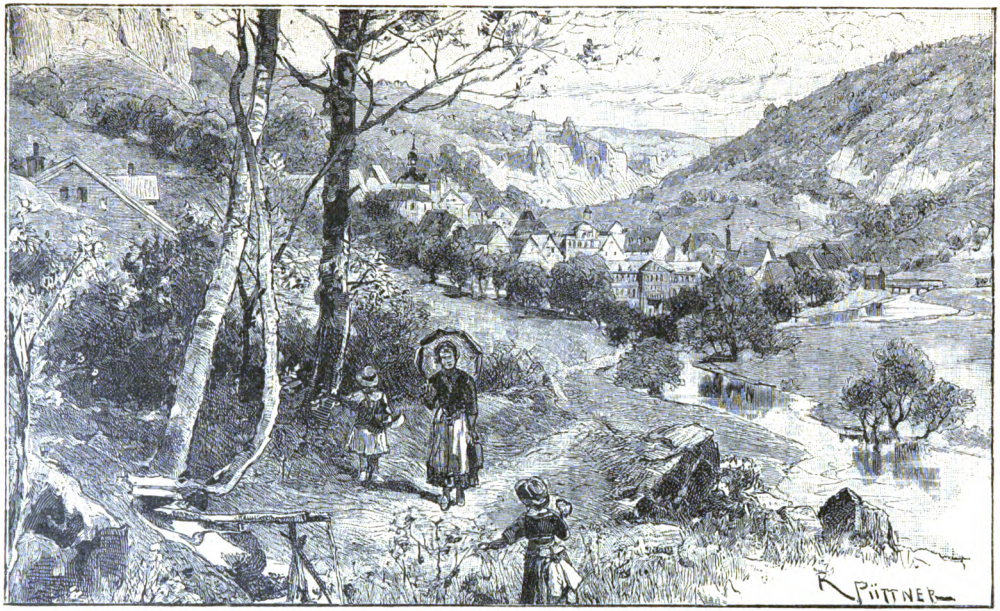
Reiseerinnerungen von Gustav Merkel.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Man bezeichnet die Fortsetzung des schwäbischen Jura vom Ries an bis nach Regensburg und von da weiter bis nach Koburg geographisch als die Landschaft des fränkischen Jura, während sich im Volksmunde für das über mehr als drei Breitengrade sich hinziehende Gebirge auch noch die alten Lokalnamen des Albuchs, Hertfelds, Hahnenkamms und dergleichen erhalten haben. Kaum minder alt ist die Benennung „fränkische Schweiz" für den nördlichsten Teil des fränkischen Jura im Gebiete der Wiesent und des Mains. Jedenfalls findet sich diese Bezeichnung für den im nördlichen Bayernlande gegen das Fichtelgebirge hin sich erstreckenden Ausläufer des Jurazuges schon im 15. oder 16. Jahrhundert, ist also keineswegs eine Erfindung neuzeitlicher spekulativer Gastwirte oder Kurortbesitzer, wie man wohl mitunter fälschlich angegeben findet.

Die romantische Wiesentgegend bedarf auch keiner Empfehlung durch einen hochtönenden Namen, gehört aber wegen ihrer Anmut und Mannigfaltigkeit unbedingt zu

Digitized by Google



Muggendorf.

Digitized by Google

den Gebieten Süddeutschlands, die nicht nur einen flüchtigen Besuch, sondern auch einen längeren Aufenthalt zur Sommerfrische reichlich lohnen. Wer freilich unter „Schweiz" eine großartige Gebirgsnatur mit Gletschern und in die Wolken ragenden Bergriesen versteht, wird sich hier arg enttäuscht finden, wohl aber bildet jenes kleine Gebiet von nur etwa 650 Quadratkilometern zwischen Erlangen, Bamberg und Bayreuth ein ungemein liebliches Ganzes mit anmutigen, abwechslungsreichen Thälern und aussichtsreichen Bergen, das reich an alten Schlössern, an Sagen wie geschichtlichen Erinnerungen und nicht minder reich an geologischen Merkwürdigkeiten ist.

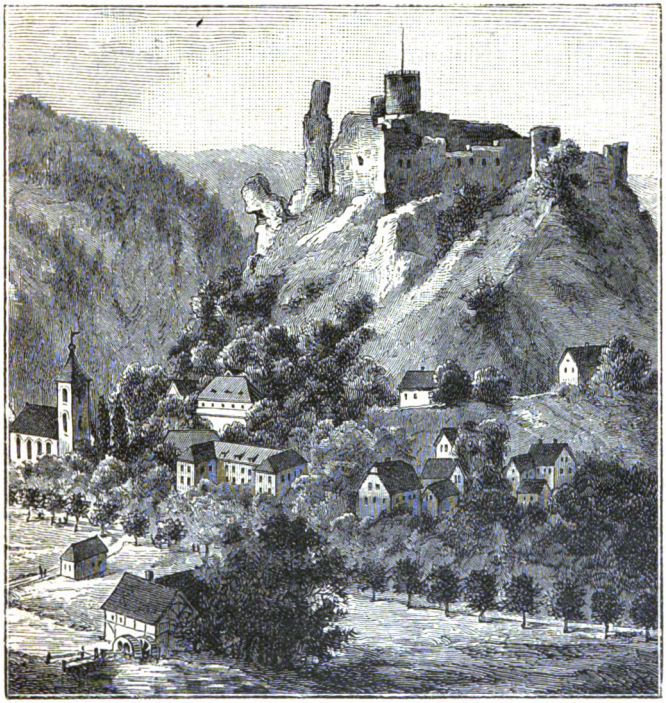
Zu den Hauptsehenswürdigkeiten der fränkischen Schweiz gehören ja die zahlreichen Höhlen (man kennt bis jetzt 46), die teils durch den Einsturz verwitternder Gesteinslagen, teils durch jahrtausendelange Auswaschungen entstanden sind. Sie erregen ein gesteigertes Interesse durch ihre wunderbaren Tropfsteinbildungen, die bald als gewaltige Säulen, bald als hangende Gebilde auftreten, und durch die in ihnen gefundenen versteinerten Reste vorgeschichtlicher Tiere.

Um wenigstens die Hauptschönheiten der fränkischen Schweiz, zu denen wir unsere Leser nachstehend im Fluge geleiten werden, zu besichtigen, bedarf man drei bis vier Tage Zeit. Der besuchteste Eintrittspunkt für dieses Gebiet ist die Eisenbahnstation Forchheim an der Linie Hof—Lichtenfels—Nürnberg, von wo eine Zweigbahn uns bis nach Ebermannstadt bringt.

Wir wenden uns von hier aus nach dem anmutig gelegenen Pfarrdorf Streitberg. Hier und in der am anderen Endpunkte der Hauptachse unseres Gebiets gelegenen Ortschaft Behringersmühle, sowie in Muggendorf, das gewissermaßen im Herzen des ganzen Gebirges seine Stelle hat, gipfelt der Verkehr der Reisenden und die

Digitized by Google

Ansiedelung der Sommerfrischler. Streitberg zieht sich terrassenförmig einen Berghang hinan, der die Ueberreste der gleichnamigen Burg trägt. Schon hier gewahrt man jene für die fränkische Schweiz bezeichnenden Gesteinsver-



Streitberg.

witterungen, die vereinzelt gleich mächtigen Pilzen aus dem Boden hervorzuschießen scheinen.

Einige Vorbemerkungen über die Gebirgsformation dieses Hochländchens dürften wohl am Platze sein. Es ist dies die Juraformation, die sich von der französischen

Digitized by Google

Schweiz bis zum Fuße des Fichtelgebirges hin ausdehnt und hier aus Mergeln, Sandsteinen und Kalken besteht. Letztere besitzen darunter die größte Mächtigkeit und liegen durchweg wagerecht geschichtet. Die jäh abfallenden Thäler sind tief eingeschnitten, und die beinahe senkrecht emporstrebenden Felsenwände zeigen sich bald bläulichgrau, bald braungelb gefärbt. Den Jurakalk überlagern nun graue Dolomitgesteine von überaus bizarren Gestaltungen teilweise, zum Teil haben sie ihn völlig verdrängt und ersetzt, und sie sind es, die den Thallandschaften der fränkischen Schweiz ein geradezu märchenhaft abenteuerliches Gepräge verleihen. Der Geognost findet hier überall eine reiche Ausbeute an Versteinerungen (Petrefakten). Die Hauptmasse der auf beiden Seiten der Wiesent bis Ebermannstadt sich erstreckenden Bergzüge bildet der sogenannte weiße Jura; er geht von Streitberg an aufwärts bis auf die Sohle des Thales hinab. Zahllose Quellen führen ausgezeichnetes Trinkwasser, das viel kohlensaures Wasser enthält, den größeren Bächen zu, die durch die Thäler fließen. Die Höhen aber haben unfruchtbares, wasserarmes Land von einförmiger Natur, das hin und wieder gute Fernsichten aufweist.

In der Nähe von Streitberg befinden sich mehrere sehenswerte Höhlen, vor allen die Schönsteinhöhle im Langenthal, die nach der später zu besprechenden Sophienhöhle die größte ist und ihren Namen von den herrlichen Tropfsteingebilden führt; dann die Brunnsteinhöhle. Von Streitberg gelangt der Reisende auf der Fahrstraße am rechten Ufer der Wiesent an der Mündung des Langen Thals vorüber, durch Wörth nach dem am nördlichen Thalhange sanft emporsteigenden Marktflecken Muggendorf, den rings bewaldete Höhen umziehen. Die mutmaßlich von den Slaven begründete Ortschaft liegt sehr freundlich zwischen Obstgärten und ist gegen rauhe Winde

Digitized by Google

geſchützt. Muggendorf gilt als Kurort und beſitzt auch ſchon ein Kurhaus; vor allem wird es von Touriſten als Standquartier benutzt, da die ganze Umgebung überreich

Die Riesenburg.

an ſehenswerten Punkten iſt, und der Wanderer ſich von hier aus ſo ziemlich die ganze kleine herrliche Welt der fränkiſchen Schweiz zu eigen machen kann.

Was die Bevölkerung dieſes Gebietes angeht, ſo iſt ſie nicht übermäßig zahlreich und befaßt ſich vorwiegend

Digitized by Google

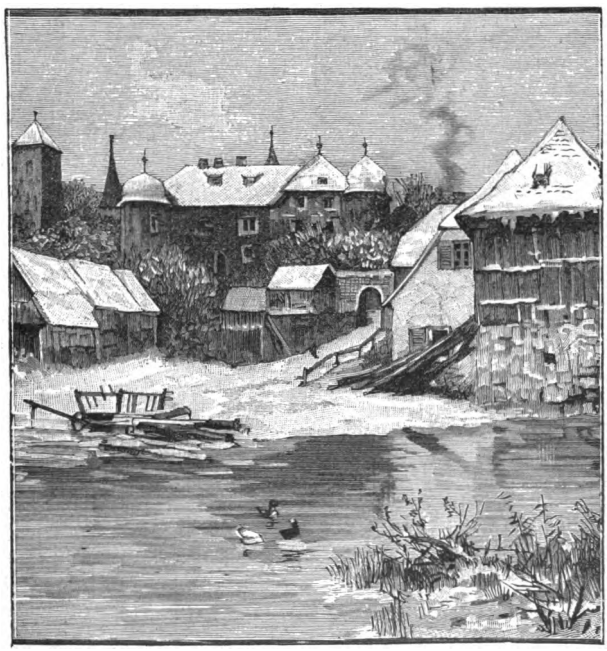
mit Ackerbau, der bei der gebirgigen Natur des Landes recht mühsam ist. Von einigen größeren Gütern abgesehen, ist der Grundbesitz stark zersplittert. Die einzelnen Felder eines Bauerngutes sind klein und liegen weit verzweigt auseinander. Fabriken und andere industrielle Unternehmungen giebt es wenige. Die fränkische Schweiz gehört daher nicht gerade zu den wohlhabenden Landstrichen, trotzdem ihre Bewohner es nicht an Fleiß fehlen lassen. Die Leute sind anspruchslos und gegen Fremde freundlich und gefällig. Von einer eigentlichen Volkstracht kann bei den Männern nicht die Rede sein; für die Mädchen und Frauen sind bezeichnend die bunten (Sonntags vielfach weißen) Kopftücher, die sie in geschmackvoller Weise zu binden verstehen.

Unter den Ausflugszielen in Muggendorfs Umgebung steht neben der Rosenmüllers- und Oswaldshöhle die Riesenburg obenan, die etwa eine Stunde nordwärts oberhalb des Ortes liegt und dem Grafen v. Schönborn gehört. Man hat diesen Namen einer Dolomitfelsengruppe beigelegt, die in der That von so kühner, gigantischer Bildung ist, daß es nicht verwunderlich erscheint, wenn die Sage diese gewaltigen Felsenthore, Pfeiler und Brückenbogen als das Werk eines Riesengeschlechts bezeichnet, das sich hier aus aufeinander getürmten Felsenblöcken seine Burg gegründet habe. Damit dem ungeheuren Bau das romantische Element nicht fehle, hat die dichtende Phantasie des Volkes ihn auch noch mit Liebeszauber ausgeschmückt. Merkwürdigerweise spielt die Sage von dem Riesen Ruodo und seiner schönen Tochter aber nicht etwa in vorgeschichtlicher Zeit, sondern in den Jahren der Hunnenkämpfe Kaiser Heinrichs I. Damals hauste jener Ruodo dort als Burgherr, der ein reizendes Töchterlein Hilda besaß, dessen Herz ein junger böhmischer Ritter Namens Jaromir gewann. Dieser half die Riesenburg

Digitized by Google

vor den stürmenden Hunnen schützen und rettete das Leben der Geliebten. Unter dem Siegesruf der Seinen gab der von einem Pfeilschuß getroffene Ruodo im Sterben noch dem jungen Paar seinen Segen.

Oestlich am Fuß der Riesenburg empfängt die Wiesent



Schloss Aufsess.

das Nebenflüßchen Aufseß, das aus einem lieblichen Thale hervorkommt. Der in letzterem flußaufwärts schreitende Wanderer erreicht nach einigen Stunden die Ortschaften Unter-Aufseß und Ober-Aufseß. Schloß Aufseß, das sich im winterlichen Schnee womöglich noch malerischer ausnimmt, als im Sommer oder Herbst, wenn die Tou-

Digitized by Google

risten gewöhnlich dorthin kommen, wird in Urkunden bereits Anfangs des 12. Jahrhunderts als der Stammsitz der Herren v. Aufseß bezeichnet. Einer der letzten Bewohner des wohlerhaltenen Schlosses, das unter anderem das Familienarchiv und eine kostbare Waffensammlung enthält, war der verdienstvolle Gründer des Germanischen Museums in Nürnberg, Hans Freiherr von und zu Aufseß (gestorben 6. Mai 1872).

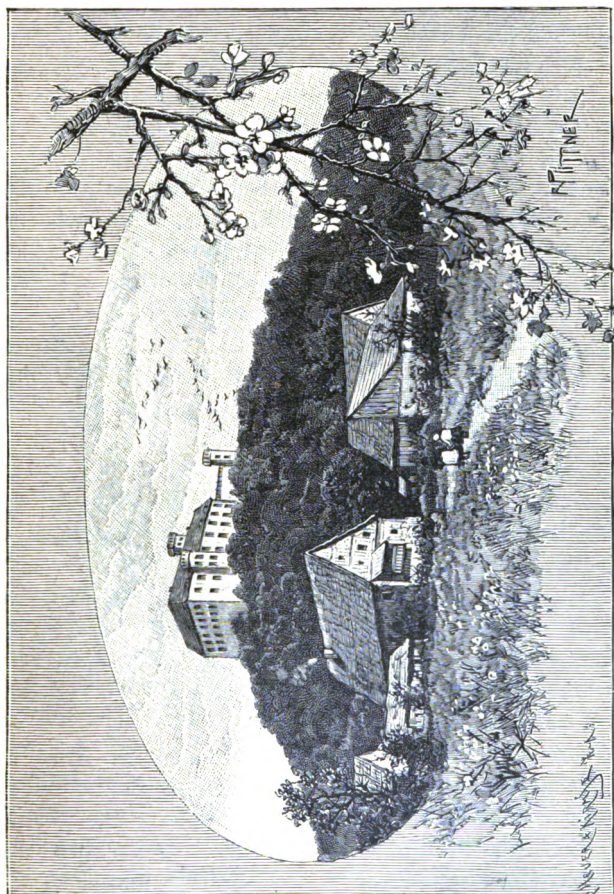
Im Westen von Aufseß wird über dem Thale des Leinleiterflusses ein anderer wohlerhaltener Adelssitz auf einer Anhöhe sichtbar: Schloß Greifenstein. Wir sehen es aber nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, in der es einst den Herren v. Greifenstein, v. Streitberg und v. Schlüsselberg als Residenz gedient. Gleich weiteren dreihundert Schlössern in Franken ging auch der Greifenstein in dem blutigen Bauernkriege in Flammen auf. Das wiederaufgebaute Schloß mit seinen schönen Anlagen befindet sich jetzt im Besitze des Geschlechts der Schenk v. Stauffenberg.

Kehren wir nun wieder in das Wiesentthal zurück, so bringt uns ein etwa zweistündiger Marsch flußaufwärts zu dem Dörfchen Behringersmühle, hinter dem sich drei Thäler fächerartig öffnen: das obere Thal der Wiesent, die hier von ihrem bisherigen Nordsüdlaufe scharf in die ostwestliche Richtung abbiegt, ferner das Ailsbach- und das Püttlachthal.

In dem Ailsbachthal gelangt man zu einer der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der fränkischen Schweiz, der Sophienhöhle, die nebst der oben erwähnten Rosenmüllershöhle die großartigste des ganzen Gebietes ist. Man gelangt dorthin durch das Rabensteiner Thal, vorüber an dem von hohem Fels trotzig herabschauenden Schloß Rabenstein. Die Rabensteiner kommen bereits im 12. Jahrhundert vor. 1349 fiel die Feste an

Digitized by Google

die Burggrafen von Nürnberg und um 1400 an die Herren v. Aufseß. Im Jahre 1635 ward sie zerstört,



Schloss Greifenstein.

und erst nach dem Westfälischen Frieden wurde das jetzt dem Grafen Schönborn gehörende Schloß teilweise wieder

Digitized by Google

aufgebaut. Einfache, aber schöne Anlagen umgeben die umfangreichen Baulichkeiten; gegliederte Felsenfinger und andere seltsame Gesteinsfiguren ragen überall empor. Im Schlosse werden verschiedene fossile Knochen aufbewahrt; der Kastellan ist zugleich Führer zur Sophienhöhle oder Rabensteiner Höhle, die den ersteren Namen von einer Gräfin Sophie v. Schönborn erhielt.

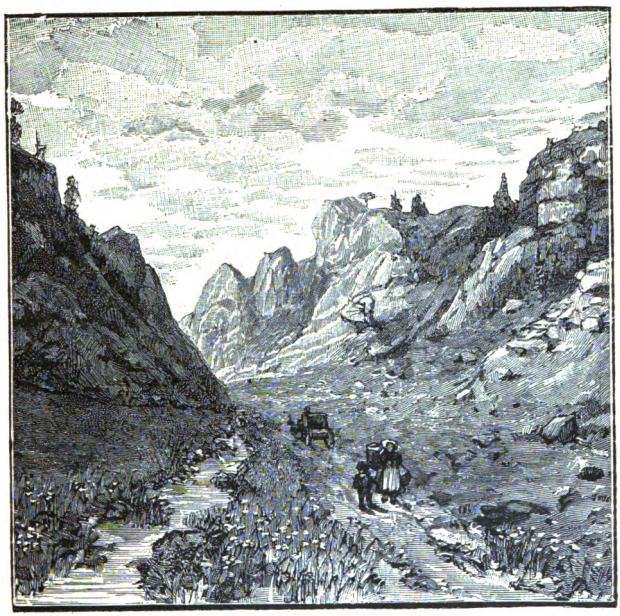
Sie bildet eine Fortsetzung der bereits seit 1778 bekannten Klausteiner Höhle, von der über ihr stehenden St. Nikolauskapelle so genannt, und wurde erst im Jahre 1833 durch einen glücklichen Zufall entdeckt. Damals wollte ein gräflich Schönbornscher Gärtner aus jener Vorhöhle einen neuen Ausgang brechen lassen. Dabei wurde er durch einen aus dem Gestein hervordringenden Luftstrom, der das zum Sondieren angesteckte Licht unruhig hin und her flackern ließ, auf eine unscheinbare Felsritze aufmerksam gemacht. Man erweiterte diese und gelangte dadurch in ein ungeahntes riesiges Magazin der Vorwelt. Außer zahlreichen Stalaktiten und Stalagmiten, die ungemein reich an den verschiedenartigsten Formen waren, zeigten sich den staunenden Blicken ungeheure Lager von teils mit Sinter verkrusteten, teils völlig freiliegenden Schädeln längst ausgestorbener Tiergattungen, wie Höhlenbär, Mammut u. s. w. Der ganze, von mächtigen Wölbungen überspannte Hohlraum ist gegen 409 Meter lang; die phantastischen Tropfsteinbildungen, denen man allerlei Namen, wie Kanzel, Napoleonsstatue u. s. w., beigelegt hat, werden dem Besucher mit verschiedenen künstlichen Beleuchtungseffekten gezeigt.

In dem nämlichen Thale liegt diesem großartigen unterirdischen Raume eine zweite Höhle gegenüber, die seit einem Feste, das darin Graf Schönborn 1830 dem durchreisenden König Ludwig I. von Bayern gab, ihren nüchternen Namen Kuhloch in König Ludwigshöhle um-

Digitized by Google

gewandelt hat. Sie steht aber an sonstiger Bedeutung hinter der Sophienhöhle zurück.

Dahingegen nimmt die zwei Stunden südlich von Muggendorf jenseits der Wiesent gelegene Zoolithenhöhle bei Schloß Gailenreuth ein hervorragendes paläontologisches

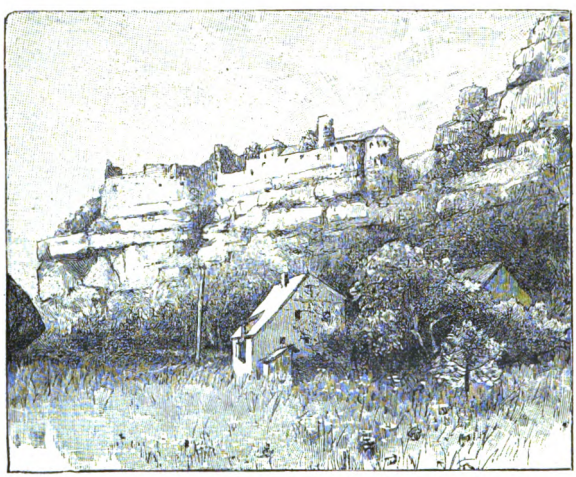


Das Rabensteiner Thal.

Interesse in Anspruch. Man tritt zunächst in einen weiten Raum, dessen Decke zum Teil hochgewölbt, stellenweise aber auch so niedrig ist, daß man nur gebückt gehen kann. In die schneckenförmig sich in die Tiefe ziehenden inneren Teile der Höhle führen dann drei Leitern, von denen die erste die längste ist. Pfarrer Johann Friedrich Esper von Uttenreuth, der Entdecker dieser Höhle, fand darin unge-

Digitized by Google

heure Mengen von fossilen Knochen der Urwelttiere, gleich bei seiner ersten Expedition beispielsweise 180 Schädel von Höhlenbären. Fast alle Naturalienkabinette Europas besitzen Tierüberreste aus diesen Räumen. Nicht minder anziehend sind die Tropfsteingebilde, darunter eine Stalaktitensäule von ganz ungewöhnlicher Stärke. Ferner fand



Schloss Rabenstein.

man hier Menschenknochen und Urnenscherben, was auf eine Begräbnisstätte hindeutet.

Wenn wir wieder an die Oberwelt emporgestiegen sind, so ist unser Auge um so empfänglicher für den landschaftlichen Reiz des nahegelegenen Schlosses Gailenreuth. 1312 gehörte es den Schlüsselbergern, gegenwärtig ist es im Besitze des Barons Horneck. Die Sage verlegt den Stammsitz des berüchtigten Raubritters Eppelein oder Epple v. Gailingen, des Schreckens der Nürnberger Kaufleute, hierher, doch war er in Wahrheit weder hier noch in

Digitized by Google

dem benachbarten Orte Trainmeusel, sondern in Gailingen bei Rothenburg. Einmal entzog ihn der kühne Sprung seines flinken Rosses, das mit ihm über den Burggraben setzte, den Nürnbergern, die den Räuber bereits zu haben wähnten,

„Und von der Stund'
Ist das Sprichwort kund:
In Nürnberg wird keiner gehangen,
Es sei denn, er wäre gefangen."

Als sie ihn dann im Jahre 1381 wirklich „hatten", wurde er, der Sicherheit halber, nicht gehenkt, sondern gleich barbarischerweise aufs Rad geflochten.

Sophienhöhle.

An dem Schlosse vorüber gelangt der Wanderer im Gößweinsteiner Thal nach den drei Quellen, welche die Dreiquellenmühle treiben. Ein Saug- und Druckwerk darin treibt das ausgezeichnete Trinkwasser nach dem freundlich gelegenen Marktflecken Gößweinstein empor, zu dem man durch hübsche Promenaden mit reizenden Ausblicken gelangt. Ringsumher einzelstehende Felsen, auf deren einem Schloß Gößweinstein thront, zu dem 144 Stufen in einem gedeckten Gang emporführen. Der

Digitized by Google

schmucke Bau, jetzt Rentamtssitz, ward erst im vorigen Jahrhundert errichtet, nachdem das alte Schloß, das einst Friedrich Barbarossa dem Bischof von Bamberg schenkte, über zwei Jahrhunderte in Trümmern gelegen hatte. Nach der Thalseite hin fällt der Felsen fast senkrecht ab. Das ehemalige Kapuziner-, jetzige Franziskanerkloster desselben besitzt eine große Wallfahrtskirche mit einem als wunderthätig verehrten Gnadenbilde.

Vom Balkon des Schlosses genießt der Besucher eine herrliche Aussicht auf den fränkischen Jura, das Fichtelgebirge, den Franken- und Thüringerwald. Von hier überblickt man am deutlichsten die strahlen- oder fächerförmige Gliederung des Gebirges, die durch das Zusammenfließen von Wiesent, Ailsbach und Püttlach fast in einem Punkte bedingt wird.

Die Wanderung durch das Püttlachthal bis zu dem anderthalb Stunden entfernten alten Städtchen Pottenstein ist überaus anziehend durch die auf so kurzer Strecke doppelt wunderbare Mannigfaltigkeit der Scenerie. Häufig treten die senkrecht bis zu schwindelnder Höhe emporsteigenden Felsen so dicht zusammen, daß in der Thalsohle nur Raum für den forellenreichen Püttlachbach und einen schmalen Weg übrig bleibt. Das Dorf Tüchersfeld, eine halbe Stunde von Behringersmühle entfernt, darf wohl zu den seltsamsten gezählt werden, die es überhaupt in Europa giebt. Seine Häuser sind auf und unter die Felsen gebaut oder werden von wahrhaft gnomenhaften Gestalten der obeliskenartig isoliert aufsteigenden Kalkgebilde überragt. Zumal zwei riesige Felskegel, an denen sich noch bis zu ansehnlicher Höhe aufwärts Häuser anklammern, erregen die Aufmerksamkeit eines jeden Besuchers.

Den Ort hat wahrscheinlich Pfalzgraf Bodo der Starke im 12. Jahrhundert erbaut. Auch hier waren ehemals

Digitized by Google

zwei feſte Burgen, die im Mittelalter eine von dicken Ledergurten getragene Hängebrücke verband. Die Schnallen, an denen die Riemen befeſtigt waren, konnte man noch

Schloss Gössweinstein.

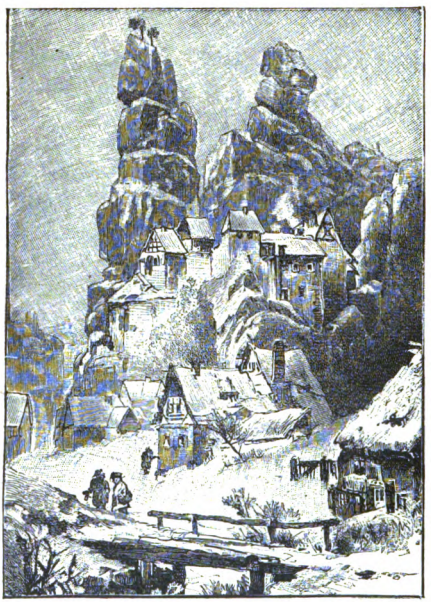
in ſpäterer Zeit am Gemäuer ſehen; von den Burgen ſind nur noch Trümmer übrig geblieben.

Auch im weiteren Verlaufe des Tüchersfelder Thales bietet ſich dem Touriſten noch eine Fülle von wechſelnden Naturſchönheiten dar; ſein Charakter iſt mehr der des

Digitized by Google

Epos, wenn man das anmutige Wieſentthal mit einem Idyll vergleichen will.

Für die meiſten Beſucher der fränkiſchen Schweiz bildet das vorhin erwähnte Pottenſtein mit ſeinem hochragenden Schloß die Oſtgrenze ihrer Streifzüge. Bodo der Starke erbaute das Schloß, das 1430 von den Huſſiten ſcharf berannt und im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerſtört wurde. Ein beliebter Ausflug geht von hier in das Weihersthal und zum Teufelsloch, wohin Feuerzeug und Holzfackeln mitgenommen werden müſſen. Man geht zunächſt auf der nach Pegnitz führenden Straße im Thale fort.



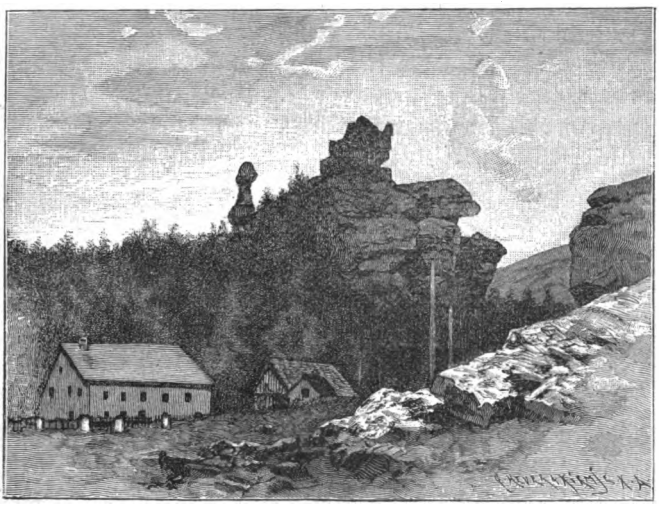
Dorf Tüchersfeld.

Nach einer halben Stunde beginnt der Weg zu ſteigen; man hält ſich rechts nach dem Bache zu, durch Laubgebüſch, und geht dort über Schrittſteine durch den Bach. Wo das Gebüſch zu Ende, geht man wieder auf der anderen Seite des Baches und wird nun durch prächtige Blicke auf rieſige Felſengebilde überraſcht. Auf der Wieſe hat man nur noch wenige Schritte zum Teufelsloch

Digitized by Google

zurückzulegen, das sich rechts im Felsen befindet. Des Nachmittags erzeugt die von der Sonne bestrahlte Wiese einen solchen Wiederschein im Inneren der Höhle, daß diese ganz transparent grün erscheint.

Lohnend ist auch ein Besuch des bei Pottenstein vom Süden her einmündenden Schutterthales. Es hat eine An-



Die Schuttermühle im Schutterthal.

zahl merkwürdiger Felszerklüftungen und in der Nähe der Schuttermühle zwei Tropfsteinhöhlen aufzuweisen, die sogenannten Teufelslöcher. Die größte zieht sich über 100 Meter im Berge entlang und erweitert sich zu einer fast 20 Meter hohen Wölbung. Leider sind manche Gebilde des Tropfsteins von übereifrigen Sammlern beschädigt und zerstört worden. Viel schöner sind die Tropfsteine in der Förstershöhle bei Waischenfeld im Wiesenthale, die unbedingt zu den großartigsten Naturspielen dieser Art zählt.

Digitized by Google

Eine Tour in den südlichen Teil der fränkischen Schweiz, auf den Wichsenstein, den höchsten Aussichtspunkt der Gegend, und über Schloß Egloffstein nach Wolfsberg, kann man zweckmäßig zu Wagen machen, wenn man von dort über Gräfenberg nach Erlangen den Hinausweg zu nehmen vorhat. Bequemer ist es jedoch, von Egloffstein über Pretsfeld zur Bahn zurückzukehren. Einen wehmütigen Scheidegruß sendet von hier wohl jeder zu den reizvollen Thälern der fränkischen Schweiz zurück, der in ihnen geweilt und sich an ihren landschaftlichen Reichtümern, die wir im vorstehenden noch bei weitem nicht erschöpft haben, erfreut hat.

Digitized by Google

Magerkeit.

Aerztliche Winke von Dr. med. Kreusner.

(Nachdruck verboten.)

Die Menschen lieben es, sich gegenseitig im Scherz oder Ernst auch Eigenschaften vorzuwerfen, für welche sie nicht moralisch verantwortlich zu machen sind, weil sie sie als unwillkommene Geschenke schon in die Wiege gelegt bekommen haben. Wer könnte es ableugnen, daß die Schuljugend mit ausgesuchter Grausamkeit einem mißgestalteten Mitschüler sein körperliches Gebrechen, unter welchem er ohnehin schwer leidet, nur zu häufig höhnend vorhält und dadurch in dem heranwachsenden Menschen bereits die Grundlage zu jener Verbitterung des Charakters legt, die häufig bei Krüppeln gefunden wird.

Die Erwachsenen treiben es im Grunde genommen nicht viel besser; zwar wird nur ein ganz roher Mensch im mündigen Alter einen Krüppel verhöhnen, aber viel auszustehen haben zum Beispiel die armen Dicken. Nur wenige stellen sich auf den Standpunkt des großen Menschenkenners Julius Cäsar, der da sagt: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein;“ die meisten nehmen von vornherein an, daß der Dicke unter allen Umständen ein unbändiger Fresser sein müsse, der obendrein die Gabe des Gambrinus gießbachweise in sich hineinstürze; zum mindesten wird er ein halbes

Digitized by Google

Dutzend Mal mit den Worten angeredet: „Nein — wie prächtig Sie aussehen! Das reine Leben!“ und während der also Belobte, der gerne zwanzig Kilo von seiner Körperfülle abgeben würde, innerlich wütend weitergeht, begegnet er an der nächsten Straßenecke vielleicht einem zweiten Bekannten, der es nicht unterdrücken kann, ihm freundlich grinsend die Worte an den Kopf zu schleudern: „Aber Freundchen, Ihnen scheint das Essen und Trinken ausgezeichnet zu schmecken, Sie werden ja alle Tage dicker!“

Nicht besser als den Dicken ergeht es den auffallend mageren Leuten, die man liebenswürdigerweise als Zaunlatte, Hopfenstange, Gerippe u. s. w. bezeichnet. Auffallende Magerkeit wird von den damit Behafteten daher ebenfalls als ein Uebel empfunden, dem man gar zu gern abhelfen möchte. Und leider giebt es edle Menschenfreunde genug, die daraus Nutzen ziehen, das beweisen die zahlreichen, fast durchweg höchst bedenklichen, reklamehaften Annoncen, mit welchen die verschiedensten Mittel zur Erzeugung körperlicher Fülle angepriesen werden und deren recht bedeutende Insertionsgebühren von den Geheimmittelhändlern gewiß nicht daran gewagt werden würden, wenn sich das Geschäft nicht lohnte und sich nicht immer Leute fänden, welche gern von ihrer Magerkeit kuriert sein möchten.

Das Heer der Hilfesuchenden besteht zumeist aus solchen, welche in der allzu dürren Beschaffenheit ihres Leibes einen Schönheitsfehler sehen. Der Mann erträgt diesen Mangel leichter als das junge Mädchen und die Frau, deren Aufgabe es nun doch einmal trotz aller Emanzipationsapostel ist, zu gefallen. Wenn daher der von der Natur in dieser Beziehung stiefmütterlich bedachte Teil unserer Frauenwelt begierig nach Mitteln greift, die ihnen eine angenehme Rundung ihrer Formen versprechen, so können wir ihnen deswegen durchaus nicht den Vorwurf strafwürdiger Eitelkeit machen. Der Herrenschneider weiß

Digitized by Google

ja auch ganz genau, daß er sich in Uebereinstimmung mit seinem Kunden befindet, wenn er der Schulterbreite durch dicke Einlagen nachhilft, und in manchem Uniformrock befinden sich dicke Lagen Watte, welche eine Heldenbrust vortäuschen sollen, die in Wahrheit gar nicht vorhanden ist.

Kein Wunder, daß die Mutter mit kummervollen Blicken auf ihr zur Einführung in die Gesellschaft reifes Töchterlein schaut, dessen überschlanke Arme sich durchaus nicht runden wollen. Die spitzigen, eckigen Schulterblätter, die schroff und unvermittelt hervorspringenden Schlüsselbeine, oberhalb deren die Haut zu tiefen Gruben einsinkt, welche im boshaften Männermund als „Salznäpfe" bezeichnet werden, sind der Kummer gar manches jungen Mädchens, die sich zum Balle schmückt. Da werden denn populärwissenschaftliche Bücher hervorgesucht; man erinnert sich der Speisen, welche als die nahrhaftesten gelten, und es beginnt eine Mast mit Roastbeef, rohem Beefsteak, Eiern, starkem Wein, echtem Bier und all dem anderen, das die Küche sonst an Nahrhaftem aufweist.

Der Erfolg aber bleibt meist aus oder ist doch nur ein sehr geringer, und dem Hausarzt wird nun die Frage vorgelegt, wo es denn hier eigentlich fehle, da die Tochter doch sonst so gesund sei und einen ganz vorzüglichen Appetit habe.

Es ist klar, daß, wo bei reichlicher Nahrungsaufnahme große Magerkeit vorhanden ist, gleichzeitig ein schwerer Ernährungsfehler obwalten muß. Ehe aber auf eine Besprechung desselben eingegangen werden kann, müssen einige Fälle ausgeschieden werden, welche gar nicht hierher gehören, aber irrtümlich vom Publikum dazu gerechnet werden. Es giebt nämlich eine Anzahl Menschen, die im medizinischen Sinne des Worts gar nicht mager sind und sich gleichwohl einbilden, es zu sein. Man braucht nur in seinem Bekanntenkreise ein wenig Umschau zu halten,

Digitized by Google

um zu erkennen, daß es Familien giebt, die zur Magerkeit neigen, wie andere zur Fettbildung. Wer einen massiven Knochenbau mit starken Röhrenknochen, breiten Schultern und Brustkorb besitzt und ziemlich in die Höhe geschossen ist, kann ganz wohl ein Gewicht von 90 Kilogramm und mehr besitzen, ohne im physiologischen Sinne des Worts als dick zu gelten; andererseits kann ein schmalschulteriger Mensch von dünnem Knochenbau und mittlerem oder kleinerem Wuchs bei einem Gewichte von 55 bis 60 Kilogramm — alles natürlich ohne Kleider gerechnet — völlig gesund sein. Alle Versuche, bei solchen die Körperfülle zu vergrößern, scheitern gewöhnlich oder haben üble Folgen für das Wohlbefinden. Der Betreffende hat eben eine natürliche Veranlagung zur Hagerkeit und ist dabei durchaus gesund.

Wenn man jedoch von diesen Fällen absieht, muß man allerdings die Körperbeschaffenheit dessen, der bei mittlerer Größe nur das sogenannte Schneidergewicht von 99 Pfund erreicht, als krankhaften Zustand bezeichnen; ein bekanntes Beispiel aus den höchsten Kreisen ist die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, welche trotz ihrer hochgewachsenen Gestalt im letzten Jahre ihres Lebens nur noch 42 Kilogramm wog.

Die Mittel zur Behebung solcher hohen Grade von Magerkeit sind ebenso zahlreich wie die Ursachen derselben und müssen sich auch genau nach jenen richten, um Erfolg zu haben; der Arzt muß, wie man zu sagen pflegt, individualisieren.

Am schwierigsten ist etwas auszurichten, wenn die Magerkeit des Erwachsenen die Folge von Entbehrungen in der Jugend ist. Kein geringerer als Moltke, der allerdings trotz seiner Magerkeit das patriarchalische Alter von mehr als 90 Jahren erreichte, hat sich bitter über die karge Ernährung in seinen Jugendjahren beklagt und kleine Un-

Digitized by Google

zukömmlichkeiten, welche er nur durch seine spätere, höchst vorsichtige Lebensführung überwand, auf Rechnung des frühzeitig erlittenen Mangels gesetzt. In der That ist kaum etwas Unvernünftigeres denkbar, als den wachsenden Körper auf schmale Diät zu setzen und ihm die Stoffe nur in ungenügender Menge zu verabreichen, aus denen er sich aufbaut.

Je früher ein durch Jugendentbehrungen geschwächtes Individuum zu einer zweckmäßigen Ernährung übergehen kann, desto größer sind die Aussichten, Versäumtes nachzuholen. Natürlich ist es für das weibliche Geschlecht, soweit es hier in Betracht kommt, eine unumgängliche Vorbedingung, daß es sich jenes nichtswürdigsten Folterinstrumentes entledigt, das die Mode je erfunden hat und das sich trotz allen Predigens der Aerzte und Hygieiniker immer noch behauptet — des Korsetts. Von jenen schlimmsten Folgen übermäßigen Schnürens wie Wanderniere und Schnürleber völlig zu schweigen, wiegt schon die eine Thatsache schwer genug, daß ein auch nur mäßig fest sitzendes Korsett eine Sättigung des eingeengten Magens, wie sie ein normaler Mensch zu den regelmäßigen Mahlzeiten erstreben soll, unmöglich macht. Die Damen mögen uns noch so oft einwenden, daß sie diese Panzer in keiner Weise behindern: der Umstand, daß die Mehrzahl einer substantiellen Mahlzeit nur zu gern aus dem Wege geht und es vorzieht, in kurzen Zwischenräumen mehr zu naschen als zu essen, spricht deutlich genug für die Schädlichkeit des Korsetts. Der Magen erhält nicht mehr die für ihn so notwendigen Ruhepausen in seiner Verdauungsarbeit zugewiesen, seine Nerven und Drüsen arbeiten sich an unrichtigem Nährmaterial ab, schließlich geht das normale Gefühl für Hunger und Sättigung verloren, und er zeigt uns durch seine Launen an, daß er hochgradig nervös geworden ist. Da ist es denn kein Wunder, wenn sich hochgradige Abmagerung einstellt.

Digitized by Google

Große Magerkeit ist ferner in sehr vielen Fällen die Folge skrofulöser und tuberkulöser Veranlagung. Skrofulöse Kinder sehen zwar oft gedunsen aus; aber diese Körperfülle ist nur ein trügerischer Schein und rührt von der Wasserhältigkeit der unter der Oberhaut liegenden Bindegewebsschichten her, während sich darunter schlechte Muskeln und namentlich ein Blut von ganz unzulänglicher Beschaffenheit verbirgt. Es ist eine medizinische Erkenntnis der neuesten Zeit, daß diese fehlerhafte Blutmischung auf Vorhandensein giftiger Stoffwechselprodukte beruht, welche mit jenen der Bakteriengifte und Leichengifte eine gewisse Aehnlichkeit haben und bei geeigneter Behandlung recht gut beseitigt werden können.

Fast alle Leser werden wohl schon von der Weir-Playfair-Mitchellschen Mastkur gehört haben, mit welcher in geeigneten Fällen oft bedeutende Erfolge erzielt werden. Sie eignet sich besonders für hochgradig herabgekommene und nervöse Patienten und besteht darin, daß dieselben bei andauernder Bettruhe alle anderthalb bis zwei Stunden eine reichliche Mahlzeit erhalten, welche Zucker, Fett, Eiweißstoffe und Mehl und natürlich auch Flüssigkeit in ausreichendem Maße enthält. Erklärlicherweise setzen die Patienten der Zumutung, sechs- bis achtmal im Tage zu essen, oft einen lebhaften Widerstand entgegen, und meist ist nur die suggestive Autorität des Arztes, zu dem der Kranke Vertrauen hat, im stande, letzteren zu einem Versuch zu vermögen. Auch sind die Fälle nicht selten, wo eine Hypnotisierung des Patienten mit der Suggestion, daß er Hunger habe, und daß ihm das Essen gut bekommen werde, von gutem Erfolge ist, und erst kürzlich wurde ein solcher von einer Autorität beglaubigter Fall mitgeteilt.

Eine solche Kur durchzumachen ist aber jedenfalls keine Kleinigkeit und auch nicht jedermann möglich.

Um zu der auf anatomischer Grundlage beruhenden

Digitized by Google

Magerkeit zurückzukehren, so beruht dieselbe in zahlreichen Fällen auf chronischem Magenkatarrh, gegen den zuerst die bekannten Trinkbrunnen von Karlsbad, Wiesbaden, Kissingen und vielen anderen berühmten Kurorten in Anwendung zu bringen sind.

Als appetiterregende Mittel stehen seit alter Zeit die Bitterstoffe in hohem Ansehen; das Volk hält nicht mit Unrecht daran fest, daß ein Täßchen Tausendguldenkrautthee die Eßlust erhöht, und der Medikamentenschatz der Apotheke weist eine ganze Reihe solcher Bitterstoffe auf.

Inwieweit mäßige Bewegung in frischer Luft, der mächtige, appetiterregende Einfluß des Seebades, des Aufenthalts im Gebirge, ja auch nur eine kleine Reise von günstigem Einfluß sind, ist zu bekannt, um hier erörtert zu werden. Auch das Einhalten eines richtigen Mittelmaßes im Trinken kann dem Leidenden nicht genug eingeschärft werden. Uebermäßiger Flüssigkeitsgenuß namentlich während der Mahlzeiten verdünnt den mit den Magensäften vermischten Speisebrei bis zur Unwirksamkeit der ersteren. Gar zu trockene Diät ist ebenso schädlich und bewirkt wegen mangelnder Harnabsonderung eine Anhäufung schädlicher Zerfallsprodukte des Stoffwechsels im Körper.

Verhängnisvoll vollends wird es für den Magen, wenn er zu den eingangs erwähnten Geheimmitteln greift, welche die Erzielung üppiger Fülle binnen kurzer Zeit versprechen. Der angestrebte Zweck wird bei ihrer Anwendung allerdings für einige Zeit oft erreicht; aber mit welchen Gefahren und Folgen! Diese Mittel enthalten nämlich durchweg Arsenik; letzteres ist bei vorsichtiger Dosierung in der Hand des Arztes zwar ein vorzügliches Mittel zur Kräftigung schwacher, nervöser und magerer Naturen und wird auch in weitem Umfange angewandt. In der Hand des Laien, der da denkt „je mehr, desto schneller der Erfolg“,

Digitized by Google

stiftet es aber früher oder später Unheil; es darf daher immer nur vorübergehend und in kleinsten Mengen unter fachkundiger Kontrolle angewandt werden. In manchen Ländern, so namentlich in den Gebirgsgegenden der Steiermark, ist der Genuß des Arseniks Volksgewohnheit, und die Holzknechte im Gebirge essen es nicht nur selbst, sondern mengen es auch den Pferden ins Futter. Dem momentan damit erzielten glänzenden Aussehen folgt aber unausweichlich der Verfall, entweder wenn mit der Gewohnheit gebrochen wird, oder wenn bei fortgesetztem Gebrauch die chronischen Vergiftungserscheinungen zu Tage treten.

Daher sind alle solchen Geheimmittel von Grund aus zu verdammen. Nur auf natürlichem Wege — durch geeignete Nahrung, Ruhe und Körperpflege kann der Magere dauernde Gesundheit und kräftige Körperfülle finden.

Digitized by Google

Aus dem Burenkriege.

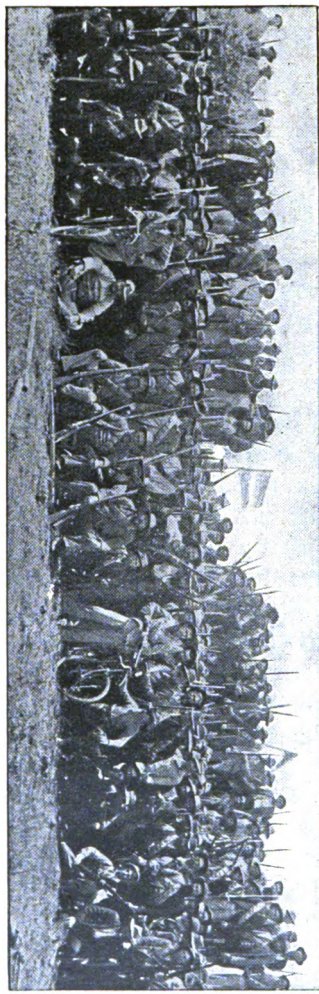
Kriegerische Bilder von Fred Carpenter.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Im vorigen Bande führten wir unsere Leser nach der Hauptstadt Transvaals, dem Ziele, dem die englischen Generale von Westen, Süden und Osten her zustreben; heute wollen wir einige Bilder aus dem Kriege bringen, denn nicht nur der Soldat, sondern auch der Photograph ist in Südafrika thätig, und sein Apparat hält alles Interessante auf der lichtempfindlichen Platte fest. So werden wir in den Stand gesetzt, uns trotz einer Entfernung von vielen tausend Kilometern eine Anschauung davon zu bilden, wie es da drunten eigentlich aussieht und zugeht. Doch liefert uns der Photograph natürlich nur Einzelheiten. Umfassende Bilder, ganze Gefechte und Schlachten aufzunehmen, ist bis jetzt der Photographie leider noch nicht gelungen. Bei dem Beschauer muß daher die Phantasie noch immer thätig sein und sich aus vielen Einzelbildern eine Gesamtanschauung schaffen.

Unser erstes Bild zeigt uns ein Kommando Transvaalburen. Man findet darunter Leute der verschiedensten Altersklassen, denn im Kriegsfalle ist jeder Bur zwischen sechzehn und sechzig Jahren zum Dienste verpflichtet. Es gehen aber nicht selten noch jüngere und noch ältere

Digitized by Google



Ein Burenkommando.

Leute mit, so daß man sagen kann: ein Burenkommando umfaßt drei Generationen.

Die Organisation ist höchst einfach. Transvaal hat einen Generalkommandanten; unter diesem stehen die Kommandanten der 17 Bezirke, in die das Land eingeteilt ist. In jedem Bezirk wiederum giebt es je nach dem Umfang desselben drei bis vier Feldkornetts, welche bei der Mobilmachung die Leute einzuberufen haben. Sie durcheilen auf ihren ausdauernden Pferden im Galopp den ihnen unterstehenden Teil des Bezirks und bringen den Einberufungsbefehl von Farm zu Farm. Da jeder Bur sein Gewehr und die dazu gehörige Munition stets bereit hat, so ist er schnell fertig. Er packt etwas Mundvorrat in seine Feldtasche, schnallt eine zusammengerollte Decke hinten aufs Pferd und reitet zu dem angesagten Sammelplatze. Uniform giebt es nicht. Da aber die Buren bei den einfachen Verhältnissen, in

Digitized by Google

Ein Burenkommando passiert die Furt des Klipflusses.

Digitized by Google

denen sie leben, alle dieselbe Tracht, bestehend aus Hose, Jacke und breitrandigem Filzhut, haben, die Farben der Stoffe wenig voneinander abweichen, so macht solch ein Kommando keineswegs etwa einen buntscheckigen Eindruck, sondern es kommt fast auf dasselbe heraus, als ob sie uniformiert wären.

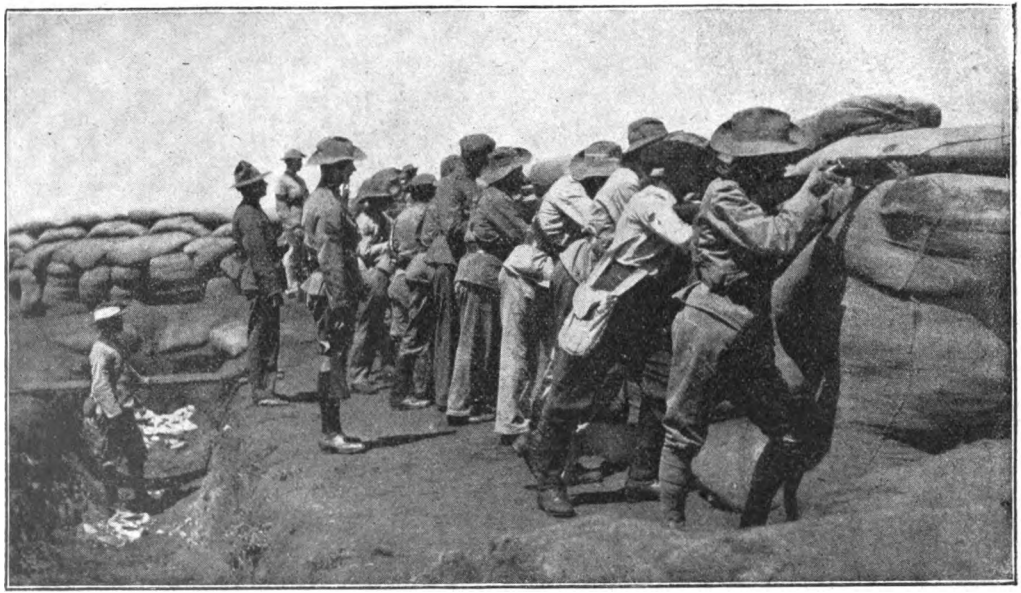
Alle Leute sind beritten, die Stärke der Buren liegt eben gerade in der dadurch bedingten leichten Beweglichkeit. Gefochten wird aber stets zu Fuß. Die Pferde sind inzwischen hinter den Kopjes (einzelnen Bergkuppen) oder hinter den Schützengräben, in Bodenfalten, Flußrinnen u. s. w. in guter Deckung aufgestellt. Wie unser Bild zeigt, fehlt es auch nicht an Radfahrern (vergl. Band 9).

Ein Vorzug, aber zugleich für größere Operationen ein schwerer Nachteil der Burentruppen ist der große Mangel an Disziplin. Alle ihre Führer sind gewählt und haben wenig zu sagen. Man gehorcht ihnen nur freiwillig, im Grunde thut jeder, was ihm beliebt.

Gewöhnlich reiten die Buren zu je drei in einer Reihe, diese Ordnung löst sich aber bei jeder Veränderung des Geländes auf. Man sehe nur das Bild, das ein Burenkommando beim Passieren der Furt des Klipflusses bei Ladysmith zeigt. Noch seltsamer geht es im Gefecht zu. Da ist jeder Bur sein eigener General. Vorzüglich ist ja in der That die Ausbildung des Buren als Einzelschütze; er weiß genau die Entfernung zu schätzen und nützt das Gelände in vollendeter Weise aus, aber eine einheitliche Leitung giebt es nicht, und daher erklärt es sich, daß der Bur für den Angriff nicht viel taugt.

Es giebt außer dem Generalkommandanten noch eine Anzahl gewählter Generale, die aber nicht etwa bestimmte Kommandos haben, sondern man schickt sie dahin, wo sie eben nötig sind. Ihre ganze Thätigkeit während des Ge-

Digitized by Google



Englische Schanze aus Sandsäcken bei Kimberley.

Digitized by Google

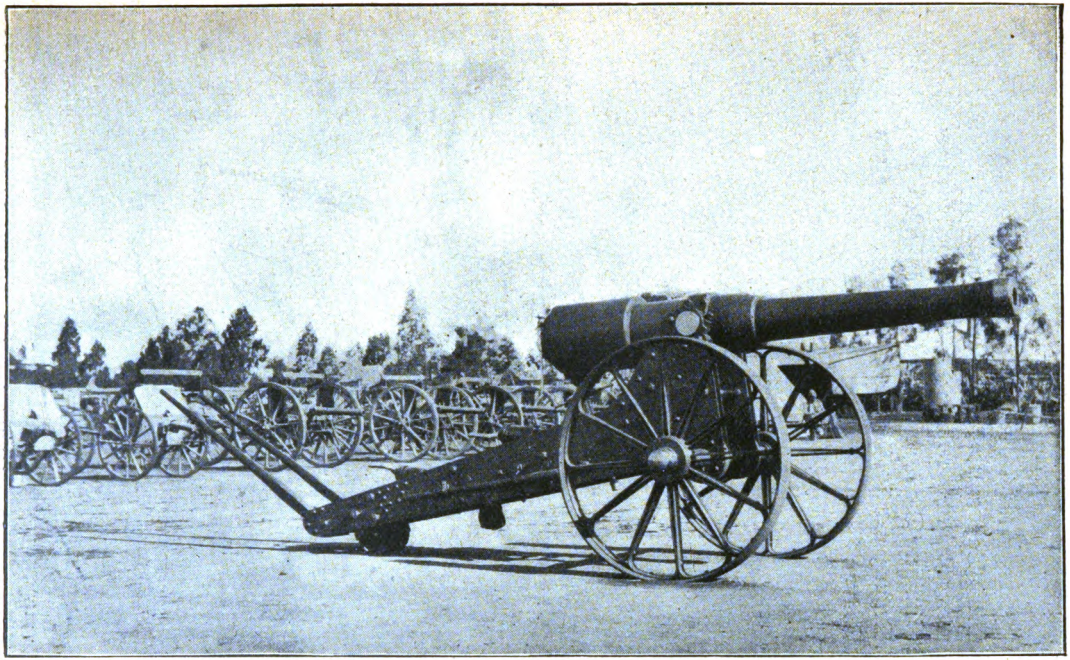
fechtes besteht darin, aufzupassen, wo etwa Verstärkungen gebraucht werden, und diese an den bedrohten Ort zu senden. Die Kommandanten und Feldkornetts befinden sich in der Feuerlinie und schießen mit, wie jeder andere Mann.

Sehr interessant und für uns geradezu komisch ist das Verhalten der Buren im Gefecht. Dauert das stundenlang, so wechselt die Zahl der Kämpfer fortwährend. Ist der Bur müde oder beginnt es ihm an Munition zu mangeln, so kriecht er aus seinem Schützengraben oder seiner Deckung zurück, um sich auszuruhen oder Munition zu holen, hält dabei an gesichertem Orte wohl auch Rast, kocht sich Kaffee, frühstückt, raucht ein Pfeifchen, und wenn es ihm gut dünkt, begiebt er sich wieder nach vorn und kämpft weiter. Aufgabe der Feldkornetts ist es, darauf zu achten, daß genug Kämpfer in der Front bleiben. Werden es zu wenig, so ist es seine Sache, sich die Leute heranzuholen. Sie kommen aber nur, wenn sie es selbst für nötig halten. Eine Disziplin in unserem Sinne existiert eben nicht.

Geradezu erstaunliche Geschicklichkeit besitzt der Bur sich zu decken oder, wo keine natürliche Deckung vorhanden ist, sich eine zu schaffen. Auf den Kopjes giebt es Steine in Menge, aus denen in ganz kurzer Zeit brauchbare Brustwehren hergestellt werden, hinter denen die Schützen liegen. Im freien „Veldt", wo die Steppe eben ist wie ein Tisch, werden Schützengräben aufgeworfen; bei Belagerungen, wie die von Kimberley, Ladysmith und Mafeking, sehr solide Schanzen schnell aus Sandsäcken hergestellt.

Diese Kunst beginnen die Engländer jetzt mehr und mehr den Buren abzulernen, und an den drei genannten Orten haben sie es hauptsächlich ihren aus Eingeborenen bestehenden Freiwilligenregimentern zu verdanken, die die

Digitized by Google



Der „Lange Cecil“

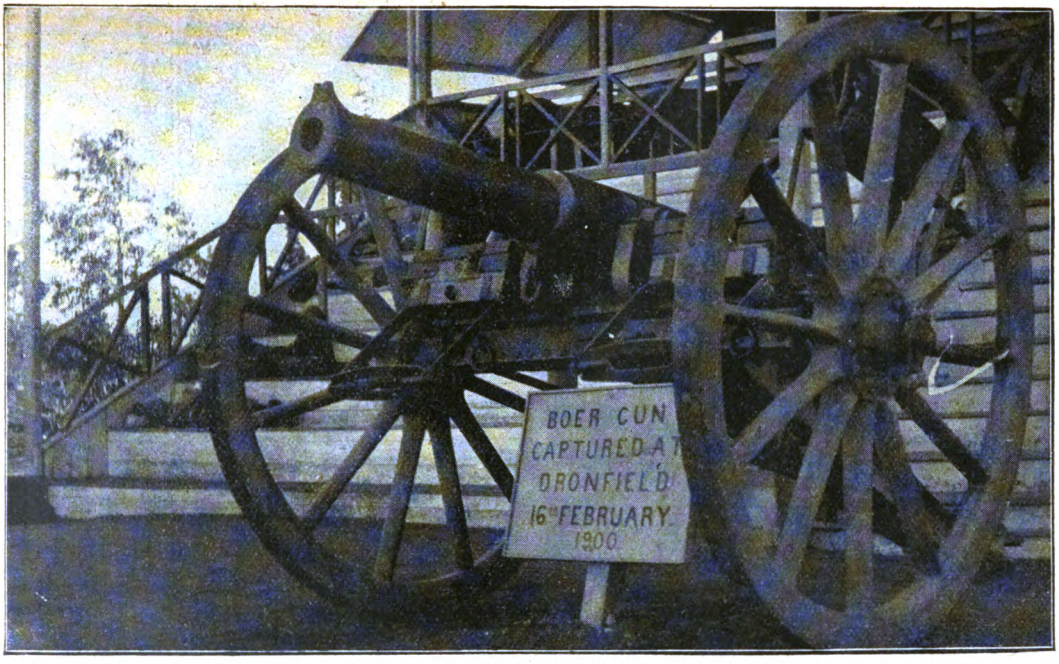
Digitized by Google

Burentaktik kennen und ebenfalls ausüben, daß die Belagerung fruchtlos war. Kimberley ist kein befestigter Ort. Daß er trotzdem vier Monate lang auszuhalten vermochte, ist die Folge der bereits gekennzeichneten Verhältnisse. Der Bur ficht nur im äußersten Notfalle ohne Deckung und ist selten dahin zu bringen, gegen einen in Deckung liegenden Gegner vorzugehen, denn sein oberster Grundsatz ist, unter möglichst geringen eigenen Verlusten dem Gegner möglichst schwere zuzufügen. Die Engländer in Kimberley aber waren von Beginn der Belagerung an darauf bedacht, durch Anlage von Befestigungen, die stetig verstärkt wurden, dem Feind die Einnahme der Stadt ohne einen verlustreichen Sturm unmöglich zu machen. Da die Gegend ganz flach ist, so wurden die beim Betrieb der Diamantenminen aufgeworfenen Schutthalden zu Festungen umgewandelt, im weiten Umkreise der Stadt Schützengräben gezogen und zwischen diesen an den bedrohtesten Punkten Schanzen aus Sandsäcken aufgebaut, die ihren Zweck vortrefflich erfüllten.

Die aus den diensttauglichen Bewohnern der Stadt gebildete Freiwilligentruppe, die ähnlich gekleidet und ausgerüstet wie die Buren, auch deren Fechtweise annahm, hat der regulären Truppe des Verteidigers, des Obersten Kekewich, die wertvollste Hilfe geleistet. Unser Bild zeigt uns eine Abteilung dieser Kimberley-Miliz in einer Redoute.

Die Ueberlegenheit des Belagerers, des jetzt auf St. Helena gefangenen Generals Cronje, bestand besonders in seinem schweren Geschütz, dem die Belagerten nur Feldgeschütze entgegenzusetzen hatten. Aber auch hier wußte die Energie der Engländer Hilfe zu schaffen. Es gelang ihnen, während der Belagerung in den Hüttenwerken der De Beers-Gruben ein großes Geschütz anzufertigen, das zu Ehren des Gründers der Chartered Compagny, Cecil

Digitized by Google



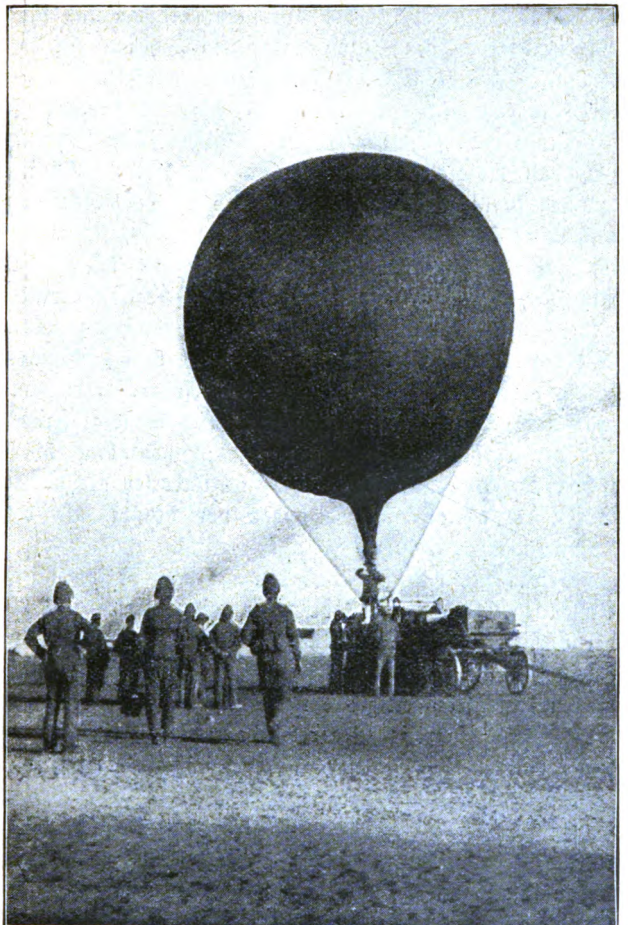
Altes Armstronggeschütz, von der Stadtmiliz von Kimberley den Buren abgenommen.

Digitized by Google

Rhodes, des „ungekrönten Königs von Rhodesia", der bekanntlich in Kimberley mit eingeschlossen war, der „Lange Cecil" genannt wurde. Es hatte eine bedeutende Schußweite, und obwohl es den Buren nicht viel Schaden zufügte, verhinderte es diese doch, zu nahe an die englischen Verschanzungen heranzurücken. Dies Geschütz ist jedenfalls eine Merkwürdigkeit, die verdient, daß sie der Photograph uns im Bilde verewigte.

Die von Deutschen, Holländern und Franzosen eingeübte und zum Teil geführte Burenartillerie hat sich bisher der englischen nicht nur gewachsen, sondern wiederholt sogar überlegen gezeigt. Obwohl die Engländer bei Ladysmith und am Tugela schwere Schiffskanonen zu Hilfe nahmen, gelang es ihnen doch nicht, die Artillerie der Buren niederzukämpfen, die zwar an Zahl der Stücke sich nicht mit der der Engländer zu messen vermag, aber aus ganz vorzüglichem Material besteht. Freilich fehlt auch hier die Einheitlichkeit; die Zusammensetzung der Batterien ist eine höchst buntscheckige, da ja alles heimlich über Lourenço Marquez eingeführt und, um nicht Aufsehen zu erregen, bei den verschiedensten Fabriken bestellt werden mußte. Besonders wirksam haben sich die schweren französischen 15 Centimeter- und 23 Centimeter-Geschütze von Creusot erwiesen, außerdem giebt es bei den Buren leichte Feldkanonen von Krupp, schwere von Creusot, Feldkanonen von Maxim-Nordenfelt, eine Batterie Gebirgskanonen von Krupp, zwei Batterien 12 Centimeter-Feldhaubitzen, je eine von Krupp und eine von Creusot, leichte Schnellfeuergeschütze von Maxim-Nordenfelt und etwa vierzig bis fünfzig Maschinengewehre von Maxim, die zum Teil noch Kaliber 11,4 Millimeter des alten Henri-Martini-Gewehres, zum Teil die Munition des 7 Millimeter-Mausergewehres verfeuern. Daß aber auch ganz veraltete Geschütze noch haben Dienst thun müssen, beweist

Digitized by Google



Fesselballon der Engländer bei Paardeberg im Begriff aufzusteigen.

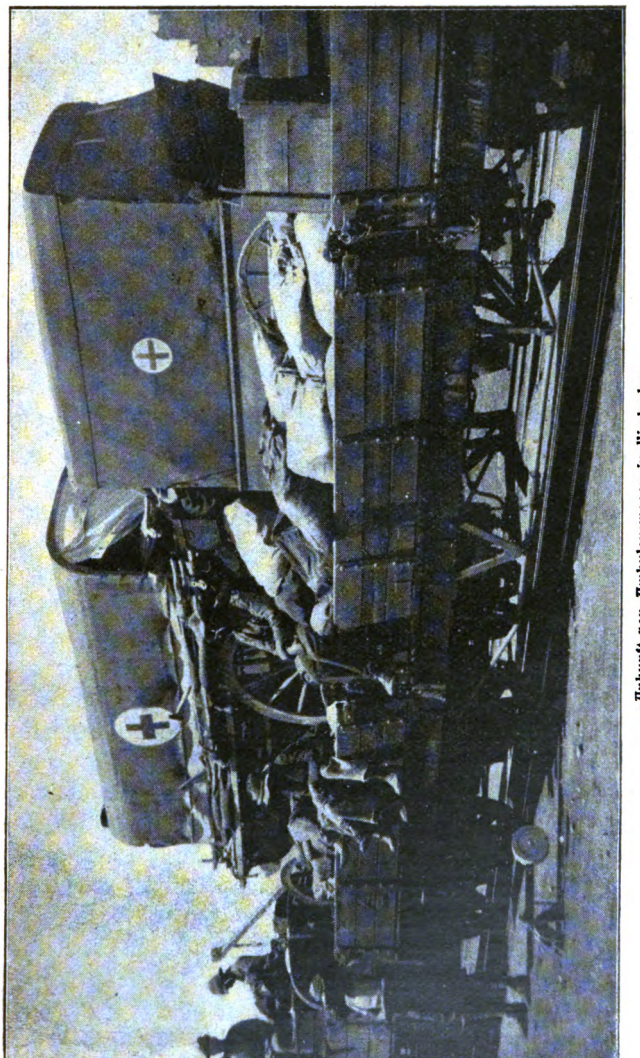
eine merkwürdige Trophäe, welche die Stadtmiliz von Kimberley nach dem Entsatz durch General French machte, der bekanntlich am 16. Februar stattfand. Die Stadtmiliz

Digitized by Google

rückte der Entsatzkolonne bis Dronfield entgegen und fand dort in der von den Buren verlassenen Position ein Belagerungsgeschütz, das hartnäckig zu verteidigen oder bei ihrem eiligen Rückzuge mitzuschleppen die Buren nicht für der Mühe wert gehalten hatten. In der That zeigte es sich, daß die Kanone nur noch als Rarität in Betracht kommen konnte. Es war nämlich ein altes Vorderladergeschütz von Armstrong, das die Regierung des Kaplandes im Jahre 1873 den Oranjeburen geschenkt hatte, damit sie sich wirksam gegen die Angriffe der Basutos zu wehren vermöchten. Damals wird es ja gegen nackte Wilde seine Schuldigkeit gethan haben, und die Buren hatten es auch diesmal mit ins Feld geführt, aber jedenfalls nicht viel damit ausgerichtet. Als General French mit der Entsatzkolonne so überraschend herankam, überließen sie es den Belagerten von Kimberley als billige Beute, die es als Siegestrophäe vor dem Hause des Kommandanten aufstellten.

Beträchtlichen Nutzen hat den Engländern sowohl in Kimberley und bei dem Entsatze von Ladysmith, als bei der Gefangennahme des Generals Cronje der Fesselballon geleistet, denn diesem modernen Kriegsmittel hatten die Buren kein gleichwertiges entgegenzusetzen. Während des dreimaligen Angriffs General Bullers auf die Burenstellungen am Tugela war es der bei Spearmans Lager aufsteigende Fesselballon, der allein den Engländern über die Stellungen und Bewegungen des Feindes einige Aufklärung verschaffte; auch die Belagerten in Kimberley ließen fast täglich einen Fesselballon aufsteigen, von dessen Gondel aus ein Offizier mit dem Feldstecher die Stellungen der Buren genau erkundete und seine Beobachtungen durch das Telephon an den Kommandanten meldete, der unten neben dem Ballonwagen stand. Dieser Ballon sollte auch im äußersten Notfalle Cecil Rhodes zur Rettung dienen,

Digitized by Google



Ankunft von Ambulanzwagen in Kimberley.

Digitized by Google

den die Buren von allen Engländern am meisten hassen, weil sie in ihm den Anstifter des unseligen Krieges sehen. Im Falle der Erstürmung Kimberleys wollte Cecil Rhodes sich der Gefangennahme entziehen, indem er den Ballon bestieg, ihn vom haltenden Seile losmachen und sich wie Robert und Bertram in der gleichnamigen Posse von ihm in die Weite tragen ließ. Dies interessante Abenteuer wurde dem viel gepriesenen und viel geschmähten Manne erspart. Schade drum!

Verhängnisvoll dagegen ist dem tapferen Burengeneral Cronje nicht nur sein zu langes Zögern vor Kimberley, sondern auch der Fesselballon geworden. Cronje, der seine Geschütze und Wagen nicht im Stiche lassen wollte, wurde von den verfolgenden Engländern eingeholt und, nachdem er ihnen am 18. Februar bei Paardeberg ein Rückzugsgefecht geliefert hatte, auf engem Raume zwischen den Steilufern des Modderflusses eingeschlossen. Der erste Ansturm der Engländer wurde blutig zurückgewiesen, aber da Cronje von einer mindestens achtfachen Uebermacht umstellt war, so war wenig Aussicht auf ein Entkommen. Trotzdem wäre es vielleicht gelungen, die Engländer bis zum Herannahen von Entsatz abzuwehren oder einen Durchbruch zu erzwingen, wenn Lord Roberts nicht den Fesselballon gehabt hätte. Die Buren waren unsichtbar. Sie hatten das enge Flußthal inne, das sie rechts und links verschanzten. Die Engländer standen auf beiden Seiten auf dem ganz ebenen Ufer. Anzugreifen wagten sie den vorzüglich gedeckten Feind nicht, und ihre überlegene Artillerie zur Geltung zu bringen wurde dadurch erschwert, daß man kein sichtbares Ziel vor sich hatte. Hunderte von Geschossen wurden aufs Geratewohl in das enge Flußthal hinabgeschleudert ohne sichtbare Wirkung. Nur der Bogenschuß aus den Haubitzen konnte, wenn richtig berechnet, das unsichtbare Ziel treffen. Da wurde der

Digitized by Google

Fesselballon bei Paardeberg aufgelassen. Von seiner Gondel aus übersah man das Lager der Buren in der Tiefe des Flußbettes. Nach den Weisungen des oben befindlichen Offiziers richtete die Artillerie ihre Geschütze, und so gelang es den Engländern, nicht nur die Wagen der

Der Ziegenbock „Billy" beim Einzug in Bloemfontein.

Eingeschlossenen in Brand zu schießen, sondern auch ihr Munitionsdepot durch einen glücklichen Schuß in die Luft zu sprengen. Die Folge davon war die Ergebung Cronjes am 27. Februar mit 4000 Mann und 6 Geschützen, der härteste Schlag, der den Burenheeren bisher widerfahren ist.

Für die zahlreichen Verwundeten und Kranken ist von

Digitized by Google

englischer Seite ausreichend gesorgt, da der Sanitätsdienst dort ebenso hoch entwickelt ist wie in Deutschland oder Frankreich. Unser Bild stellt zwei Ambulanzwagen mit allem Zubehör dar, die eben mit der Eisenbahn in Kimberley angelangt sind, um von dort weiter nach der Front befördert zu werden. Bei den Buren würde es in dieser Hinsicht freilich übel bestellt sein, hätten nicht Deutschland, Frankreich, Rußland, Holland ihnen Hilfe geschickt. Das Zentralkomitee des deutschen Vereins vom Roten Kreuz hat zwei Abordnungen nach Transvaal gesandt, die dort vorzügliche Dienste leisten und das einstimmige Lob von Buren wie Engländern über ihre ausgezeichnete Organisation und die Tüchtigkeit und Hingabe der Aerzte, Krankenträger und Pflegerinnen ernten. Groß ist aber auch das Elend, das es zu lindern giebt, und jene Wackeren, die im Dienst der Menschenliebe in den Feldspitälern wirken, sind nicht weniger Helden, als jene, die draußen im Schlachtendonner einander auf Leben und Tod bekämpfen. So schrieb ein junger Berliner, der im deutschen Feldlazarett zu Jakobsdal bei Doktor Mangolds Ambulanz war, nach der furchtbaren Niederlage Lord Methuens bei Magersfontein: „Wir hatten acht schwere Operationen von morgens bis nachts zwei Uhr, und so ging es zehn Tage und Nächte lang fort, der Operationstisch wurde nicht kalt. Wenn ich auch nicht gerade stark gebaut bin, meine Nerven müssen doch gut sein; ich habe keinen Schwächeanfall gehabt und unserem Doktor Mangold Tag und Nacht am Operationstische assistiert.“ — Das sind jedenfalls Leistungen, die denen der Soldaten im Felde nicht nachstehen.

Damit schließlich auch der Humor zu Worte komme, wollen wir noch einer komischen Episode gedenken. Als am 13. März die englische Avantgarde unter General French triumphierend in Bloemfontein, die Hauptstadt

Digitized by Google

des Oranjefreiſtaats einzog, nahm auch der Ziegenbock des Regimentes von Wales daran teil. Dieſes berühmte Tier, Namens Billy, von dem wir eine Abbildung bringen, hat ſich während des ganzen Feldzugs mit anerkennenswerter Tapferkeit und Ausdauer benommen. Es durfte daher, angethan mit ſeiner Paradeuniform, an der „Spitze ſeines Regimentes", wie die Engländer ſtolz melden, den Einzug mitmachen. Ein Sergeant führte es an der Kette. Billy glaubt zuverſichtlich, bald in Pretoria zu ſein und dem Präſidenten Krüger eins mit den Hörnern verſetzen zu können.

Hoffen wir, daß Billy ſich täuſcht.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Ein glückbringender Schnitt. — Der berühmte englische Landschaftsmaler William Turner (1775—1851) war der Sohn eines Barbiers und mußte nach dessen Willen sich zunächst dem väterlichen Berufe widmen, obgleich er dagegen den größten Widerwillen empfand, weil er sich zur Kunst unwiderstehlich hingezogen fühlte. Ein ungeschlachter, fast tölpischer junger Mensch mit so auffallend häßlichem Gesicht war er, daß kein anderer Londoner Barbier ihn als Lehrling annehmen wollte. Also blieb er beim Vater und seifte in dessen Barbierstube die Kunden ein, um sie dann, leider nur zu häufig, mit recht viel Ungeschick zu rasieren. So geschah es denn eines schönen Tages, daß er einem jungen, höchst modisch aussehenden Gentleman einen bösen Schnitt in die Wange versetzte, was diesen so in Wut brachte, daß er den jungen Menschen mit einer Klage bedrohte. Nur mit Mühe begütigte der alte Turner den Zornigen und stillte die starke Blutung. Nachher sagte er zu seinem Sohne: „Nach dieser letzten Leistung ist es mir leider klar, daß du zum Barbier ganz und gar nicht geeignet bist. Du ruinierst mein Geschäft, machst mir nur Schande. Der Seifenpinsel paßt nicht für dich, das sehe ich ein, versuch's also meinetwegen mit anderen Pinseln."

Begreiflicherweise war William hiermit sehr wohl zufrieden. Nun durfte er sich seiner Lieblingsneigung endlich widmen, was er mit vielem Eifer that, freilich längere Zeit ohne genügende Anerkennung zu finden und mit Hunger und Sorge kämpfend, wie das ja auch vielen anderen Genies in der Jugend so er-

Digitized by Google

ging. Aber schließlich gelang es ihm doch, sich emporzuarbeiten, zu hoher Geltung in der Kunstwelt sich durchzuringen und viel Geld zu verdienen durch seine meisterhaften Landschaften und Marinebilder.

Eines Tages kam zu ihm ein Gentleman ins Atelier, der eine kleine Landschaft zu kaufen wünschte, um sie als Geburtstagsgeschenk zu verwenden für seine Frau, wie er erzählte, eine schwärmerische Kunstfreundin, die ein Bild des berühmt gewordenen Meisters zu besitzen sehr glücklich machen würde. Der Künstler zeigte ihm mehrere kleine Gemälde.

„Dieses da würde gut für meinen Zweck passen," sagte der Besucher, auf ein Bild hindeutend. „Welches ist wohl der genaueste Preis?"

„Zweihundert Pfund," versetzte Turner.

„So viel kann ich leider nicht daran wenden; nicht mehr als hundert Pfund."

„Sie kommen mir so bekannt vor," sprach der Maler lächelnd.

„Sie mir auch, Sir; nur weiß ich mich nicht recht darauf zu besinnen, wo ich Sie früher etwa schon einmal gesehen haben muß."

„Ich will Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen. In der Barbierstube meines Vaters in der Regentsstraße haben Sie meine Bekanntschaft gemacht, auf für Sie allerdings recht unliebsame Art."

„Richtig, jetzt weiß ich's! Ja, Sie waren damals der junge Mensch, der mich so bös in die Wange schnitt."

„Jawohl, Sir, ich war so ungeschickt, und zwar zu meinem Glück."

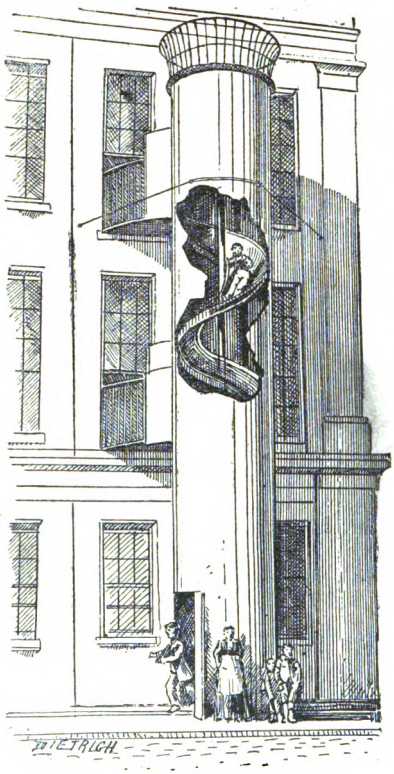
„Wieso?"

„Weil mein Vater dadurch zu der vernünftigen Ueberzeugung gelangte, daß ich nie ein ordentlicher Barbier werden würde, was zur Folge hatte, daß ich von der mir verhaßten Beschäftigung los kam und mich der Malerei widmen durfte. Ich bin Ihnen also Dank und gewissermaßen auch ein Schmerzensgeld schuldig. Bitte, nehmen Sie das Bild für die hundert Pfund, die Sie daran wenden zu können erklären."

Sehr erfreut sprach der Besucher seinen herzlichen Dank aus und ging mit seinem Bilde davon.

Digitized by Google

Das schöne Gemälde, welches er so billig erstand, wurde reichlich fünfzig Jahre später von seinen Erben, als diese Geld brauchten, für mehrere tausend Pfund Sterling verkauft.



Rettungsturm an Gebäuden für den Fall eines Brandes.

Turners Bilder sind nämlich sehr selten geworden im Kunsthandel, da er schließlich überhaupt keine Gemälde mehr verkaufte, sondern seine meisten Schöpfungen aus der späteren Zeit — über hundert Oelgemälde und mehrere hundert Handzeichnungen und Skizzen — der englischen Nationalgalerie in London letztwillig vermachte. F. L.

Neue Erfindungen: I. Rettungsturm an Gebäuden für den Fall eines Brandes. — Wenn in einem Gebäude Feuer ausbricht, so werden Treppen und Aufzüge nur zu häufig durch den furchtbaren Rauch unbenutzbar. Namentlich an hohen Fabrikgebäuden, Theatern u. s. w. bringt man wohl eiserne Rettungsleitern längs der Außenwände an, doch wird es stets zahlreiche Personen geben, die bei der in solchen Fällen meist ausbrechenden Panik nicht Kaltblütigkeit genug besitzen, um sich auf jenem

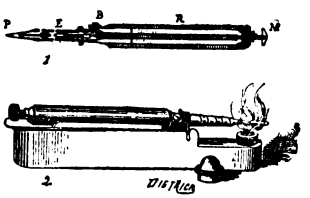
Digitized by Google

Wege in Sicherheit zu bringen. Ein amerikanischer Architekt hat nun einen auf unserer Abbildung dargestellten Rettungsturm aus Eisenblech von ganz gefälliger Form konstruiert, dessen Anbringung er namentlich für Schulen, Fabriken, Theater und ähnliche Gebäude empfiehlt. Der Turm ist von jedem Stockwerk aus in der auf der Abbildung zu ersehenden Weise zugänglich, und in seinem Innern befindet sich, wie das Bild gleichfalls gewahren läßt, eine Art Rutschbahn oder breiter Rinne, die spiralförmig bis unten führt und aus glattem Metall hergestellt ist. In dem Turme angekommen, setzt man sich dort nieder und läßt sich einfach bis unten rutschen, und auf diese Weise können Hunderte von Menschen in ungemein kurzer Zeit ohne alle Gefährdung ins Freie gelangen. An einer Schule in Louisville brachte man einen solchen Rettungsturm an; bei den angestellten Versuchen befanden sich in den oberen Stockwerken 135 Kinder, die sämtlich binnen einer Minute wohlbehalten das Gebäude verließen. E. M.

II. Neues Thermokauter. — Während man sich früher bei chirurgischen Operationen des Glüh- oder Brenneisens bediente, kam vor ungefähr zwanzig Jahren der von dem Franzosen Paquelin erfundene und nach ihm benannte Brennapparat (auch Thermokauter geheißen) allgemein in Aufnahme. Er besteht aus einem hohlen Platinbrenner, der erst durch eine Spirituslampe zum Glühen gebracht wird und dann mittels Benzindämpfen, die man ihm durch ein Gummigebläse zuführt, fortwährend glühend bleibt, ohne daß das Instrument von neuem in die Flamme gebracht zu werden braucht. Derselbe Apparat wird übrigens auch zu einem weniger ernsten Zweck benutzt, und die geneigte Leserin, die sich in ihren Mußestunden mit Brandmalerei beschäftigt, wird aus vorstehender Schilderung sofort erkannt haben, daß der von ihr dabei behufs Herstellung der hübschen Zeichnungen auf Holz oder Leder benutzte Apparat genau derselbe ist. Ob nun aber der Paquelinsche Brennapparat zu chirurgischen oder zu kunstgewerblichen Zwecken diente, immer hat man das aus einem Gummi- oder Kautschukball mit Leitungsschlauch bestehende Gebläse als eine sehr lästige Zuthat empfunden. Neuerdings ist es nun gelungen, es zu beseitigen,

Digitized by Google

und der neue Apparat, Aphyſokauter oder Brennapparat ohne Gebläſe geheißen, den unſere Abbildung veranſchaulicht, dürfte daher wohl von allgemeinem Intereſſe ſein. Das Prinzip des neuen wie des alten Apparats beruht auf der Eigenſchaft des Platins, die einmal angenommene Glühhitze zu behalten, ſolange es von Alkohol-, Aether- oder Benzindämpfen umſtrömt wird, was bei dem alten Inſtrument eben durch die Anwendung des Gebläſes geſchah. Bei dem Aphyſokauter erhält man dasſelbe Reſultat automatiſch. Der Handgriff R des Inſtruments (Skizze 1) iſt hohl und wird durch die Oeffnung B, die mit einem Schraubenverſchluß verſehen iſt, mit Benzin oder dergleichen gefüllt. Im Innern bewegt ſich eine Nadel, die hinten in einem Knopf M endigt, während ſie ſich vorne koniſch zuſpitzt und je nach der Drehung des Knopfes mehr oder weniger Benzin in den vorderſten Teil des Apparats fließen läßt. Wenn man mit dem Inſtrument arbeiten will, ſo zündet man die Spirituslampe auf dem Unterſatz (Skizze 2) an und legt jenes darauf, bis die gleichfalls hohle Spitze P, die aus Platin beſteht und den eigentlichen Brenner bildet, glühend iſt. Nun dreht man den Knopf M ſo weit, daß immerfort etwas Benzin ausfließen kann; es gelangt in die Kammer E, wo es ſich ſofort in Dampf verwandelt. Dieſer Dampf ſtrömt nach vorne in ein Röhrchen, das auf den Seiten winzige Löcher hat, durch die Luft einſtrömt, mit der ſich die Dämpfe vermiſchen. Am Ende dieſes Röhrchens, das ſich in der hohlen Platinſpitze befindet, findet dadurch eine Verbrennung ſtatt, die auch, nach dem man das Inſtrument von der Spirituslampe fortgenommen hat, andauert, ſolange noch Benzin in dem Stiel enthalten iſt, ſo daß die Spitze durch die dabei erzeugte Hitze fortwährend rotglühend bleibt. In dem hohlen Handgriff findet während dieſer Zeit ein Druck ſtatt,



Das Thermokauter.
1) Durchſchnitt. 2) Unterſatz mit Spirituslampe, auf dem der Brennapparat glühend gemacht wird.

Digitized by Google

der sich bis zu drei Atmosphären steigern kann; die Röhre, die ihn bildet, ist jedoch auf einen Minimaldruck von dreizehn Atmosphären geprüft, so daß jede Explosionsgefahr ausgeschlossen bleibt. Es liegt auf der Hand, um wieviel freier und bequemer man mit diesem neuen Apparat hantieren kann, als mit dem alten, bei dem das Gebläse immerzu ein lästiges Hindernis bildete. Sowohl bei chirurgischen Operationen wie bei der Herstellung von Brandmalereien wird man daher das neue Thermokauter als einen wesentlichen Fortschritt begrüßen. Fr. R.

Die schwedischen Briefe. — Allgemein bekannt sind die Anfänge des Fürsten Mentschikow, des berühmten Günstlings Peters des Großen, als Austräger eines Pastetenbäckers. Als der junge Zar einst vom Fenster des Schloßhofes herab zusah, wie der kleine Pastetenverkäufer auf die Neckereien der Soldaten muntere und schlagende Antworten zu geben wußte, ließ er ihn zu sich rufen, und als der Junge auch im Gespräch mit dem Zaren seine Geistesgegenwart bewahrte, wurde er in die Zahl der kaiserlichen Pagen aufgenommen, ja, er erwarb sich das Wohlwollen seines Herrn derart, daß er immer um den Zaren sein mußte, um ihn persönlich zu bedienen.

Eines Tages erteilte Zar Peter seinem Polizeiminister Audienz. Am Schlusse derselben sagte der Zar: „Nun kommt eine Sache von äußerster Wichtigkeit. Der Krieg mit Schweden wird unvermeidlich sein. Gestern hat der schwedische Gesandte an unserem Hofe durch einen Kurier Briefe erhalten, deren Kenntnisnahme uns wesentlich zu statten kommen würde. Diese Papiere muß ich haben — aber selbstverständlich ohne Anwendung von Gewalt."

„Wie lange habe ich dazu Zeit?" fragte der Polizeiminister.

„Wie lange? Gar keine Zeit! Heute findet ein großer Ball bei dem französischen Gesandten statt. Der schwedische Botschafter wird ebenfalls zugegen sein, denn dem Programm gemäß soll er als ältester der Gesandten die Polonaise eröffnen. Seine Dienerschaft wird sich dessen Abwesenheit wohl zu nutze machen, um ebenfalls ihrem Vergnügen nachzugehen."

„Immerhin werden Leute genug zur Bewachung des Palais zurückbleiben, Majestät," wagte der Beamte einzuwenden.

Digitized by Google

„Nun, selbstverständlich," brauste der Zar auf, „wenn die Sache ein bloßer Spaziergang wäre, würde ich's selbst machen."

„Majestät verzeihen, ein solches Unternehmen muß vorbereitet werden. Wir haben keine Kenntnis von der Lage der einzelnen Zimmer im Palast, auch wüßte ich augenblicklich niemand unter meinen Untergebenen —"

„Gut, gut," rief der Zar, vor Zorn mit dem Fuße stampfend, „dann muß man eben die Sache aufgeben. Du aber bist von heute ab als Polizeiminister abgesetzt."

Der also Gemaßregelte wollte sich eben, dem Wink des kaiserlichen Armes folgend, mit schlotternden Knieen entfernen, als sich plötzlich der von beiden bisher nicht bemerkte Page dem Zaren zu Füßen warf.

„Ich werde es ausführen, Väterchen."

„Du, Alexis? Du willst mir die Schriftstücke verschaffen?"

„Ich will und werde es," erwiderte Mentschikow.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Palais des schwedischen Gesandten lag in völliges Dunkel gehüllt, als sich die Hausthür öffnete und ein in einen Pelz gehüllter Mann heraustrat, der eiligst in einen gegenüberliegenden Branntweinladen schritt. Dieser Mann war der Portier der Gesandtschaft, und da er nach Einholung des Branntweins sogleich zurückzukehren beabsichtigte, ließ er die Thür des Gesandtschaftshotels halb offen. Da löste sich aus dem Schatten der Häuser eine schmächtige Gestalt, die wie der Blitz in die halboffene Thür hineinschoß. Es war Mentschikow, der eine günstige Gelegenheit abgewartet hatte und sie jetzt benutzte.

Leise herumhuschend, sich in Nischen und hinter Portieren verbergend, sobald er Schritte hörte oder einen Lichtschimmer bemerkte, begann er Zimmer für Zimmer abzusuchen. Endlich nahm er mit Genugthuung wahr, daß er sich in den Bureaus der Gesandtschaft befand, und alle diese Räume durchschreitend, gelangte er endlich in ein großes Zimmer, das er an seiner Ausstattung als den Arbeitsraum des Gesandten erkannte.

Freilich begann jetzt für ihn erst die größte Schwierigkeit, die richtigen Papiere herauszufinden, die der Zar ihm genau bezeichnet hatte.

Digitized by Google

Dreist zündete Mentschikow die auf dem Schreibtische befindliche Lampe an, nachdem er sich versichert hatte, daß die Fensterjalousien dicht geschlossen waren und nicht den geringsten Lichtstrahl hindurchließen.

Eine halbe Stunde hatte er bereits vergebens gesucht, als er plötzlich zu seinem Schrecken die Eingangsthür zu den Bureaus öffnen hörte und gleich darauf Schritte vernahm, welche sich seinem Aufenthalt näherten. Der Schrecken lähmte ihn aber nicht länger als einen Augenblick. An ein Verstecken war nicht zu denken, da der Eintretende den Lichtschimmer bemerkt haben mußte, denn der Page hatte verabsäumt, die Thür des Gesandtenzimmers zu schließen. Freilich hätte er sich noch bequem retten können, indem er rasch eine Jalousie in die Höhe zog, das Fenster öffnete und in den Garten hinabsprang. Aber Mentschikow war fest entschlossen, sich lieber als Dieb verhaften zu lassen, ehe er unverrichteter Sache zu seinem Herrn zurückkehrte.

In dieser Lage faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er warf Mantel und Pelzmütze unter den Tisch, schlüpfte in den großen geblumten Schlafrock, der an der Wand hing, und setzte das Sammetkäppchen des alten Gesandten auf.

Es war ein Diener, der die Bureauräume betreten hatte. Mit Befremden nahm er wahr, daß das Zimmer des Gesandten erleuchtet war. Als er aber von der Schwelle eines der Bureaus aus die Gestalt in dem bekannten Schlafrock und Käppchen bemerkte — zu Mentschikows Glück war der Gesandte ebenfalls klein und hager —, da kehrte der Diener bestürzt um, indem er für sich murmelte: „Excellenz ist schon zu Hause bei der Arbeit und wünscht wahrscheinlich nicht gestört zu werden."

Wenige Minuten, nachdem der Diener die Räume verlassen hatte, fand Mentschikow die gesuchten Schriftstücke, die er zu sich steckte. Dann schlüpfte er wieder in seinen Mantel, blies die Lampe aus und ließ sich in den Garten hinab.

Die Freude des Zaren über die gewünschten Briefe war unbeschreiblich. Mentschikow war seit dieser Zeit sein erklärter Günstling und mußte nicht nur wie bisher tagsüber um ihn sein, sondern auch in seinem Schlafzimmer schlafen.

Digitized by Google

Den Gipfel der kaiserlichen Gunst erstieg Mentschikow einige Jahre später, als er die Verschwörung des Fürsten Amilka dem Zaren verriet. Seitdem stieg er schnell zu den höchsten Ehrenstellen empor. M. H—d.

Die ersten Inserate. — In England, wo das gegenwärtig überall so blühende und hochwichtige „Annoncieren" schon im 17. Jahrhundert mit einer gewissen Ausbildung zu finden ist, erschienen die ersten bezahlten Anzeigen bereits 1588 in dem „English Mercurie", und zwar in Form einiger Bücherannoncen, welche unter anderem die vielversprechenden Titel: „Einige Seufzer aus der Hölle" und „Michaels Kämpfe mit dem Drachen, oder ein feuriger Wurfspeer der durch das Königreich des Drachens fliegt" führten.

Dagegen besaß die erste regelmäßig herauskommende Zeitung, „Weekly News", erschienen 1622 zu London, noch gar keine Inserate, welche erst im Laufe der fünfziger Jahre des 17. Jahrhunderts häufiger wurden, wo zum Beispiel im „Mercurius Politicus" ein Buch annonciert ward, dessen Verfasser kein Geringerer als der große Dichter John Milton ist. — In demselben Blatte kündigte damals ein anderer ungenannter Dichter sein eigenes „heroisches" Gedicht an, zur Beglückwünschung „auf seines Herrn Generals kürzliche Rückkehr", das dessen Erfolge „in vorzüglicher Weise" aufzählt. Dieser „Herr General" aber ist — Olivier Cromwell, und die dichterische Lobeshymne bezieht sich auf dessen Sieg über das Heer Karls I.

Auch König Karl II. Stuart beziehungsweise der von ihm betriebene Sport bildet vielfach den Inhalt der Inserate jener Zeiten, wie zum Beispiel die Annonce: daß Seiner Majestät von England ein schwarzer Hund verloren gegangen sei, indem diese erfolglos gebliebene Anzeige in der nächsten Zeitungsnummer durch die folgende Annonce, gedruckt mit großen lateinischen Buchstaben, wiederholt wurde: „Wir müssen euch wieder nach einem schwarzen Hunde fragen, zwischen Wind- und Wachtelhund, nichts Weißes an ihm, nur ein Streifen auf seiner Brust, und der Schwanz ein wenig gestutzt. Es ist Seiner Majestät eigener Hund, und wurde sicher gestohlen, denn er ist nicht in England geboren und erzogen und würde nie seinen Herrn ver-

Digitized by Google

lassen. — Hört man denn niemals auf, Seine Majestät zu berauben? — Muß er nicht einen Hund halten?"

Außer solchen und ähnlichen „Annoncen" wimmeln die englischen Zeitungen des 17. Jahrhunderts bereits von Reklamen aller Art, namentlich von Quacksalbern, wie zum Beispiel: „Kleine Beutel, den Kindern um den Hals zu hängen, vorzüglich sowohl zur Vorbeugung wie zur Heilung der englischen Krankheit und den Kindern das Zahnen zu erleichtern, werden von Mr. Edmund Buckworth präpariert und sind beständig zu haben bei Mr. Philip Clarks." — Auch „Nervenpulver" wird angepriesen und Zahnpulver, „um die Zähne zu scheuern und zu säubern, und sie weiß zu machen wie Elfenbein", u. s. w. empfohlen, neben steckbrieflichen Notizen, die das unsaubere Bild entlaufener oder diebischer Dienstmädchen und Lehrjungen getreu entwerfen.

Bei Beginn des 18. Jahrhunderts tauchen mit Vorliebe Annoncen über die edle „Kunst" des Boxens und sonstige Athletenkünste und Produktionen auf. Schon 1701 kündigte der „Postman" eine „Geschicklichkeitsprobe" an zwischen Edmund Button, dem „Meister der edlen Wissenschaft der Verteidigung", und James Harris, der 98 Preise ausgefochten und niemals geschlagen worden war. Die „Daily Post" aber brachte gar die sensationelle Anzeige, daß auch „das schwächere Geschlecht" mit dem „stärkeren" in der „edlen Wissenschaft der Verteidigung" zu konkurrieren schon begann. „In Mr. Stockes Amphitheater," heißt es nämlich daselbst, „wird diesen Montag, den 7. Oktober, ein vollständiger Match im Boxen von folgenden Championesses ausgefochten werden. Da ich, Anna Field, Eseltreiberin, wohlbekannt wegen meiner Fähigkeit im Boxen, von Mrs. Stockes, betitelt die europäische Championeß, herausgefordert worden bin, lade ich sie zu einer Probe ihrer besten Geschicklichkeit im Boxen für zehn Pfund ein und werde ihr solche Beweise meines Könnens geben, daß sie genötigt sein wird, zur Genugthuung meiner Freunde mich als Championeß der Bühne anzuerkennen."

Auf diese Annonce der handfesten Eseltreiberin Anna Field folgte unmittelbar die Erwiderung ihrer Rivalin Elisabeth Stockes mit der Erklärung, „sie werde für zehn Pfund (200 Mark) sich den Fäusten Anna Fields stellen, und diese werde ihre Schläge

Digitized by Google

schwerer verdauen als deren Esel die von ihrer Herrin erhaltenen Prügel". —

Leider ist es jedoch nicht auf die Nachwelt gekommen, wer von diesen beiden Boxamazonen den Sieg und die 200 Mark damals davongetragen hat. K. K.

Eine neue Schwindelmethode. — In ein Juweliergeschäft der Rue St. Jacques in Brügge traten vor einiger Zeit zwei Damen von sehr vornehmem Aussehen, von denen die ältere Einkäufe im Werte von mehreren hundert Franken machte. Als sie jedoch ihre Börse zog, um zu bezahlen, machte sie die fatale Entdeckung, daß sie nicht genügend Geld hatte. Lächelnd erklärte sie dem Kaufmann, sie hätte, verführt durch die reichen Auslagen in den Schaufenstern der Stadt, sich ausgegeben und dies zu ihrem Bedauern erst jetzt bemerkt. Er möge doch die Freundlichkeit haben, eine der Verkäuferinnen mitzuschicken, der sie das Geld einhändigen wolle.

Begleitet von einer solchen gingen die Damen fort und direkt zu einem Karmeliterkloster, wo die ältere Dame nach einem bestimmten Pater fragte. Der Mönch erschien, und die Dame sprach einige Minuten leise auf ihn ein. Dann verneigte er sich grüßend vor der Dame und winkte dem Mädchen, ihm zu folgen.

„Gehen Sie nur," sagte die Dame, „folgen Sie dem ehrwürdigen Vater, er wird Ihnen das Geld geben."

Ohne Bedenken gehorchte das Mädchen und folgte dem Mönche in ein anderes Zimmer.

Hier angekommen, forderte der Pater sie auf, sich zu setzen, und dann ihr gegenüber Platz nehmend, sagte er mit lauter Stimme: „Wohlan, meine Tochter, ich bin bereit, Ihre Beichte zu hören."

„Beichte?" erwiderte erstaunt das Mädchen. „Ich will nicht beichten, ehrwürdiger Vater, ich möchte das Geld haben."

„Geld, was für Geld?" fragte nun seinerseits überrascht der Mönch.

„Das Geld für die Schmucksachen, die Madame gekauft hat."

„Ich weiß nichts von Geld," antwortete der Mönch, „die Dame sagte mir, Sie wünschten zu beichten und wären sehr schwerhörig, deshalb führte ich Sie in dies Zimmer."

Digitized by Google

Nun ging dem Mädchen ein Licht auf; sie eilte in das Empfangszimmer zurück, aber die beiden Damen waren verschwunden und mit ihnen natürlich die Schmucksachen. M. St.

Der General mit dem kürzesten Namen. — Es gehört zu den Merkwürdigkeiten, daß die Franzosen nicht nur zwei Schriftsteller besitzen, welche die kürzesten Briefe geschrieben haben, sondern daß sie auch den Mann mit dem kürzesten Namen haben, der nur immer möglich ist.

Die Briefe wurden lateinisch geschrieben. Voltaire wettete mit seinem gefürchtetsten Gegner, dem sarkastischen Lustspieldichter Piron, wer den kürzesten Brief schreiben könne, und schrieb dann selbst mit sechs Buchstaben an ihn: „Ibo rus“ (Ich werde aufs Land gehen); doch die Antwort, welche er erhielt, war noch kürzer, denn sie bestand nur in dem einen Buchstaben „I“ (Geh).

Der kürzeste Name aber ist wohl der des französischen Generals O, ebenfalls nur aus einem Selbstlaute bestehend. Seiner gedenkt die Geschichte im Leben des Königs Heinrich IV. von Frankreich bei einem wichtigen Moment.

Als Heinrich III., sein Schwager, zu St. Cloud während der Belagerung von Paris am 1. August 1589 ermordet worden war, ließ sich der damalige König von Navarra in das Zimmer führen, wo die königliche Leiche bewacht wurde, und warf sich auf dieselbe mit dem vollen Ausdruck des Schmerzes. Seine Thränen trocknend sagte er dann zu den Umstehenden: „Thränen rufen ihn nicht ins Leben zurück, aber um ihm unsere Trauer zu beweisen, wollen wir ihn rächen. Alles werde ich daran wagen, selbst mein Leben. Uebrigens sind wir alle Franzosen, und nichts unterscheidet uns in der Pflicht, die wir dem Andenken unseres Königs und dem Dienste des Vaterlandes schuldig sind.“

Diese Rede verfehlte ihre Wirkung auf die Anwesenden nicht. Sie küßten dem Könige die Hände, versprachen ihm ihren Beistand, und einer unter ihnen brachte in Vorschlag, daß man auf der Brücke von St. Cloud ein Trauergerüste errichten, jeden Soldaten auf den Leichnam des Ermordeten Rache schwören lassen und dann mit diesen Truppen über Paris herfallen, den

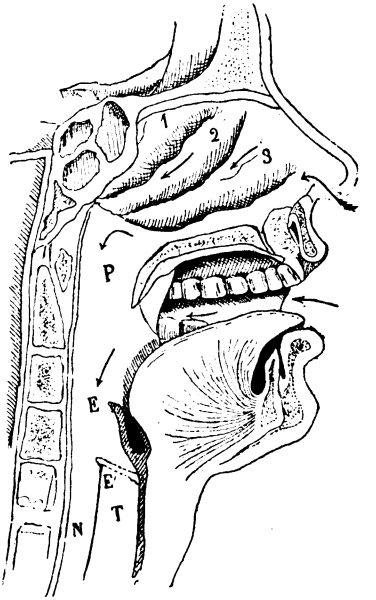
Digitized by Google

Unionsrat, die Sechzehner und alle Mitglieder der Liga, als die wahren Urheber des Mordes, unerbittlich niederhauen sollte. Zu den Anwesenden gehörten die Generale Biron, Bellegarde, O, Dampierre u. s. w. Dieser Franz v. O war Gouverneur von Paris und Oberaufseher der Finanzen. Er wird unter die uneigennützigen Männer gezählt. Heinrich IV. ernannte ihn später zum Kommandanten der eroberten Stadt Dreux. C. T.

Die hygieinische Wichtigkeit des Atemholens durch die Nase. — Der Wert des Nasenatmens für die Gesundheit wird in Laienkreisen noch immer nicht genügend beachtet. In einer kürzlich erschienenen Arbeit über die „Pathologie der Nasenatmung" weist Dr. H. Mendel überzeugend nach, daß eine ganze Reihe von Krankheiten durch eine Affektion der Nasengänge verursacht werden, indem dann der Zutritt der Luft auf diesem Wege gestört oder völlig verhindert wird. Um dieses einzusehen, braucht man nur den auf unserer Abbildung dargestellten senkrechten anatomischen Durchschnitt durch einen menschlichen Kopf genauer zu betrachten. Man gewahrt alsdann, daß die Luftröhre T, welche die Luft nach den Lungen leitet, beinahe einen rechten Winkel bildet zur Achse des Mundes, während sie gerade in der Verlängerung des Schlundkopfes P sich befindet, in den die Nasenrachenräume 1, 2, 3 sich öffnen. Diese hornförmig gewundenen Nasengänge sind ausgepolstert mit drei Schleimhäuten auf jeder Seite, längs deren die Luft zirkuliert, um in den Schlundkopf zu gelangen. Die Luftröhre wird oben abgeschlossen durch den Kehldeckel E, eine Art Ventil, das wir unwillkürlich schließen, wenn wir Nahrungsmittel verschlucken, für deren Beförderung in den Magen die benachbarte Speiseröhre N dient. Wenn wir uns „verschlucken", wie man sich gewöhnlich ausdrückt, so ist das nur möglich, wenn der Kehldeckel nicht rasch genug die durch Punkte E' angedeutete Stellung angenommen hat, um den für die Luft allein bestimmten Kanal zu verschließen. Um sich über die Wichtigkeit einer richtigen Atmung klar zu werden, ist zu wissen nötig, welche Menge Luft wir fortwährend brauchen. Ein Mensch von mittlerer Größe führt mit jedem Atemzuge seinen Lungen ein halbes Liter Luft zu; er atmet in jeder Minute etwa 16mal und verbraucht daher alle

Digitized by Google

24 Stunden ungefähr 11,520 Liter Luft. Wir wissen ferner, daß unser Organismus 5,5 Prozent Sauerstoff der eingeatmeten Luft entnimmt; unser Verbrauch an Sauerstoff beträgt daher täglich etwa 633 Liter, und ein solches Quantum darf als unbedingt nötig angesehen werden. Nun leuchtet es ohne weiteres ein, daß wenn aus irgend einem Grunde nur 400 Kubikcentimeter Luft anstatt 500 bei jedem Atemzuge zugeführt werden, der Ausfall im Laufe eines Tages (ungefähr 130 Liter) beträchtlich genug ist, um das Blut, das eben deshalb in die Lungen geleitet wird, um sich durch die Berührung mit dem Sauerstoff von neuem zu beleben, nicht auf seine Rechnung kommen zu lassen.



Senkrechte Durchschnittszeichnung eines menschlichen Kopfes zur Veranschaulichung der Wichtigkeit des Atmens durch die Nase.

Die Betrachtung der Durchschnittszeichnung zeigt uns, daß die Nasenleitung derartig angeordnet ist, um in derselben Zeit und mit der gleichen Anstrengung eine größere Menge Luft einströmen zu lassen, als dies durch den Mund möglich ist. Außerdem erwärmt und feuchtet sich die Luft bei ihrem Passieren der Nasengänge an; sie wird endlich auf diesem Wege auch von einem großen Teile allen Staubes u. s. w. befreit, der ihr beigemischt ist, wovon man sich durch den Augenschein überzeugen kann, wenn man sich zum Beispiel nach einer längeren Eisenbahnfahrt die Nase putzt. Aus allen diesen Gründen ist es einleuchtend, daß es besser ist, durch die Nase als durch den Mund zu atmen. Endlich

Digitized by Google

warnt uns auch der Geruchsinn, der seinen Sitz hauptsächlich in den Nasengängen hat, augenblicklich, wenn wir im Begriffe sind, schädliche Luft einzuatmen. Die Nasenatmung ist auch die natürlichste, und das neugeborene Kind kennt noch gar keine andere. Hauptsächlich werden wir veranlaßt, mit dem Munde zu atmen, wenn die Nase mehr oder weniger verstopft ist, und viele Menschen lassen dann ersteres zur Gewohnheit werden. Nasenleiden, die oft wenig beachtet werden, haben dadurch eine große Bedeutung für die Gesundheit, und Dr. Mendel weist nach, daß ihre Heilung auch von günstigem Einflusse auf eine Menge anderer Leiden ist, die eben dadurch entstehen, daß man in solchen Fällen nicht genügend mittels der Nase zu atmen vermag. Dr. O. St.

Artistinnen. — Seit ungefähr zwanzig Jahren haben die Variététheater einen derartigen Aufschwung genommen, daß sie den Schauspiel- und Opernbühnen eine bedenkliche Konkurrenz machen. Heute sind diese Variétés in Palästen untergebracht, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet und werden auch von der besten Gesellschaft besucht, denn sie bieten in ihrer Art Hervorragendes. Sie machen selbst den großen Zirkus eine derartige Konkurrenz, daß es diesen Instituten schwer wird, sich in ihrer Eigenart zu erhalten.

Diese großen Variétés nun, deren jede einigermaßen ansehnliche Stadt mindestens eines aufzuweisen hat, sind auf einer beständigen Jagd nach Neuigkeiten, nach Zugkräften, welche mit noch nicht dagewesenen Produktionen das Publikum fesseln, und solche werden horrend bezahlt. Man hielt früher die Gagen, welche berühmte Sängerinnen, Sänger und Balletttänzerinnen bezogen, für das Ungeheuerlichste, was es überhaupt geben könne. Die Gagen der ersten Sängerinnen und Sänger werden aber noch übertroffen von denen der Artisten und Artistinnen. Leute, wie der Verwandlungskünstler Fregoli erhalten für die Woche 5000 Mark. Das macht 260,000 Mark jährlich, denn derartige Leute sind auch nicht eine Woche außer Engagement. Selbst Artisten und Artistinnen, die verhältnismäßig wenig leisten, beziehen 500 bis 800 Mark wöchentlich, und da derartige Leute etwa fünf bis sechs Jahre lang ihre Erntezeit haben, ist es gar

Digitized by Google

nichts Seltenes, daß sie sich ein Vermögen erwerben. Den Artistinnen gelingt das noch eher als den Artisten, denn die sogenannten „Damennummern" werden teurer bezahlt als die Herrennummern, weil eine Dame „mehr zieht".

Von den Sorgen der Direktion eines solchen modernen Variététheaters hat der Laie keine Ahnung. In den Großstädten muß das Programm alle vier Wochen vollständig gewechselt werden, in den Mittelstädten sogar alle vierzehn Tage, und da jedes Programm aus einer ganzen Reihe von Nummern besteht, so kann man sich die Plage der Direktion denken, immer neue Leute herbeizuschaffen.

Im allgemeinen hat das Publikum von der Bedeutung der Bezeichnung Artist und Artistin eine etwas unrichtige Ansicht. Man denkt dabei stets an Kunstreiter, Luftspringer, Feuerschlucker, Athleten, Seiltänzer u. s. w. Allerdings, diese Leute gehören auch zu der großen Klasse der Artisten, indes bilden sie nicht die oberste Kategorie. Die Variétés können allerdings ohne akrobatische Vorführungen nicht bestehen. Viel wichtiger aber als diese sind die Sängerinnen. Eine gute Sängerin mit Chic, Stimme, pointiertem Vortrag und glänzenden Kostümen wird besser bezahlt als eine Operetten- oder Opernsängerin. Während die Artistinnen, welche akrobatische Kunststücke machen, am Trapez oder als sogenannte Parterregymnastiker arbeiten, gewöhnlich aus Artistenkreisen stammen und die Kinder von Artisten sind, findet man unter den Artistinnen nicht akrobatischer Art Damen aus allen Gesellschaftsklassen. Man weiß nur nicht, aus welchen Familien sie stammen, weil sie fast sämtlich unter Künstlernamen auftreten. Aber es sind darunter viele Damen aristokratischer Abstammung, die ihr Schicksal als Sängerin aufs „Brettl", wie der Wiener sagt, geführt hat. Diese Artistinnen werden für unsere Leser am interessantesten sein.

Da trat vor einigen Jahren eine amerikanische Pfeifkünstlerin auf, eine bildhübsche Dame, die in glänzender Gesellschaftstoilette auf der Bühne erschien, um mit und ohne Musikbegleitung einige Lieder und populäre Melodien zu pfeifen. Diese Pfeifvirtuosin bezog nicht unter 1000 Mark wöchentlich, denn sie war eine durchaus neue Spezialität, sie hatte einen nagelneuen

Digitized by Google

Trick. Miß Shaw, so nannte sie sich, war die Tochter eines angesehenen Engländers, der sein Vermögen durch Spekulationen verloren hatte. Sie hatte das Pfeifen in Amerika gelernt. Dort pflegen manchmal junge Damen sich beim Klavierspiel durch leises Pfeifen zu begleiten, und da die jungen Amerikanerinnen burschikose Manieren lieben, ist das Pfeifen unter ihnen ein viel getriebener Sport. Miß Shaw brachte es durch Uebung und besondere Veranlagung zu einer so hohen Leistungsfähigkeit in dieser Kunst, daß sie sich dadurch eine glänzende Einnahme verschaffen konnte, als ihr Vater Bankerott machte.

Wenn heute eine Dame die Energie und die Geschicklichkeit besitzt, um Katzen, Mäuse und Kanarienvögel so aneinander zu gewöhnen und derartig abzurichten, daß sie mit ihnen Vorstellungen geben kann, so ist sie sicher, damit ein Vermögen zu verdienen. Glänzend bezahlt wurde eine Dame, der es gelungen war, sechs Kakadus zu zähmen, als diese Vorführung noch neu war. Viele Damen aus guter Familie, die leidenschaftliche Reiterinnen waren, sind im Zirkus als Schulreiterinnen aufgetreten und haben nicht nur ein Vermögen erworben, sondern auch noch eine glänzende, ihrem früheren Stande gemäße Heirat gemacht.

Jede Artistin kümmert sich nur um ihre Nummer, ist nie mit einer direkten Konkurrentin gleichzeitig engagiert, weil ja dieselbe Nummer nicht zweimal im Programm vorkommen darf, und so ist kein Grund zu Neid, Eifersucht und Intrigue gegeben, wie so häufig beim Theater. Im Laufe weniger Jahre bereisen die Artistinnen die ganze Erde, gewinnen einen gewissen kosmopolitischen Blick, kosmopolitische Anschauungen und sind erhaben über alle die Kleinlichkeiten des Lebens, mit denen sich leider sehr viele andere und selbst die besten Künstlerinnen und Künstler des Konzertsaals und der Bühne herumschlagen müssen. Der Beruf der Artistinnen ist außerdem so anstrengend, die Ernte, die man einheimsen will, muß in so kurzer Zeit eingebracht werden, daß alle Extravaganzen ausgeschlossen sind. Wenn man mit den Artisten näher bekannt wird, erstaunt man über die Solidität, die unter diesen Leuten herrscht, die aber für alle Grundbedingung ist, da nur eine nach allen Regeln der

Digitized by Google

Kunst und der hygieinischen Erfahrungen geordnete Lebensweise Körper und Geist für die schwere Arbeit frisch zu erhalten im stande ist.

Natürlich giebt es auch unter den Artistinnen Abstufungen, und es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen der Sängerin eines großen Variététheaters, die aus guter Familie stammt, und dem Mädchen, das in einem der fahrbaren Künstlerwagen geboren und erzogen worden ist und ihre Künste in der Jahrmarktsbude zeigt. Es muß aber auch den Artistinnen, die aus den unteren Kreisen stammen, nachgesagt werden, daß sie meist eine gute Schulbildung genossen haben, was ihre Eltern sehr oft große, ihre Kräfte fast übersteigende Opfer kostete, und daß sie nicht nur als Mädchen, sondern auch als Gattinnen und Mütter durchaus bürgerlich ehrenhaft sind, daher sie bei jedem, der einen näheren Einblick in die Verhältnisse hat, die ehemals ihnen anhaftende Anrüchigkeit vollständig verloren haben. O. K.

Ein Autograph Napoleons. — Einer der eifrigsten und bekanntesten Autographensammler in Paris war Maurice Jubinal († 1841). Er beschränkte übrigens seine Sammlung auf drei bestimmte Epochen, nämlich die Zeit der Revolution, des Konsulats und des ersten Kaiserreichs. So besaß er denn selbstverständlich auch eine schöne Reihenfolge von Autographen Napoleons, der zu den verschiedenen Zeiten seines Lebens sehr verschiedenartig seinen Namen geschrieben hat.

Als ganz junger Mensch schrieb er natürlich seine Briefe selbst und unterzeichnete seinen vollen Namen „Napoleon Buonaparte". Wie er Offizier wurde, ließ er den Vornamen weg und unterzeichnete nur „Buonaparte". Als General warf er das „u" aus seinem Namen und schrieb „Bonaparte". So unterzeichnete er auch noch als Erster Konsul, nur kritzelte er mit der Zeit den Namen immer undeutlicher hin. Als Kaiser unterzeichnete er zuerst „Napoleon", was er bald abkürzte in „Napol", später in „Nap", dann in „Np", endlich kritzelte er meist nur ein „N" hin, und zwar so flüchtig, daß man wissen mußte, es solle ein „N" sein, sonst konnte man beinahe auch jeden beliebigen anderen Buchstaben des Alphabets herausdeuten.

Da viele Tausende von Unterschriften Napoleons aus seiner

Digitized by Google

Konsulat- und Kaiserzeit existieren, sind solche durchaus nicht selten zu haben, auch nicht eben teuer im Preis, wohl aber solche aus der früheren Zeit, besonders eigenhändige Briefe von ihm aus der Jugendzeit mit seiner vollständigen und damals sehr deutlichen Namensunterschrift. Einen eigenhändigen Brief des jugendlichen Militärschülers Napoleon Buonaparte hatte Herr Jubinal bisher nicht zu erlangen vermocht, so viel er sich auch seit Jahren emsig darum bemühte.

Endlich entdeckte er ganz zufällig zu seinem größten Erstaunen im eigenen Hause das, was er bisher vergebens in Paris und ganz Frankreich aufzustöbern versucht hatte. Er hatte eine kleine Hofwohnung an einen armen Schuhmacher Namens Didier vermietet, der, weil oft von Krankheit heimgesucht, etwas heruntergekommen war, so daß er seit einem halben Jahr den Mietzins hatte schuldig bleiben müssen. Herr Jubinal, ein sehr gutherziger Mann, drängte ihn jedoch deshalb nicht. Als er eines Tages über den Hof ging, sah er die Frau des Schuhmachers beschäftigt, wie sie eine zerbrochene Fensterscheibe mit einem beschriebenen Papier eben verkleben wollte.

„Verzeihen Sie, Herr Jubinal, daß ich es vorläufig so mache," sagte sie. „Mein ältester Junge hat die Scheibe eingestoßen und dafür schon seine Hiebe erhalten. Hören Sie nur, er heult noch. Wir müssen ja die Scheibe wieder einsetzen lassen, aber wir sind leider gerade so knapp an Geld."

Herr Jubinal, der für alles alte beschriebene Papier stets ein instinktives Interesse empfand, trat näher. „Was sehe ich?" rief er plötzlich höchlichst überrascht. „Das ist ja ein Brief des jungen Napoleon Buonaparte! Gute Frau, sind Sie denn nicht recht bei Sinnen, daß Sie eine solche kostbare Rarität so mißbrauchen wollen?"

„Ich hatte gerade kein anderes Papier bei der Hand."

„Bitte, geben Sie mir den Brief! Zum Glück ist er noch unbeschädigt."

Die Frau kam seinem Verlangen bereitwillig nach. Er prüfte den Brief. Derselbe, unzweifelbar echt, stammte aus dem Jahre 1785 und enthielt in sieben Zeilen die energische Mahnung, endlich die längst bestellten neuen Stulpenstiefel zu liefern.

Digitized by Google

„Dieser Brief ist an einen Herrn Didier gerichtet, wie ich sehe."

„An den Großvater meines Mannes."

„Er hat also damals für den jungen Napoleon gearbeitet."

„Ja, als dieser in der Militärschule war. Der Brief hat bisher immer bei anderen alten Papieren gelegen."

„Ein wahres Glück, daß ich ihn retten konnte! Ich kaufe den Brief, zweihundert Franken gebe ich dafür; außerdem verzichte ich auf den rückständigen Mietzins und lasse auch noch auf meine Kosten eine neue Glasscheibe hier einsetzen."

Die Frau stammelte freudig erregt ihren Dank.

„Wußten Sie denn nicht, daß ich viel Wert auf solche alte Briefe lege und sie mit Eifer sammle?" fragte er. „Haben Sie das nicht gehört?"

„Nein."

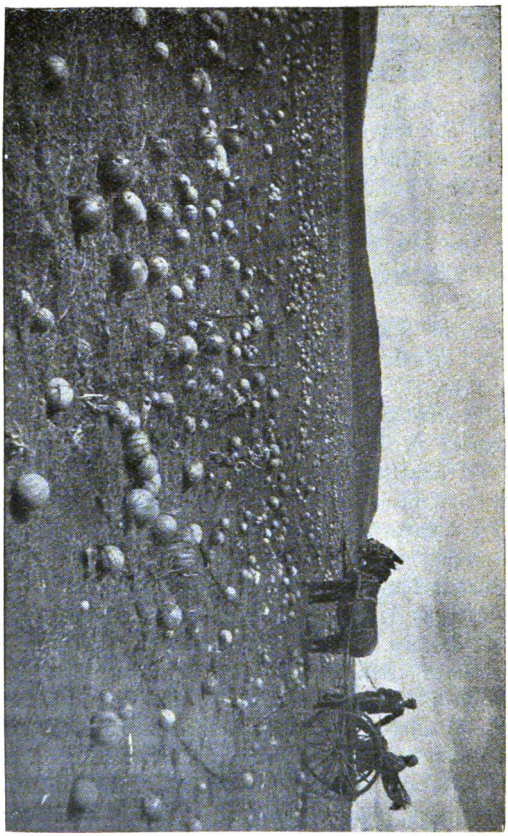
„Seltsam! Aber einerlei! Ich habe nun endlich in nächster Nähe das gefunden, was ich seit zehn Jahren überall so sehnsüchtig suchte."

Seelenvergnügt ging er mit der Frau zu dem Ehemann derselben in die Stube, wo er den Brief in aller Form kaufte und gleich bezahlte. Auch in der Folgezeit that er viel Gutes den armen Leuten, welchen er es verdankte, daß seine Sammlung der Autographen Napoleons nunmehr eine ganz vollständige geworden war. F. L.

Rindermelonen in Südafrika. — Die Buren des Oranjefreistaates sind wie die Transvaals vornehmlich Viehzüchter, und ihre auf den weiten, welligen Ebenen weidenden Rinderherden bilden ihren Hauptbesitz. Die Tiere leben stets im Freien und suchen sich ihr Futter selber, doch muß man, wie bei uns im Winter, so dort im Hochsommer, dafür sorgen, daß sie nicht aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Im Hochsommer verbrennt die Sonne alles Gras, auch die Quellen der Flüsse versiegen. Darum werden für die Rinder Melonen angebaut, die Futter und Trank zugleich liefern. Solch ein Feld mit Rindermelonen auf einer Farm nahe bei Bloemfontein, der jetzt von den Engländern besetzten Hauptstadt des Oranjefreistaates, zeigt uns unser Bild. Die von den Buren „Karkoeren"

Digitized by Google

genannte Frucht ist der gewöhnlichen Wassermelone sehr ähnlich, aber es ist eine wilde Abart mit weichem Fleisch und scharfem, bitterlichem, für Menschen ungenießbarem Saft. Diese Melonen-



Rindermelonenfeld im Oranjefreistaat.

felder haben eine sehr große Ausdehnung und sind sorgsam eingezäunt. Während der dürren Zeit, wenn die Frucht reif ist, werden die Rinder täglich eine Stunde lang hineingetrieben.

Digitized by Google

Sie zerbrechen die Schale der Melonen mit ihren Hufen und erlaben sich an dem Innern, nach dem sie sehr begierig sind. Es bekommt ihnen auch ausgezeichnet, nur Milchkühe darf man nicht mit Karkoeren füttern, da ihre Milch durch den Saft der Melone einen bitterlichen Beigeschmack erhält. F. Z.

König Georg III. von England war ein Mann von trefflichen häuslichen Tugenden. In seinem Haushalte in Windsor war alles pünktlich nach dem Glockenschlage geregelt. Genau um halb acht Uhr früh stand der König auf und begab sich dann zur Morgenandacht in die Kapelle. Punkt neun Uhr mußte das Frühstück serviert sein, das der König im Kreise seiner Familie einnahm. Dies Mahl durfte nicht länger als eine genaue halbe Stunde dauern. Auf dem Spazierritt, der nun folgte, mußten ihn die Prinzessinnen und Stallmeister begleiten. Das Mittagessen mußte ihm um zwei, der Königin und den Prinzessinnen, welch letztere bis dahin Unterricht hatten, um vier Uhr serviert werden. Um fünf Uhr nahm der König in den Zimmern seiner Gemahlin ein Glas Wein und arbeitete dann mit seinem Sekretär bis um acht Uhr. Sobald die Schloßuhr die zehnte Stunde schlug, mußten sich alle Besucher zurückziehen. Abendbrot gab es nie. Die königliche Familie blieb dann noch genau eine Stunde beisammen, um sich mit dem Glockenschlage elf ebenfalls zur Ruhe zu begeben.

Man erzählt sich noch heute mancherlei Anekdoten von dem König, der im Umgang mit dem Volke ungemein leutselig war.

An einem sehr heißen Julitage trat der König in ein Bauernhaus, um sich ein Glas Wasser geben zu lassen. Es war während der Ernte, und in der großen Küche war nur eine alte Frau und drehte vor dem Feuer den Bratspieß. Als der König seinen Wunsch ausgesprochen hatte, erwiderte die alte Frau, wenn der Fremde so lange den Bratspieß drehen wollte, so würde sie es holen, jetzt könne sie das Fleisch nicht verlassen. Ohne weiteres setzte sich der König hin und drehte so lange eifrig, bis die Frau ihm das Glas Wasser brachte.

Als er einst mit der Königin im Park spazieren ging, begegnete ihnen der kleine Sohn eines Gärtners.

Digitized by Google

Der König blieb stehen und sagte: „Knie nieder, mein Sohn, und küß der Königin die Hand."

Aber der Knabe rührte sich nicht, und als der König fragte, warum er nicht gehorche, schluchzte der arme Junge: „Wenn ich hier knie, so mache ich ja doch meine neuen Hosen schmutzig."

Das sah der König ein und lachend ließ er den Jungen laufen. W. Stellies.

Nützlichkeit der Schwalben. — Den auf Feld und Flur, in Garten und Wald angebauten Nutz-, Frucht- und Futterpflanzen stellen jahrein jahraus unzählige Milliarden von Schädlingen und Verwüstern nach, die das pflanzliche Leben zu zerstören und zu vernichten drohen. Um nun im großen Haushalte der Natur das Gleichgewicht zwischen Bestehen und Vergehen innezuhalten, hat die gütige Natur den Pflanzenverwüstern eine große Anzahl Feinde entgegengestellt, die unter den pflanzlichen Schädlingen wie: Käfern, Fliegen, Larven, Würmern, Raupen, Engerlingen u. s. w. wiederum gewaltig aufräumen. Unter den den Insekten, Fliegen und all den anderen Arten von Getier nachstellenden Vertilgern nehmen die kleineren Vögel die bevorzugteste Stelle ein, indem deren Ernährung überwiegend durch die Aufnahme tierischer Kost erfolgt.

Während einige Arten der Klein- und Singvögel neben der Insektennahrung auch Gesäme aufnehmen, verzehren die Schwalben ausschließlich Insekten, die sie im Fluge aufnehmen, wodurch sie der Landwirtschaft und dem Ackerbau einen unermeßlichen Dienst leisten.

Hat wohl schon ein Naturfreund nachgedacht, welche Umwälzung im großen Garten der Natur entstehen würde, wenn allein die Millionenschar der gern gesehenen, niedlichen Schwalben urplötzlich in Afrika verbliebe und der angestammten Heimat den Rücken kehrte?

Unsere Feldgewächse und Kulturpflanzen würden in kurzer Zeit der sich millionenfach vermehrenden Insektenschar zum Opfer fallen, die mit ihrer furchtbaren Zerstörungswut all die Hoffnungen des Landmanns vernichten und einen langsamen, aber sicher eintretenden Ruin der Feldwirtschaft herbeiführen würden. Wer demnach eine Schwalbe tötet oder ihr kunstvolles Brutnest zer-

Digitized by Google

stört, der begeht ein himmelschreiendes Unrecht, dessen Folgen sein eigenes Haus treffen.

Wie groß der Nutzen ist, der ein einziges Schwalbenpaar im Vertilgen und Abfangen schädlicher Insekten, Fliegen und Käfer leistet, zeigt nachstehendes Ergebnis, das an Schwalben beobachtet wurde.

Unter dem Dache des Hauses haben eine Anzahl Schwalben ihr Heim aufgeschlagen, das, alljährlich aufgesucht, ausgebessert, häuslich eingerichtet, als Brut- und Wohnraum dient. Mit der Errichtung des Nestes beginnt auch gleichzeitig das unermüdliche Jagen und Haschen nach Insekten. Denn vom frühen Morgen bis hinein in die sinkende Nacht dauert der Insektenfang, wobei die Streifzüge wohl 16 Stunden täglich in Anspruch nehmen.

Sind in dem Neste zwitschernde Nachkommen, die mit dem gelben Schnabel ununterbrochen nach Futter rufen und dabei einen sehr großen Appetit entwickeln, so haben die beiden Alten vollauf zu thun, um die hungrigen Mäuler zu stopfen. Bei gutem Wetter macht jede Schwalbe 30 bis 50 Streifjagden in der Stunde, das heißt so oft kehren diese mit Nahrung zum Brutneste zurück. Nehmen wir für jedes Schwalbenpaar in der Stunde nur 60 Ausflüge an, so ergiebt dieses bei täglich 15stündiger Flugzeit 15 × 60 oder 900 Flüge. Da indessen die Schwalbe infolge ihrer Gewandtheit und Schnelligkeit nicht bloß ein einziges Insekt fängt, sondern 10 bis 20 dieser Lebewesen erhascht und mit dieser Beute dem Neste zufliegt, so werden schon in einer Stunde viele Hunderte von Pflanzenverwüstern weggefangen.

Setzen wir den Fall, daß jede Schwalbe in einem Ausfluge nur 10 Insekten fängt, so giebt dieses ein verbrauchtes Tagesfutterquantum von 9000 Stück bei jedem Paar. Diese 9000 Stück entsprechen keinesfalls dem wirklichen Fangresultate, sondern sind nur eine allgemeine Durchschnittsziffer. Wollte man indessen den Fang genau zählen, was schlechterdings unmöglich ist, so dürfte ein weit höheres Zahlenquantum zum Vorschein kommen. Denn bei der steten Hungrigkeit und dem unersättlichen Appetit der jungen Schwalben verbrauchen sie täglich geradezu unglaubliche Futtermengen. Um bei der fortwährenden Insektenjagd bei Kräften

Digitized by Google

zu bleiben und um Reservenährstoffe abzusetzen, verbrauchen die beiden alten Schwalben selbst pro Tag je über 500 Insekten, so daß sich das Tagesfutter eines Schwalbennestes auf durchschnittlich 10,000 Insekten beläuft.

Die Fütterung einer Schwalbenfamilie dehnt sich durchschnittlich auf 30 Tage hinaus, so daß in dieser Zeit etwa 300,000 Insektenschädlinge die Leibes- und Magenfrage einer Schwalbenfamilie bilden. Nach 30 Tagen sind die jungen Schwalben so weit gekräftigt, daß sie an den Flugwanderungen der Eltern teilnehmen und der Jagd auf eigene Faust nachgehen können.

Da ein Schwalbenpaar durchschnittlich fünf Junge ausbrütet und die siebenköpfige Familie im weiteren Laufe der Zeit pro Tag und Kopf etwa 400 bis 600 Insekten fängt, so ist auch dann noch ein Tagesverbrauch von mindestens 2800 Stück Insekten vorhanden. Bevor jedoch die Vöglein dem Ei entschlüpften, haben indessen die beiden alten Schwalben wenigstens 20,000 Stück schädlichen Insekten den Garaus gemacht. Berechnet man also die Gesamtsumme der von einer siebenköpfigen Schwalbenfamilie in dem sechsmonatlichen Aufenthalte in der Heimat verspeisten Insekten, so ergiebt dieses die ansehnliche Zahl von etwa 656,000 Stück.

Wird in Betracht gezogen, daß in einem mittleren Dorfe sich etwa 150 bis 200 Schwalbennester befinden, so folgt hieraus für ein Dorf zu 150 Nestern ein Gesamtquantum von 99,400,000 Stück vertilgter Insekten.

Blieben diese 99 2/5 Millionen Insekten am Leben, so würde man bei der üblichen hundertfachen Vermehrung dieser Feld- und Gartenschädlinge eine große Landfläche bedecken können. Nur die geringe Annahme von 10,000 Stück, auf eine Quadratmeterfläche ausgebreitet, würde allein schon einen mit Insekten bedeckten Streifen von 9940 Meter geben.

Wenn jedes dieser Insekten nur drei Getreidehalme, drei Kleepflanzen oder drei andere Kulturpflanzen im Entstehen, Wachsen oder Reifen vernichtet, so erwächst hiervon der ackerbautreibenden Bevölkerung des Ortes schon ein erheblicher Verlust. Da indessen die meisten Insekten, Käfer, Fliegen u. s. w. in den Sommermonaten nicht bloß drei Halme oder Kulturpflänzchen

Digitized by Google

zerstören, sondern oft viele Hundert Pflanzen vernichten, so kann man wohl ermessen, wie hoch die Nützlichkeit der Schwalben im Haushalte der Natur, ganz besonders der Landwirtschaft anzuschlagen ist. K. Schinke.

Ehemalige Aerztetracht. — Als der berühmte Dr. Heim sich im Jahre 1783 als Arzt in Berlin niederließ, schaffte er sich sogleich einen Scharlachrock an, obgleich er fünfzig Thaler kostete, was den sparsamen Mann nicht wenig wurmte. Dabei bemerkte er: „Wie würde ich mir dergleichen kostbare Kleider anschaffen, wenn es nicht zur medizinischen Politik gehörte, wohlgeputzt einherzugehen."

Der hannoversche Leibarzt Dr. Zimmermann schreibt am 25. November 1769 an einen Freund: „Ich trage aus geschäftlichen Gründen eine Pariser Perücke mit einem äußerst stutzerhaften Toupet, ein Kleid von schwarzem Sammet mit einem Unterfutter von weißem Atlas, eine Weste von Silberstoff, Schnallen mit falschen Diamanten, einen langen Pariser Degen mit einer weißen Scheide, Manschetten von flandrischen Spitzen, ein seidenes durch und durch parfümiertes Schnupftuch und in der Hand eine Schnupftabaksdose mit 57 Diamanten."

Letztere hatte er vom Herzog von Braunschweig als Geschenk erhalten für die glückliche Herstellung der Gesundheit seines Sohnes. Sie wog ein volles Pfund. E. K.

Von der Koralle. — Die Koralle wurde früher als ein Seegesträuch betrachtet, und man glaubte sogar Blüten an ihr aufgefunden zu haben. Peyssonnell, ein provençalischer Naturforscher, hatte alle mögliche Mühe, diese irrige Vorstellung zu bekämpfen und darzuthun, daß die angeblichen Blumen nichts als junge Korallen seien. Er hatte die ganze Akademie der Wissenschaften gegen sich, und seine Bestreitung der Ansichten dieser Körperschaft, der höchsten Autorität in Sachen der Naturforschung, trug ihm bei den Franzosen eine solche Unbeliebtheit ein, daß er Frankreich verlassen und als einfacher Arzt nach den Antillen gehen mußte, wo er bis zu seinem Ableben verblieb — alles dies deshalb, weil er behauptet hatte, was jetzt jeder Schüler weiß, daß nämlich die Koralle keine Pflanze sei und folglich auch nicht blühen könne. W. H.

Digitized by Google

Das letzte Wort. — Eine üble Eigenschaft Voltaires war seine mit den Jahren sich steigernde Geschwätzigkeit und Rechthaberei, die selbst den Spott seiner Verehrer herausforderte. Zu diesen zählte der durch sein tragisches Ende in der französischen Revolution bekannt gewordene Staatsmann Roland de la Platière, der einst mit seiner Gattin den Dichter in seiner Wohnung zu Ferney bei Genf besuchte. Schon nach einer Stunde, während welcher die beiden bei der Gesprächigkeit Voltaires überhaupt nicht zu Worte gekommen waren, verabschiedeten sich Herr und Madame Roland.

„Könnte ich doch einmal vier Wochen in der Nähe dieses geistreichen Mannes verleben!" gab Madame Roland, eine ebenfalls sehr redegewandte, schlagfertige Frau, ihrer Begeisterung für den Dichter Ausdruck.

„Das wünschte ich dir um meinetwillen," versetzte ihr Gatte ironisch, „denn dann würdest du auf alle Fälle verlernen, stets das letzte Wort haben zu wollen." J. W.

Doppelsinnig. — Mit einer neuen Kurmethode trat während der letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen ein Schweizer Heilkünstler Namens Thibaud in Berlin auf. Dem Grundsatze Rousseaus folgend, daß sich der Mensch wieder dem Naturzustand nähern müsse, verordnete er seinen Patienten den Genuß der verschiedensten Kräuter im frischen Zustande. Die „Salatkur", welche jeden Fleischgenuß verpönte, führte wirklich in vielen Fällen zu guten Resultaten und der „Kräuterdoktor" kam in Aufnahme.

Durch hohe Empfehlungen ermutigt, sandte der Wundermann auch an Friedrich den Großen eine eingehende Darlegung seiner Salatkur und stellte dem damals schon kränkelnden Monarchen seine Dienste zur Verfügung.

Allein Friedrich der Große verhielt sich mißtrauisch gegen die Heilkraft der frischen Gras- und Kräutersprossen, und gab dem Briefschreiber den Bescheid: „Ich danke für Seine Kur — ich mag noch nicht ins Gras beißen." J. W.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

PUBLIKATIONEN ✻ ✻ VON C. W. ALLERS.

Rund um die Erde. 48 Bogen Folio. Mit 354 Illustrationen im Text und 16 Extra-Kunstblättern, sämtlich nach Originalzeichnungen von C. W. Allers. In Prachtband mit Goldschnitt Preis 40 Mark.

Die Ereignisse des letzten Jahres lassen das schöne Werk seinen Platz im Vordergrunde des Interesses der gebildeten und kunstsinnigen Kreise behaupten.

Das deutsche Jägerbuch. 4 Lichtdrucke, 41 ganzseitige und 113 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von C. W. Allers. Text von Ludwig Ganghofer. Extra-Kunstblätter: 12 Monatsbilder in Aquarelldruck nach Originalen von Hugo Engl. In Prachtband mit Goldschnitt Preis 40 Mark.

Unser Bismarck. Von C. W. Allers und Hans Kraemer. ✻ Gedächtnis-Ausgabe. ✻

296 Seiten Quart. Mit 187 Illustrationen in ein- und mehrfarbigem Kunstdruck, darunter 22 Extra-Kunstblätter. Elegant gebunden Preis 12 Mark.

Ein würdiges Denkmal der Erinnerung an den grossen Toten, um dessen das Jahrhundert überragende Heldengestalt uns und den kommenden Generationen in Wort und Bild dauernd festzuhalten. Von allen Bildern des Altreichskanzlers, so schreibt ein Verehrer desselben, dürfen die Allers'schen den grössten Anspruch auf lebendige Aehnlichkeit machen. Hans Kraemer erzählt uns, bald anmutig plaudernd, bald erhebend und begeisternd, aus alten und jungen Tagen des eisernen Kanzlers. Das Werk schildert den Fürsten gemütvoll im Kreise seiner Familie und seiner Freunde und gestattet manchen Einblick in Intimitäten, mit denen bekannt zu werden sich sonst keine Gelegenheit bietet.

Eine Hochzeitsreise durch die Schweiz.

30 Blatt Originalzeichnungen in Lichtdruck. Gross-Folio-Format. In Prachtmappe Preis 20 Mark.

Hochzeitsreise nach Italien. ✻ ✻

63 Originalzeichnungen in ein- und mehrfarbigem Kunstdruck. In eleganter Mappe Preis 25 Mark.

Freund Allers. Ein Künstlerleben von Dr. Alexander Olinda. Mit über 400 Illustrationen von C. W. Allers. Elegant gebunden Preis 20 Mark.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die in der **Kränzchen-Bibliothek** erscheinenden Erzählungen sind durchweg Arbeiten, welche sich einer ungewöhnlichen Beliebtheit erfreuen.

Als erster Band erschien:

Das Montags-Kränzchen.

Erzählung von

Luise Glass.

I. Teil: **Streit u. Versöhnung.**

II. Teil: **Die Tanzstunde.**

Mit zahlreichen Textillustrationen und 1 Titelbild.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Luise Glaß zählt seit langem zu den beliebtesten Schriftstellerinnen für die junge Mädchenwelt. Es wird daher den zahlreichen Verehrerinnen von Luise Glaß eine Freude sein, ihre beim ersten Erscheinen in der illustrierten Mädchenzeitschrift „Das Kränzchen" mit so vielem Beifall aufgenommene Erzählung jetzt als handliches, hübsch u. modern ausgestattetes Buch geboten zu erhalten.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Deutsche Hausfrauen!

Die in ihrem Kampfe ums Dasein schwer ringenden armen

Thüringer Handweber bitten um Arbeit!

Sämtliche Waren: **Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Band- und Küchentücher, Scheuertücher, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers und Drells, Halbwollene Kleiderstoffe, Altthüringische- u. Spruchdecken, Kyffhäuserdecken** u. s. w. sind gute Handfabrikate. — Viele tausend Anerkennungsschreiben liegen vor. — Bitte verlangen Sie Muster und Preisverzeichnisse, die auf Wunsch portofrei zu Diensten stehen.

Thüringer Weber-Verein Gotha

Vorsitzender **C. F. Grübel**, Kaufmann u. Landtags-Abgeordneter.

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Digitized by Google

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG.

Im Frühjahr 1900 erscheint in unserem Verlage:

Schwäbisches Wanderbuch.

Eisenbahn- u. Wanderführer durch Württemberg und Hohenzollern.

Herausgegeben von der Generaldirektion der Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen.

Bearbeitet von **Gustav Ströhmfeld.**

Mit zahlreichen Illustrationen, Karten, Plänen und Panoramen.

In rotem Leinenband. Preis 2 M. 80 Pf.

Das »Schwäbische Wanderbuch« umfasst das ganze Gebiet des an Naturschönheiten so reichen württemberger Landes einschliesslich der Nachbarbezirke — von der Hohenloher Ebene bis zu den Allgäuer Alpen und dem Bodensee, vom romantischen Donauthal und der Rauhen Alb durch rebengeschmückte Gelände, freundliche Städte und Dörfer bis zu den tannenumrauschten Höhen des Schwarzwaldes. Nach praktischen, aus der Erfahrung gewonnenen Gesichtspunkten bearbeitet, wird es ein nützlicher und zuverlässiger Führer sein sowohl für die Eisenbahnreise wie auch für Wanderungen zu abseits von dem eisernen Schienenstrange liegenden schönen Punkten und Sehenswürdigkeiten.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 846 K